Princeton University Library
32101 066909340

Digitized by Google

3467
.18
.317

Library of

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Digitized by Google

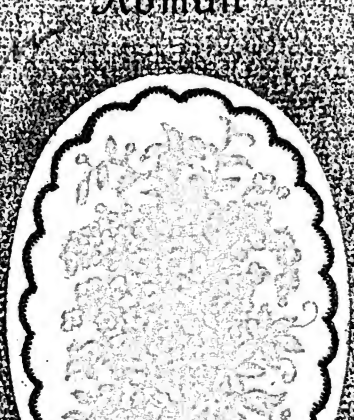
Digitized by Google

Digitized by Google

Alexander Castell

Bernards Versuchung

Roman



Albert Langen, München

15

Wollen Sie, lieber Herr Graf, dieses Buch als Zeichen meiner Verehrung empfangen.

Mit herzl. Grüßen

der Verfasser.

Bernards Versuchung

Digitized by Google

Von Alexander Castell sind früher bei Albert Langen erschienen:

Der seltsame Kampf, Drei Novellen

Die mysteriöse Tänzerin, Kleine Geschichten

Digitized by Google

Graf Eduard Keyserling

Alexander Castell

Bernards Versuchung

Roman

Albert Langen, München

Digitized by Google

Copyright 1911 by Albert Langen, Munich

Digitized by Google

Erstes Kapitel

Bernard Curjel erwachte von einem grellen, schreienden Pfiff der Lokomotive. Er hob den Kopf und wurde geschüttelt vom Stampfen des Zuges, der über knarrende und ächzende Weichen dahinstürmte. Draußen huschten ein paar Lichter vorbei. Dann ging der Expreß wieder gleichmäßig in seiner Bahn keuchend durch die Nacht.

„Wieviel Stunden mögen seit Avricourt vergangen sein?" überlegte sich Bernard, während er sich in der Dämmerung wieder ausstreckte. Dabei empfand er, wie ihm der Staub auf der Haut lag, fühlte, daß er grau und übernächtig aussehen müßte.

Von der Couchette gegenüber kam ein Seufzen wie aus einem Traum. Er schob den Vorhang der Lampe ein wenig zurück. Da lag noch immer die Dame mit dem gelben, gefärbten Haar, das Gesicht tief in einem Kissen, bis zum Hals in einen braunen englischen Mantel gehüllt. Nur unter dessen Saum hervor leuchteten zwei Steine auf zierlichen bestickten Pantoffeln und ein Stück des zwischen rot und schwarz schillernden seidenen Strumpfes.

Sie rührte sich nicht, und trotzdem hatte Bernard das Gefühl, sie könnte sich plötzlich erheben und ihm erschreckt ins Gesicht sehen. So schob er den Vorhang in einer leisen Verlegenheit wieder zu.

(RECAP)
I
541772
Digitized by Google

Stundenlang hatte er in die Lichter und das Gewühl hinuntergestarrt und es als eine Grausamkeit empfunden, daß er ein Knabe war und getrennt von dem Glänzenden und Lockenden, das sich da vor seinen Blicken schob und bäumte und ihm in seinem kindlichen Eifer als etwas Unermeßliches erschien.

Und doch haftete ihm aus jenen Tagen ein Augenblick schneidend scharf und unaustilgbar im Gedächtnis. So verwunderlich genau, daß es ihm später zuweilen erschien, als wäre jene ganze Reise, die ihm wohl auch einen Einbruch von neuen, unbezähmbaren Gedanken in seine Phantasie gebracht hatte, doch nur um dieses einen Momentes willen unternommen worden.

Es war an jenem Abend, als sie den Vater an der Gare d'Orléans abholten. Bernard stand mit der Mutter im Gewühl auf dem Perron. Der Zug war schon in der Halle, und die Packträger liefen in ihren blauen Blusen hinaus.

Da deutete die Mutter plötzlich mit der Hand auf einen Herrn in einem grauen Hut. Es war der Vater. Bernard hätte ihn nicht erkannt, denn er sah ihn eigentlich zum erstenmal. Er war damals schon seit acht Jahren in Indien und auf den Inseln.

Neben dem Vater aber ging eine schlanke junge Dame. Die hatte ihn am Arm gefaßt, als wollte sie ihn zurückhalten.

Er aber schaute forschend in die Menge. Bernard war es, als ob der Vater auf einmal die Mutter erblickte. Aber er kam nicht näher, er drehte sich nach der schlanken Dame um und sprach erregt, als müßte er sie zur Vernunft bringen.

Digitized by Google

Bernard aber sah an der Mutter hinauf. Sie war sehr blaß, nahm ihn an der Hand und ging schnell mit ihm hinaus. Er konnte kaum nachkommen. Vor dem Bahnhof warteten sie im Wagen.

Erst viel später erschien der Vater. Er war freundlich und küßte Bernard auf die Stirne und die Mutter auf beide Wangen.

Bernard aber mußte jene ganzen Tage oft an die junge Dame denken. Sie war vornehm und schön. So schien sie ihm wenigstens damals. Er stellte sich in jener Zeit oft vor, wie stolz er wäre, wenn er sie zur Schwester hätte.

Mit der Mutter sprach er nie darüber. Denn er fühlte, daß es sie schmerzen würde.

Etliche Tage später war sie auch bei den Rennen in Longchamp. Sie saß ein paar Reihen vor ihnen auf der Tribüne. Sie drehte sich nie um.

Die Mutter aber ging hinunter auf den Rasen und der Vater folgte ihr mit Bernard. Er schien traurig zu sein.

Dies alles war vor zwölf Jahren geschehn.

Bernard sann jetzt wieder über manche phantastische Verworrenheit seiner Kindheit nach, und er war in der Tiefe seiner Seele froh, daß sie längst hinter ihm lag. Es hatte sich damals so viel des Fremden und Unerklärbaren auf ihn eingedrängt, daß er in beständigem ängstlichem Erstaunen lebte. Er ahnte den krankhaften Zwiespalt in seiner Familie nur aus der Bänglichkeit der Atmosphäre und aus der müden Traurigkeit der Mutter, ohne dafür die klaren Gründe zu finden. So war ihm dieser Konflikt wie eine Qual, die von einem

Digitized by Google

Orte kam, den er nicht kannte, eine Verwirrung, der er darum auch nicht entrinnen konnte, sondern der er sich wehrlos ausgeliefert fühlte.

Aus allem erriet er nur eine furchtbare Gefahr für die Mutter.

Darunter litt er durch Jahre.

Und doch hatte er dazumal noch kaum eine Ahnung davon gehabt, wie viel zu erfahren ihm noch bestimmt war, und noch gar keine Idee von dem, was er jetzt, indes er zu einem besondern Zwecke nach Paris fuhr, gelassen ertrug, — dank der Wandlungsfähigkeit seiner Seele, die nach und nach und ganz allmählich Dinge erkannt und als möglich hatte hinnehmen müssen, die er früher vielleicht als furchtbar oder sicherlich als eine Quelle peinvollster Unruhe betrachtet hätte.

Er war von diesen Gedanken völlig wach geworden. Der Rhythmus des Zuges war seit Stunden in seine Nerven geströmt und hatte sie gereizt.

Dazu wirkte nun auch das Parfüm der Dame gegenüber, die immer noch, das Gesicht zur Wand gedreht, im Schlafe lag.

Er konnte nicht mehr liegen, er erhob sich leise und öffnete die Türe zum Couloir.

Draußen war es fast Tag.

Ein durchsichtiger Frühlingsnebel schwebte in vereinzelten Strähnen über der Landschaft. Der Zug ging neben einer Straße her, und es tauchte ein Gefährt auf. Zwei schwere Pferde zogen einen Wagen. Daneben schritt ein alter Bauer in halblanger Hose und Holzschuhen. Auf der Wagenbrücke lagen große

Digitized by Google

Säcke, und hinten saß ein Junge, der seine Beine baumeln ließ.

Schon waren sie vorbei, und Bernard wunderte sich, daß weder der eine noch der andere aufgesehen hatte. Er schaute nach der Uhr. Es ging auf fünf. Wie er nun wieder hinaussah, hatte er in der Erinnerung noch die nur bis auf das Schienbein reichende, wie abgeschnittene Hose des Bauern; und plötzlich stiegen dann wie in einer Vision auch die schlaftrunkenen Gesichter der beiden Menschen vor ihm auf.

Nun kamen Hütten, ganz aus Stein gebaut und geweißt, ohne Fenster, nur mit Löchern in den Wänden. Dort trat eine Frau aus der Türe und schüttete einen Eimer Wasser in den Hof. Dann war der Zug wieder in den Feldern.

Die weiten, grünen, von tiefbraunen Äckern durchzogenen Ebenen taten Bernards Augen wohl. Der Boden war ganz in der ersten Frische des Frühlings, die Erde noch dunkel und feucht und das Gras von einer fast krankhaft hellen Färbung.

Bernard fühlte auf einmal Lust, die kühle Morgenluft zu atmen. Nach einiger Mühe gelang es ihm, ein Fenster zu öffnen.

Es war nun schon recht hell geworden. Die Sonne schien schräg in die Nebel und gab ihnen einen gelben, seidenartigen Glanz. Bernard fühlte, wie sich ihm kalter Tau ins Gesicht setzte. Aber statt daß ihn das erfrischte, wurde er wieder schwer schläfrig. Es war die Zeit, wo er zumeist erst den tiefen Morgenschlummer begann. Eine unwiderstehliche gewohnheitsmäßige Müdigkeit legte sich auf seine Augen.

Digitized by Google

Als er wieder eintrat, hatte sich die Dame umgedreht. Er konnte nun ihr Gesicht sehen. Es war rundlich, mit einer kleinen Nase und einem Doppelkinn. Über den Mundwinkeln zeigten sich Spuren eines Schnurrbartes.

Bernard kroch wieder in seine Decken.

Wie er aufwachte, glaubte er unendlich lange geschlafen zu haben. Der Zug hielt in einem Bahnhof. Bernard meinte, es wäre Châlons sur Marne. Aber der Zeit nach mußten sie schon vor Paris sein.

Die Dame gegenüber hatte sich erhoben und begann ihre hohen Stiefel zu knöpfen. Bernard tat, als ob er schliefe.

Sie hatte eine Puderdose und Schminkstifte in ihren Schoß gelegt, hielt mit der Linken einen ovalen Handspiegel und färbte sich die Wangen. Darauf verstärkte sie die Augenbrauen etwas mit schwarz und brachte die ganze Zeichnung ihres Gesichtes durch ein paar Wischer mit der Puderquaste in eine sichere Harmonie. Schließlich trug sie auf ihre Lippen ein kirschfarbenes Rot auf, das unmittelbar und frisch leuchtete und aus ihrem Munde gleichsam etwas brennend Blühendes machte.

Dann betrachtete sie sich aufmerksam im Spiegel, zog den Mund etwas hinunter, blähte die Nasenflügel, als wollte sie sich einen strengen Ausdruck geben, half nochmals der Kante ihrer Nase entlang mit Puder nach und schien jetzt befriedigt.

Mit einem sanften Ruck setzte sie sich eine Toque aus violettem Plüsch auf, an der vorn eine rotgefärbte Gänsefeder schräg angeheftet war.

Dann ordnete sie ihr Gepäck auf der Couchette und

Digitized by Google

trat in den Couloir hinaus. Draußen gingen nun schon viele Personen auf und ab und lehnten an den Fenstern.

Auch Bernard sprang auf, wusch sich Gesicht und Hände mit Eau de Cologne und machte sich fertig. Als er eben hinausgehen wollte, kam sie wieder herein und setzte sich ans Fenster.

Bernard setzte sich ihr gegenüber, und ihr seltsam bemaltes Gesicht erschien ihm wie eine Prophezeiung der kommenden Zeit. In geheuchelter Naivität betrachtete er sie lange, ohne seinen Blick von ihr abzuwenden.

Sie wurde merkbar unruhig, nahm wieder den Handspiegel aus der Tasche und prüfte nochmals ihr Gesicht. Sie schien nichts Auffallendes an sich zu entdecken; ein sanftes Erstaunen trat in ihre Augen.

Bernard aber sagte leise, indem er sich etwas vorneigte: „Entschuldigen Sie, Madame, wenn ich Sie eben vielleicht etwas dreist angesehen habe . . ."

„O, das schadet nichts . . ." antwortete sie lächelnd, „. . . eine Pariserin ist daran gewöhnt . . ."

„Das mag sein . . . aber ich hätte es dennoch nicht gewagt . . ." unterbrach er sie, „. . . aber ich glaubte in Ihnen zuerst eine Bekannte meiner Familie zu sehen . . ." Bernard hatte diese Lüge mit leichter, selbstverständlicher Galanterie vorgetragen und doch deutlich genug, um die Dame merken zu lassen, daß es bloß eine Form war.

Sie schien ihn auch zu verstehen; sie lächelte wieder, wie erfreut über seine gelassene Dreistigkeit, und fragte:

„Sie fahren für längere Zeit nach Paris? . . ."

„Vielleicht . . . ich habe Geschäfte . . ."

Sie maß ihn nun mit koketter Ironie, als wollte sie

Digitized by Google

sagen: „Diese Geschäfte kennt man . . .“ Dann aber sagte sie ganz unvermittelt: „Ich komme aus Petersburg, ich war für die Wintersaison Mitglied des Théâtre Michel und habe jetzt ein Engagement für die neue Pantomime des Olympiatheaters . . .“

„Das muß sehr interessant sein . . .“ antwortete Bernard etwas gedankenlos.

Der Zug fuhr wieder durch einen Vorort, und die Dame sah auf die Uhr: „In fünf Minuten werden wir in der Gare de l'Est sein. — Haben Sie viele Bekannte in Paris?“ hob sie nach ein paar Atemzügen wieder an.

„O ja . . .“ sagte Bernard und nannte ein paar große Namen, die er oft in der Zeitung gelesen hatte.

Die Dame schien jetzt plötzlich interessiert, sie faßte prüfend ihren gelben, gefärbten Lockenchignon und drückte ihn hin und her, als wollte sie in diesem letzten Augenblick ihrer Toilette noch eine größere Haltung geben, oder etwa durch diese Gebärde nur eine solche Absicht andeuten.

„Da muß Ihre Zeit wohl sehr beschränkt sein? . . .“ sagte sie mit einem graziösen Zucken der Mundwinkel.

„Nicht so sehr . . .“ Bernard brachte das mit einer so wohlgeformten gütigen Bescheidenheit vor, daß sie ihn sofort zum Tee einlud.

Sie nahm ihre Karte aus der rotledernen Tasche: „Ich empfange jeden Donnerstag um fünf Uhr . . .“

„Es wird mich sehr freuen . . .“ sagte Bernard und schob die Karte, ohne sie zu besehen, in seinen Paletot.

Eben hatte der Zug Pantin passiert, gleich darauf

Digitized by Google

kreuzte er das Geleiſe der Ringbahn und fuhr langſam ein. Die Gepäckträger kletterten in die Wagen.

Die Dame hielt ihm zum Abſchied die behandſchuhte Linke hin, und Bernard neigte ſich darüber. Der Handſchuh war aus weichem ſämiſchem Leder.

Paul d'Aureville, ein früherer Reiſebekannter, erwartete ihn auf dem Perron. Er umarmte ihn in der feinen franzöſiſchen Form und zeigte eine, wenn auch gemäßigte, ſo doch von viel Sympathie erfüllte Freude über Bernards Ankunft. Er erkundigte ſich mit Temperament und Intereſſe nach ſeiner Reiſe und teilte ihm, während ſie zur Halle des Zollamtes gingen, mit, daß er ihm, wie gewünſcht, ein kleines Appartement beim Luxembourg beſorgt hätte, das ihm jedenfalls in den kommenden Frühlingstagen durch den Ausblick auf das Grün der Bäume und das heitere und doch ſtille Leben des Parkes ein angenehmer Aufenthalt ſein werde.

Bernard dankte und ſagte, er bezweifle keinen Augenblick, daß er ſich darin wohl fühlen werde.

Dann fuhren ſie in einem Fiaker, der mit den Koffern beladen war, den Boulevard Sebaſtopol hinunter. Es war ein grauer Tag. Die Luft war neblig und feucht.

Bernard ſaß etwas müde und zaghaft neben Paul d'Aureville, der von Rennen und Theatern und Varietés und anderen Dingen, die in den nächſten Tagen zu ſehen ſein würden, plauderte und ſich in den ſelbſtverſtändlich ſchönen Sätzen ausdrückte, die auf ſeinen Begleiter wie ein amüſanter, plätſchernder Waſſerfall niederrauſchten. Bernard aber ſtarrte in das Gewühl

Digitized by Google

der Fiaker und Automobile, der Pferde- und Dampftramways, der Autobusse und der elektrischen Bahnen, zwischen denen wieder Handkarren und Fahrräder die Straße kreuzten, wie in eine unerhörte verrückte Bewegung.

Plötzlich bäumte sich das Pferd auf. Der Wagen ging rückwärts, und alle Koffer drohten herunterzufallen. Der Kutscher gestikulierte mit der Peitsche. Dazu tönte die furchtbar keifende Stimme eines Gemüseweibes, das einen Strom phantastischer Flüche ausstieß.

Dann ging der Wagen im Trab weiter. Rings wurden die Straßen bespritzt, und vor den Trottoiren lief in den Rinnen ein breiter, schlammiger Strom.

Je tiefer sie in die Stadt kamen, um so mehr stieg der Lärm. Wieder — und zum wievielten Male — mußte der Wagen anhalten. Durch eine Querstraße kam ein langer zweirädriger Karren mit großen Weinfässern gefahren. Davor drei Pferde hintereinandergespannt. Im Trab durchschnitt er den ganzen Verkehr. Tramways knarrten, Motorwagen fauchten, Fischweiber schrieen: »Sardines de Nantes, Sardines nouvelles . . . Merlan à frire, à frire . . .«

„Was ist heute für ein Tag? . . .“ fragte Bernard, dem durch die Reise aller Sinn für die Zeit genommen zu sein schien.

„Es ist Sonntag und der vierundzwanzigste März . . .“ antwortete Paul d'Aureville.

Bernard aber war müde und sagte nichts mehr.

Paul d'Aureville suchte ihn zu unterhalten und sprach davon, daß man in Paris nie am Morgen ankommen sollte: „Überraschen Sie Ihre Geliebte, wenn sie noch

Digitized by Google

unfrisiert in ihrem Toilettenzimmer nach Postiches und Pomaden sucht. Der Eindruck wird bei der größten Schönheit peinlich oder komisch sein . . ."

Bernard gab das alles zu und fand den Vergleich ganz gut.

Sie waren schon am Théâtre Sarah-Bernhardt vorbei und über den Pont St. Michel gefahren.

Der Kutscher bog in eine Querstraße nach rechts ein, fuhr am Odéon vorbei und hielt vor einem Hause in der rue de Médicis.

Der Concierge, ein dicker, behäbiger Mann mit einer Narbe über der Stirne, der mit einer Zeitung in der Loge saß, erhob sich und trat unter die Türe. Paul d'Aureville erklärte ihm, daß Bernard der Herr für die Wohnung im zweiten Stock wäre, worauf der Dicke sich verbeugte, und nach einem Burschen rief, der nun auch aus der Loge kam, um das Gepäck hinaufzutragen.

Dann stiegen sie eine schmale, teppichbelegte Treppe hinan.

Als Bernard sein Zimmer durchschritten hatte, kam eine schöne, ruhige Stimmung über ihn. Die Wohnung wurde durch den Concierge vermietet, der sie mit, wenn auch nicht kostbaren, so doch einheitlichen Rokokomöbeln ausgestattet hatte. An den Wänden hingen Bilder mit zierlichen Personen und besonders fiel Bernard ein Stich auf, der einen geistlichen Herrn zeigte, der einer preziösen Dame gegenübersaß und die Spitze seines Schuhes ihrem Fuße so sehr genähert hatte, daß die mondäne Frau in einer gewissen bezaubernden und zugleich verschämten Ergebenheit ihren Blick senkte.

Digitized by Google

Der Concierge ſtand immer noch unter der Türe und wartete offenkundig auf Beſcheid, bis Bernard zu ihm trat und ihm ſagte, daß er gerne zu mieten bereit ſei.

Auch Paul d'Aureville verabſchiedete ſich nun und verſprach, Bernard abends zum Diner abzuholen.

Dieſer trat ins Schlafzimmer und begann ſeine Koffer auszupacken, hatte es aber bald ſatt und ſetzte ſich ans Fenſter. Über die Straße ſah er in den Park, deſſen Bäume mit ihren noch etwas kahlen Äſten faſt troſtlos in die Luft griffen. Auf dem Trottoir unten aber ſpielten Kinder, gingen Paſſanten langſamen Schrittes — ein ſchlanker grauhaariger Herr mit dem Band der Ehrenlegion erſchien ihm als penſionierter Offizier, ein bärtiger, bebrillter Alter in einem langen Überrock als Gelehrter —, und Bernard wußte nun, daß er ſich inmitten dieſer ungeheuern, beglückenden und zermalmenden Stadt auf einer Inſel verhältnismäßiger Ruhe befand, was ihm als ein ſanfter Troſt erſchien im Gedanken an das Schwere und Ungewiſſe, das er in den nächſten Monaten vielleicht zu bekämpfen hätte.

Er ſtand wieder auf und zog an einer Quaſte, die neben dem Bett an der Wand hing, worauf ein Zimmermädchen erſchien, das Bernard für die Tochter des Concierge hielt. Er beſtellte ein Bad.

So hatte er nun wirklich Muße zu allerlei Betrachtungen. In der nächſten halben Stunde packte er bald Kleider aus den Koffern, bald lag er im Fenſter, oder er ſtellte ſich vor den Spiegel, der auf dem Kamin ſtand, um ſein trotz der Jugend ziemlich ermüdetes Geſicht zu betrachten, von dem aber ſeine Mutter vor fünf Jahren — als er ſie zum letztenmal in Montreux ſah — geſagt

Digitized by Google

hatte, daß es sich bis in die späten dreißiger Jahre kaum sehr verändern würde.

Viel Vergnügen bereitete ihm ein kleines Sofa im Wohnzimmer, das recht schmal und nur für zwei Personen bestimmt, nach seiner Ansicht etwas Entzückendes war, da derartige Instrumente in früherer Zeit doch nur für die vornehmen Courtisanen und ganz hohen Frauen angefertigt wurden. Für Bernard bedeutete es einen exquisiten Reiz, in seiner lässigen Müdigkeit auf dem zwar etwas harten und durch die Kämpfe der Vergangenheit verbrauchten Polster zu sitzen, dazu den Kupferstich mit dem geistlichen Herrn zu betrachten und im übrigen seine Phantasie in allerlei behaglich dumpfen Träumen schweifen zu lassen.

Endlich erschien auch das Mädchen wieder und meldete, das Bad sei bereit.

In dem lauwarmen Wasser nickte Bernard für einen Moment ein, fuhr aber bald wieder auf. Wie er dann nachher im Schlafzimmer in dem breiten Bett lag und zwischen den großgeblumten Gardinen, die den Alkoven zu beiden Seiten abschlossen und gleichsam zu einem sehr besonderen Domizil machten, herausah, fühlte er völlig den großen Genuß, den eine starke Ermüdung dem Körper zu geben vermag. Er schlief ein, indes er noch ein Pastell an der Wand betrachtete, das — als eine schlechte Nachahmung von Fragonard — ein volles und doch schlankes Weib auf einer Schaukel im Park darstellte. Mit mattem Blick gewahrte er noch, daß die Dame ein weißes Tuch um die Hüften geschlungen hatte.

Digitized by Google

Bernard war einverstanden. Sie bogen in die rue Drouot ein. Nach ein paar Minuten standen sie im Entrée der Folies Bergères und lösten zwei Karten für das Promenoir.

Als sie einen großen Lichthof, halb orientalischen Garten, halb Café, passiert hatten, sah Bernard durch offene Türen in der Ferne die Bühne wie eine grellbeschienene hohle Halbkugel, in der sich ein Zug komischer Figuren bewegte. Göttinnen schwebten auf und nieder und waren in ihren seidenen Trikots lieblich anzusehen, ein Königssohn und eine Eunuchengarde standen in der Mitte, und daneben, als Allbeherrscherin der himmlischen und irdischen Schicksale, eine dicke Dame mit einem blumigen Stab, die den Königssohn auf eine halbnackte Tänzerin wies, die vor seinen Augen in schäumender Ekstase ihre Glieder warf, ihren Leib vor- und zurückschwenkte und in Sehnsucht und Raserei ein Feuer der Leidenschaft in dem hohen jungen Herrn anschürte, bis sie zuletzt mit aufgelöstem Haar und flatternder Gewandung vor ihm niederbrach, bereit, seinen Kuß zu empfangen.

Bernard hatte sich durch die dichte Menge der Kokotten und Herren, die rings das Parkett umstanden, gedrängt und starrte mit naiv neugierigem Blick in all die komische Herrlichkeit dieses Boulevard-Orients. Es schien ihm auch weiter gar nicht verwunderlich, daß alle paar Minuten eine neue Garde von Mädchen und Haremsdamen, bald mit Schildern und Speeren bewaffnet, bald als Huldinnen dekoriert, auf- und wieder abmarschierte; denn der Sinn der Revue lag doch nur in den hundert Frauengliedern, die in allen Nuancen

von Farben und Formen vor den Augen dieser Menge im Licht der großen Reflektoren, von grausam spannender Musik bewegt, eine höchst erregende Existenz führten.

D'Aureville ging draußen im Palmengarten auf und ab.

Als Bernard zu ihm trat, sagte er: „Wir warten noch, bis Mayol singt. Es wird nach der Pause sein. In zehn Minuten ist die Revue zu Ende . . ."

Bernard trat wieder seine Wanderung im Promenoir an. Er guckte in die Logen, wo die großen Kokotten mit ihren Herren saßen und durch die Operngläser auf die Bühne schauten. Im Parkett folgte die Masse der internationalen Reisenden aufmerksam und andächtig dem seltsamen Spiel. Volle, glattrasierte Amerikanergesichter, die mit großer Ruhe und stumpfer Kühle jede Kuriosität dieser Erde hinnehmen, expressive Romanen und Slaven, die die einzelnen Szenen mit Beifall akkompagnierten, und daneben einfache, naive Menschen, die wohl zum erstenmal eine Stätte derart aufreizenden Lebens betraten und darum, mit innerer Glut und doch nicht ohne Bänglichkeit, gespannt an diesem Bilde hingen.

Rings im Promenoir war unterdessen mit Witzworten und Gekicher oder auch in brutalen deutlicheren Formen der große Markt der Liebe im Gange, der um so heißer und drängender wurde, je mehr die Zeit vorrückte.

Während der Pause traf Bernard Paul d'Aureville mit zwei Frauen, deren Kostüme sich so sehr glichen, als ob sie Schwestern wären, im Café an einem kleinen Tische. D'Aureville stellte ihn vor und sagte, daß die beiden alte Bekannte von ihm seien. Sie waren etwas über zwanzig, die eine braun, die andere dunkelblond.

Digitized by Google

„Sie ſind erſt heute angekommen?“ fragte die Blonde, die vielleicht die jüngere war.

„Ja . . .“ ſagte Bernard und ſah nach der Galerie, wo eine Bauchtänzerin ſtand und durch ihre impoſante Gegenwart die Herren aus dem Lichthof hinauflockte.

„Wollen wir hingehen?“ fragte die Blonde, die ſeinem Blick gefolgt war.

„Gern . . .“ ſagte Bernard. D'Aureville ſolle unten warten.

Sie ſtiegen über die Treppe und kamen in ein kleines Zelt, wo vor einer niederen Bühne Stühle ſtanden. In der vorderſten Reihe ſaß ein Soldat. Sonſt waren noch etliche Herren da. Einer von ihnen war ſehr klein und hatte ſeltſam breite Lippen, zwiſchen denen er ſchief eine Zigarette hielt.

Es erklang die Muſik eines Saiteninſtrumentes. Die Tänzerin trat wie eine Heroine über eine kleine Treppe auf die Bühne. Sie trug nur auf den Brüſten Geſchmeide und um die Hüften eine buntſeidene Hoſe. Die Füße ſtaken in rotem Leder.

Nun begann ſie ſich zu regen. Erſt gefühllos und ſtumpf, wie jemand, der eine fremde Maſchine in Gang bringt. Mit apathiſchem Blick ſah ſie auf ihren Leib nieder, der jetzt Bewegung von den Hüften aus bekam. Erſt wiegte ſie ſich leiſe. Etwa im Takt der Chaloupée. Die Muſik bekam mehr Tempo. Nun warf ſie den Bauch ruckweiſe. Und allmählich hub das Becken zu kreiſen an. Das Fett des wulſtigen, ſtrotzenden Körpers ſchlotterte rings in Wellen, die ſich aufblähten und wieder zuſammenſanken. Und das Weib war nun ſo weit erwacht, daß es trotz ſeiner inneren Teilnahms-

Digitized by Google

losigkeit zuweilen einen wärmeren Glanz in die Augen bekam . . .

Bernard folgte dem Tanze mit etwas fiebrigem Gesicht. Die Blonde erkannte den Vorteil der Situation, sie nahm seine rechte Hand, betrachtete die Ringe und fing mit seinen Fingern zu spielen an.

„Was treiben Sie heute abend noch?" fragte sie in das Gekreisch der Musik hinein.

„Ich weiß nicht . . ." antwortete er. Er war ganz mit dem Schauspiel beschäftigt.

Als der Tanz zu Ende war, kam die Heroine von der Bühne und trat wieder auf die Galerie hinaus.

Wie sie die Treppe hinuntergingen, lud die Blonde Bernard ein, am nächsten Tag bei ihr eine Tasse Tee zu trinken. Sie schob ihm ihre Visitenkarte in die Außentasche des Paletots.

Er dachte einen Moment daran, daß er in einem anderen Paletot aus der Morgenfrühe noch eine solche Karte haben müßte.

D'Aureville war nicht mehr unten im Lichthof. Da gingen sie ins Theater hinein.

Unter der Türe stand eine schlanke Negerin, die einem Herrn Zeichen mit den Händen machte.

Auf der Bühne tänzelte mit koketten Bewegungen ein Schauspieler im Frack. Dazu spielte das Orchester eine getupfte Melodie. „Er singt: ‚L'amour au Chili'", erklärte die Blonde. Und Mayol, der begnadete Chansonnier, die schreitende Karikatur hob mit der kecken, biegsamen, schmeichelnden und zugleich ironisierenden Stimme wieder an:

Digitized by Google

»En ch'min ell' dit: Vois-tu
J'suis peu vêtu',
Je n'peux pas aller comme ça
Là-bas
Sur l'av'nu' de l'Opéra
J'os'pas.

Faut qu'tu m'pay's un chapeau
A Santiago
Avec des épingl's à cheveux
J'en veux
Un' joli' pair' de bottin's
Aux Philippin's.«

Er wiegte dazu ſeinen Körper ſchalkhaft hin und her, tänzelte von einem Bein aufs andere und hielt die Handflächen flach vor ſich hin, als wollte er den Rhythmus in der Balance halten. Dazu tat er mit dem ganzen Geſicht ſehr närriſch.

Und nun ſang er den Refrain:

»Ah! qu'elle était jolie
Ma p'tit' Lily,
Avec ses cheveux légers
Frisés,
Son petit anneau doré
Dans l'nez.«

Es ging noch ſehr viel weiter, das Lied mit ſeiner kapriziöſen koketten Melodie. Im Parkett wagte ſich aber der Beifall nur ſchüchtern hervor. Sei es, daß

Digitized by Google

die Fremden den Humor ſeiner Bewegungen oft gar nicht verſtanden, ſei es, daß ſie des Glaubens waren, über derlei Komik amüſiere man ſich wohl, doch ohne die Nötigung, eine beſtimmte Meinung darüber zu äußern.

Der Sänger war längſt abgetreten, als Paul d'Aureville wieder zu Bernard trat. Die beiden Damen verabſchiedeten ſich. „Wir ſind jeden Abend im ‚Café Americain' in der erſten Etage," ſagte die Blonde.

Sie verließen das Variété.

„Wozu ſind Sie eigentlich in Paris? . . ." fragte d'Aureville, als ſie ſpäter die rue du Faubourg Montmartre hinauf und eben an dem alten grauen Gemäuer von Notre Dame de Lorette vorbeiſchritten.

„Nicht bloß zu meinem Vergnügen . . ." ſagte Bernard. „Ich erwarte meine Mutter, die in dieſem Sommer durch Paris kommen muß . . ."

„In dieſem Sommer? . . ." warf d'Aureville ein, als ob er ihn nicht recht verſtanden hätte.

„Ja . . . Wann, weiß ich nicht genau . . ."

„Und Sie wiſſen nichts Beſtimmtes über den Tag? . . ."

„Nein, in meiner Familie ſchreibt man wenig Briefe und pflegt ſich auch ſelten zu benachrichtigen. Man trifft ſich immer wie durch einen Zufall, und das iſt dann ſehr ſchön . . ." Bernard hatte ruhig geſprochen.

D'Aureville aber hörte aus dem Ganzen doch eine leichte Verlegenheit und ſah mit einer kurzen Wendung des Kopfes einen Augenblick nach Bernards Profil.

Das empfand dieſer wie einen Zwang zu weiteren Erklärungen. „Sie wiſſen ja wohl nicht," fuhr er fort, „daß mein Vater ſchon ſeit zwanzig Jahren in den Tropen lebt . . . Er kam als Chemiker ſehr früh dahin;

Digitized by Google

erſt hatte er es mit Farbſtoffen, ſpäter mit Parfüms zu tun. Kennen Sie die Firma Spenzer, Watbot & Cie.? Er iſt jetzt ihr Generaldirektor für die Philippinen."

„Und Ihre Mutter iſt mit ihm im Orient?" fragte d'Aureville wieder unbefangener.

„Meine Mutter hat mit ihm in Manila gelebt bis ich ein Jahr alt war. Doch ich ertrug das Klima nicht und ſo kehrten wir wieder in die Heimat zurück. Von meinem zwölften Jahre ab wurde ich aber im Inſtitut erzogen, und da fuhr ſie zum zweitenmal hinüber. Mein Vater lebte damals mit einer Geliebten in Singapore. Sie vermochte nichts mehr über ihn. Die Umſtände des Lebens hatten ſie zu weit auseinandergebracht. Als Mama wieder zurückkam, war ſie müde und enttäuſcht. Sie beſuchte mich damals in Territet und nahm mich für einen Monat nach Genf mit. Nachher mußte ich wieder auf die Schule. Sie ging auf Reiſen und hat mich jedes Jahr beſucht.

„Und wo lebt ſie jetzt? . . ."

Bernard ſchaute eine Sekunde auf: „Ich weiß es nicht. Ich höre nur alle paar Monate von ihr. Im Januar kam ein Brief aus Konſtantinopel . . . Damals ſchrieb ſie, daß ſie den Sommer in Paris verbringen wolle. Fünf Wochen darauf empfing ich eine Karte aus Algier. Wo ſie jetzt iſt . . ." Bernard zuckte mit den Schultern wie einer, der faſt nur ins Ungewiſſe ſieht.

„Und wann haben Sie ſie zum letztenmal geſehen? . . ."

„Vor fünf Jahren . . ."

„Das iſt ſeltſam . . ." ſagte d'Aureville nachdenklich, dann aber brach in ihm ein Sturm von galliſchem Freundſchaftsgefühl los, er umarmte und küßte Bernard

Digitized by Google

und versicherte ihn mit großen und überschwenglichen Worten seiner Anhänglichkeit, die durch diese seltsamen und schmerzvollen Umstände noch tiefer in ihm geweckt worden sei.

Sie bogen in die rue Pigalle ein; von der Trinité her stoben die Automobile mit Gefauch und Geknatter herauf. Bei der rue Victor-Massé stießen sie auf einen größeren Trupp von Menschen, indem sich sehr viele Mädchen befanden, denn der Ball Tabarin hatte eben geschlossen und eine Menge Volkes ausgespien: Kavaliere und Kokotten vieler Stufen und Grade, von nicht geringer äußerer Eleganz bis hinunter zu der Jämmerlichkeit eines traurigen Exterieurs, wie es etwa die kleinen Anfängerinnen und auch das schäbige und degoutante Grandseigneurtum etlicher Zuhälter zeigten.

Je näher sie aber der Place Pigalle kamen, um so mehr schritten sie in ein Fluidum von Licht und Verlockungen. Nicht als ob das Äußere dieser Lokale, die zwar mit allem Raffinement zumeist in uraltes Gemäuer eingebaut sind, so anziehend auf den ersten Blick gewesen wäre, — nein; aber gerade diese halb verborgenen und winkligen Bars und Kasinos, wo man zumeist eine schmale Treppe hinansteigt, um in Räume voller Menschen und Begierden zu kommen, reizten durch die Intimität ihrer Dimensionen. Man sah sich dort in drückender Enge plötzlich wie zu Knäueln geballt, die von Musik und halb verhüllter Nacktheit gereizt und von einem einzigen Willen zu ausgelassenem Taumel durchströmt wurden.

Paul d'Aureville führte Bernard sorgsam an der Royal-Bar und an Monico vorbei, um ihn in der Abbaye de

Digitized by Google

Thélème die sublimste Form dieser Extravaganzen genießen zu lassen.

Sie schritten über den Platz nach dem einstöckigen Gebäude, dessen Fassade von einer grell leuchtenden Affiche überstrahlt war, passierten die Diener, die im Entrée jeden Gast auf seinen ganzen Eindruck zu prüfen haben, und traten dann zur Garderobe.

Während sie noch dort standen, fuhr draußen ein Automobil vor. Ihm entstiegen eine dunkelblonde Dame von vierzig Jahren und ein junges kaum achtzehnjähriges Mädchen.

Die Diener standen Spalier, während die beiden eintraten, die Ältere in einem orangefarbenen Abendmantel mit schnurdick aufgesetzten Goldstickereien und einem großen Hut mit schwarzer Feder, die Jüngere in einer zwischen grün und gelb schillernden Mantille, die in bezaubernder Linie von ihren schmalen Schultern niederfiel.

D'Aureville ging ihnen entgegen und küßte ihnen die Hand. Dann winkte er Bernard und stellte ihn vor. Er nannte die eine Dame eine Baronin von V., das junge Mädchen hieß kurzweg Mademoiselle Yvonne.

Darauf traten sie zusammen in den Saal. Die rotbefrackten Zigeuner, die rechts vom Eingang auf der kleinen Estrade saßen, spielten einen Walzer und ein Herr tanzte mit einer im höchsten Maße eleganten Demimondaine in der Mitte Dooble-Boston.

Bernard kam neben die Baronin von V. zu sitzen, während sich d'Aureville recht sehr um Mademoiselle Yvonne bemühte. Dies schien der Baronin durchaus zu gefallen. Ihr Blick ruhte mit müdem Glanze auf

Digitized by Google

den beiden und lächelte still und beruhigt, während d'Aureville der jungen Dame allerlei komische Dinge ins Ohr flüsterte, wobei diese jedesmal unter dem Gelächter die Krempe ihres großen Hutes neigte, so daß von ihrem Gesicht gar nichts mehr zu sehen war.

„Sie waren noch nie hier?" fragte die Baronin von V. Sie schaute Bernard aufmerksam und lange von oben bis unten an, wie jemand, der die Gewohnheit hat, die Menschen auf irgendeine Eigenschaft hin einzuschätzen.

„Nein," antwortete er und erzählte, daß er erst in der Frühe in Paris angekommen sei. Er konnte sie dabei betrachten und bemerkte, daß sie noch sehr schön, wenn auch schon eine reife Frau war, — vielleicht von jenem Typus, der erst mit dreißig Jahren debütiert und sich dann lange Zeit in guter Form erhält. Daß sie vielleicht um ein kleines älter erschien, als sie in Wirklichkeit war, verursachte der Umstand, daß ihr rechtes Augenlid sich ein wenig zu tief über die Pupille senkte und der einen Gesichtshälfte einen stilleren, fast schläfrigen Zug gab. Ihre Nase war ebenmäßig gerade, ihr Mund voll und blendend rot gefärbt, und auch die Wangen hatte sie mit großem Geschick maquilliert, so daß sie von der Seite etwas kühl Statuenhaftes an sich hatten.

Sie sprach weiter, befragte ihn fast taktlos nach seiner Abstammung, redete dann vom Kursaal in Interlaken, von Zermatt und den guten schweizer Hotels. Dazwischen trank sie etwas nervös, ließ aber immer ihre Hände vor sich auf dem Tisch liegen, als wären sie zur Schau ausgestellt.

Ihre Finger hatte sie bis fast zu den Knöcheln mit Henna gefärbt, was mit der Kaffeefarbe der zurück-

Digitized by Google

geſchlagenen Handſchuhe einen bezaubernden Zweiklang ergab.

Ihre runden gepuderten Schultern lehnte ſie zurück, und ihr ganzer Körper hatte die ſtarke ſinnliche Ruhe eines Weſens, das ſich über ſeine Bedürfniſſe und Inſtinkte längſt im klaren iſt.

Manchmal auch legte ſie während des Geſpräches ihre linke Hand gleichſam betreuend auf ſeine Rechte, als ob allein ſchon durch die Tatſache, daß ſie hier nebeneinander an einem Tiſche ſaßen, irgendeine menſchliche Beziehung zwiſchen ihnen geſchaffen ſei.

Aus der oberen Etage kamen einige mit kurzen Ballettröckchen bekleidete Mädchen in den Saal und begannen zu zweien zu tanzen; ſie bewegten ihre ſchmächtigen Kinderglieder nicht ohne Grazie und machten dabei Augen nach verſchiedenen Tiſchen und Logen hin, wo offenbar Freunde und Gönner von ihnen ſaßen.

Während Bernard nach ihnen ſchaute, ſtreifte ihn plötzlich der Atem der Baronin: „Lieben Sie ſo unreife Geſchöpfe? Es iſt ein Jammer, wie mager ſie ſind . . .“

„Nein . . .“ ſagte Bernard, bloß aus Gefälligkeit.

„Sie haben einen guten Geſchmack,“ lächelte die Baronin. „Das iſt ein Vorzug, der heute bei der jungen Welt nicht ſehr verbreitet iſt . . .“

„Aber bitte . . .“ proteſtierte Bernard.

„Sie dürfen mir das glauben,“ beteuerte ſie, etwas melancholiſch . . . „Ich habe Erfahrungen . . .“

Bernard verneigte ſich nur, als ob er ſich ganz ihrer Anſchauung füge.

Die Baronin von V. aber zeigte eine wachſende Sympathie und ſo viel ſcheinbar mütterliches, zugleich aber

Digitized by Google

frauliches Intereſſe für Bernard, daß dieſer darüber etwas verlegen wurde, vor allem auch, weil d'Aureville ihn vollſtändig vergeſſen zu haben ſchien. Jener lag in ſeinen Seſſel zurückgelehnt und hörte, während er mit ihrer linken Hand ſpielte, ein Rede an, die Mademoiſelle Yvonne unter dem Schutze ihres Hutes und mit leiſer Stimme hielt. Zuweilen zuckte er die Achſeln oder machte einen mißvergnügten Mund, als ob er einen Vorſchlag oder eine Bedingung bezweifle oder mißbillige. Die Baronin aber warf nur ab und zu einen prüfenden Blick hinüber, um ſich über den Fortſchritt der Dinge zu unterrichten.

Die Luft war inzwiſchen ſchwül und heiß geworden. Die Kriſtalleuchter ſchwammen in einem feinen zitternden Dunſt von Hitze und Rauch. Als ob alle die verſchiedenen und vielfältigen Parfüms, die von den nackten Schultern, aus den Seidenroben und den Koiffüren aufſtiegen, ſich mit der Atmoſphäre zu einer ſeltſamen Farbigkeit miſchten, lag rings ein Duft von einſchläfernder und zugleich bänglicher Süße, wie aus ſeltenen krankhaft reizenden orientaliſchen Stimulantien gebraut, die auch ein mattes Gehirn und eine müde Welt noch zu einer bewegteren Anteilnahme zu begeiſtern vermögen.

In der Mitte des Saales breiteten jetzt zwei Diener ein Wachstuch mit gelbem und rotem Muſter aus und ſtreuten Sand darauf.

D'Aureville, der ſich bis dahin an Mademoiſelle Yvonne gelehnt hatte, als ob er den Duft ihres Halſes einſöge, reckte plötzlich das Glas über den Tiſch: „Auf Ihre Geſundheit . . .“

„Auf die Ihrige.“

Digitized by Google

Bernard sah ihm in die Augen. Sie waren frisch und heiter wie die eines ausgelassenen Knaben. Er zwinkerte, deutete auf Mademoiselle Yvonne und versuchte auf deutsch zu sagen: „Sie ist hübsch, nicht wahr?"

Mademoiselle Yvonne merkte auf und fragte: „Er hat eine Bosheit über mich gesagt? O, wissen Sie, er ist sehr böse, sehr böse, man darf ihm kein Wort glauben ... man darf keinem Manne ein Wort glauben ... sie betrügen uns alle ..."

„Haben Sie so schlechte Erfahrungen?" wendete Bernard ein.

„Das geht Sie gar nichts an ..." antwortete Mademoiselle Yvonne spöttisch ... „Sie sind indiskret."

„Ich bitte Sie um Entschuldigung ..."

„Sie sind unartig gegen meinen Freund ..." tadelte d'Aureville, der wieder zurückgelehnt in seinem Stuhle lag ...

„Das ist mir ganz gleichgültig ..." fuhr Mademoiselle Yvonne fort.

„Sie ist ein Kind und hat keinen Verstand ..." begütigte die Baronin von V., indem sie ihren Sac à la Bandouillère öffnete, aus einer Perlmutterdose eine Puderquaste nahm und damit über ihr Gesicht fuhr.

Den Saal erfüllte plötzlich ein rhythmisches Klappern. Auf dem Wachstuch stand ein Neger im Sommeranzug, der einen Step tanzte. Er trug einen breitrandigen niederen Strohhut und in der linken Hand einen gelben Rohrstock, den er zuweilen als Balance benützte.

„Es ist empörend, welche Rolle diese Kaffern bei uns spielen ..." begann die Baronin von V. ... „Neger

Digitized by Google

ſind als Laſtträger oder Diener zu benützen, aber nicht dazu, daß man ihre Demonſtrationen bewundert. — Waren Sie ſchon am obern Nil?“ fragte ſie plötzlich Bernard.

„Nein . . .“

„Es iſt empörend,“ ſagte ſie noch einmal, „dieſe idiotiſchen Kaffern . . .“

Der Neger war abgetreten. An ſeine Stelle kam ein kleiner Herr im Frack mit einem Rieſenkopf. Von einem Scheitel in der Mitte fielen zu beiden Seiten ſchwarze geölte Haare nieder, ſo daß ſein Schädel wie poliert erſchien. Auf der Stirne trug er links und rechts je eine Locke.

Er begann mit armeniſch-engliſch-franzöſiſchem Akzent eine Rede, von der man nur verſtand, daß jetzt ein Wunder der Welt, die Siſters Smart, auftreten würde.

Die Siſters Smart waren zwei Mädchen in blauen Samtkoſtümen, im Alter von zehn und zwölf Jahren. Eng aneinander gelehnt, begannen ſie ihren Tanz. Wenn der Neger getobt hatte, daß der Sand unter ſeinen Sohlen knirſchte und rauſchte, vermochten ſie ihre Bewegung derart zu vervielfältigen, daß ihre Füße den Boden mit einem Laute gleich dem vehementen Ticken eines Telegraphenapparates berührten. Sie tanzten bald auf dem einen, bald auf dem anderen Bein in einer ſchrägen Lage und hatten dabei ſo wohldreſſierte Geſichter, als ob ihnen dieſes unheimlich ſchwierige Experiment nur Vergnügen bereitete.

Mademoiſelle Yvonne hatte ſich über den Tiſch geneigt, ſie ſah zu, wie d'Aureville eine gelbe Birne ſchälte und ihr dann Stück um Stück in den Mund ſchob. Sie

Digitized by Google

zeigte während dieses Vorganges so viel müde Apathie, als ob es sich nicht um sie, sondern um eine ganz fremde Person handelte.

Das kleinere der Mädchen war abgetreten, und das größere tanzte allein weiter. Seine Bewegung schien so federleicht, sein Takt so beschwingt, das Auf und Nieder seines Körpers so vibrierend, daß sich sein Fuß zuweilen wie eine züngelnde Flamme verwandelte, die, ruhelos und fast unwirklich zugleich, den Boden leckte.

Und dann geschah etwas Unerwartetes.

Die Zigeuner begannen eine langsam gaukelnde Walzermelodie, und nun erschien aus dem Hintergrund grotesk schreitend die Kleine, Zehnjährige. Sie war in einem langabfallenden buntgeblümten Rock, hatte hinten einen riesengroßen Cul de Paris aufgeschnallt, sich einen breiten Busen zurecht gemacht und ihre Nase rot gefärbt; aus dem Kopfe wuchs ihr eine gelbe Tulpe, die bei jedem Schritt auf und nieder wippte.

Im Cake-Walk-Takt kam sie nach vorn und begann mit einer pubertätsrauhen Knabenstimme ein amerikanisches Couplet zu singen, warf dabei den Cul de Paris, schleuderte ihre Beine und ließ komisch gefranste Unterkleider sehen; schließlich endete sie mit einem Bauchtanz, der den ganzen Saal vor Gelächter aufschreien ließ.

Endlos mußte die Farce wiederholt werden.

Die Baronin von B. weinte vor Freude und wiederholte immer: „Dieses Schweinchen . . .“

An einem Nebentisch begannen Amerikaner, die von Ekstase und Champagner toll betrunken waren, die Teller

Digitized by Google

auf dem Tiſch zu zerſchlagen. Mädchen kreiſchten auf. Die Diener und der Gerant ſtürzten herbei.

Es war eine Stimmung, als ſtünde man vor einer Schlacht.

Mademoiſelle Yvonne ſagte plötzlich, ſchläfrig wie ein Kind: „Ich bin müde, ich will nach Hauſe . . .“

D'Aureville anerbot ſich, ſie zu begleiten. Er wollte nachher zurückkommen.

Bernard hörte, wie die Baronin zu ihm ſagte: „Sie haben ein Geſicht wie ein hübſcher, laſterhafter Junge . . .“

„Finden Sie . . .?“

„Sie haben gewiß ſchon viele Frauen verführt . . .“

„Ach nein . . .“ entgegnete er naiv, „die Frauen haben immer mich verführt . . .“

Als er ihr in die Augen ſah, merkte er, daß auch ſie zu viel getrunken hatte. Ihre Blicke gingen trüb hin und her, als ob ſie keine Richtung und kein Ziel mehr hätten.

„Wir wollen auch nach Hauſe . . .“ ſagte ſie auf einmal im Ton eines ſanften Befehls.

Bernard ſah ſich um. Der Saal war ſchon faſt leer, und die Zigeuner waren verſchwunden.

„Wir müſſen doch noch d'Aureville erwarten . . .“ wendete er zaghaft ein.

Die Baronin lächelte mitleidig gerührt: „Lieber, junger Freund, ich fürchte, er wird nicht mehr kommen, er hat Yvonne nach Hauſe gebracht . . .“ Sie lächelte immer noch, und immer trübſeliger.

Bernard ſtützte ſie, während ſie hinausgingen. Sie war eine ſchwere Laſt.

Im Entree ſtand ein Diener und half ihr in den

Digitized by Google

Mantel. Er folgte ihnen, als sie hinausgingen, und setzte sich neben den Chauffeur.

Der Wagen fuhr in der Richtung nach der Place Clichy.

Die Baronin lehnte sich an Bernard, als ob sie einschlafen wollte. Er fühlte sich etwas beklommen. Eben passierten sie die Place Blanche. Bernard sah im trüben Schein der Lichter die Affichen von Moulin Rouge.

Später empfand er deutlich, wie das Automobil bergab ging. Zur Linken tauchte jetzt ein Park auf. Hinter einem hohen eisernen Gitter lag der Wall der Bäume dunkel und still.

Dann bog der Wagen in eine Seitenstraße ein und hielt mit einem Ruck.

Die Baronin fuhr auf: „Sie müssen mich hinaufbringen, ich bin krank . . ."

Der Diener riß das Kupee auf und läutete am großen Haustor. Mit einem leisen Knall ging die Türe auf, und in demselben Moment war das ganze Treppenhaus von einem weißen Licht überströmt.

Während der Diener langsam hinterher ging, erklomm Bernard mit der Baronin Stufe um Stufe, Etage um Etage. Immer schwerer hing sie an ihm, daß er zuletzt keuchte und ihm der Schweiß über die Stirne rann.

Im dritten Stockwerk trat der Diener wieder vor und läutete.

Eine kleine verschlafene Kammerfrau öffnete die Türe. Sie schritten durch den Korridor und in ein Zimmer, das die Kleine offenhielt.

Es war ein Schlafgemach mit einem breiten Rokokobett in der Mitte. Die Baronin ließ sich in einen

Digitized by Google

Fauteuil fallen, indes ihr die Kammerfrau Hut und Mantel abnahm.

Bernard ſtand vor ihr und wußte keinen Rat.

„Madame iſt wohl krank; ſoll man einen Arzt benachrichtigen? . . .“ fragte er ſchließlich, während die Kleine der Dame ſchon das Kleid aufhakte.

„Ach nein, das geht vorüber . . .“ antwortete ſie, als ob ſie an ſolche Szenen gewöhnt ſei.

„Dann will ich mich zurückziehen . . .“ wagte er mit einem Blick auf die Baronin zu ſagen. Dieſe lag immer noch mit geſchloſſenen Augen im Fauteuil.

„Es wäre ſehr lieb von dem Herrn, wenn er noch etwas bliebe, bis Madame ſchläft. Sie hat ſonſt leicht Angſtzuſtände, wenn ſie allein iſt.“

Sie hatte der Dame nun das Kleid aufgemacht und ihr Korſett gelockert. Dann ging ſie an einen Toilettetiſch, von dem ſie ein weißes Pulver nahm. Sie ſchüttete es in ein Glas Waſſer und gab es der Baronin zu trinken.

Nun ließ man ſie ruhen. Sie ſchlief ſanft, mit ſeitlich geneigtem Kopf; ihre nackten, zu vollen Arme lagen über der Lehne.

Bernard hatte ſich auf einen Stuhl neben der Türe geſetzt und wartete. Die Kleine ging hin und her, trug Holz und Kohlen herbei und begann im Kamin Feuer zu machen.

Das Zimmer hatte zwei ſchmale, ſehr hohe Fenſter, die von ſchweren, großen Damaſtgardinen überhangen waren. Auch über dem Bett hing ein Himmel von denſelben Stoffen, die dem Raum eine ſtille, faſt feierliche Luft gaben.

Digitized by Google

Die Kammerfrau löſchte nun den großen Leuchter aus, ſo daß nur noch eine kleine Lampe auf dem Nachttiſche brannte, die ihren Schein gerade noch über die Fläche des Bettes warf. Dafür flammte und kniſterte jetzt das Feuer im Kamin und ſchleuderte blitzende Lichter auf die Vergoldung der Stühle. Daneben lag halb im Schatten in einem Gewirr von Spitzen und Seide der halbnackte Oberkörper der ſchlaftrunkenen Frau. Dies alles wirkte auf Bernard wie ein ſeltſames, myſteriöſes Bild von grotesker Pracht, menſchlicher Leidenſchaft und Wirrnis und hilfloſer Depravation ... Zugleich fühlte er in ſeinem Körper, ganz aus dem Unbewußten aufquellend, eine plötzliche Spannung, als wäre er mit ſeinem ganzen Weſen in dieſes Zwielicht von Raffinement und weicher, betörender Schlaffheit eingetaucht.

Unterdeſſen hatte die Kleine ihre Herrin hinübergeführt und auf den Rand des Bettes geſetzt, wo ſie ſie entkleidete wie ein kleines Kind. Die Baronin atmete nun etwas befreiter und gehorchte jedem Wunſch, bis ſie plötzlich wie eine ſchwere Maſſe zurückſank.

Dann ging die Kleine hinaus.

Bernard ſaß darauf wohl eine halbe Stunde unbeweglich auf ſeinem Stuhl. Einmal ſtand er auf und trat in die Nähe des Bettes.

Der Kopf der Schlafenden lag im Licht, und ihr Geſicht ſah jetzt rührend und kläglich aus. Einige der Locken hatten ſich losgelöſt und hingen ihr in die Stirne. Dazu war aller Puder weg, und die einzelnen Farben der Schminke ſtanden hart und grauſam gegeneinander, als ob ſie ſich verraten und befehden wollten. Das Schwarz unter den Augen ſtach unbarmherzig hervor und

Digitized by Google

erzeugte eine unnatürlich tiefe Höhlung, auf den Wangen schwammen die rotaufgelegten Flächen wie kleine Inselchen.

Aber sie atmete tief und gleichmäßig. Ihre Lippen waren etwas offen, und um die Mundwinkel zogen sich zwei kummervolle Falten.

Leisen Schrittes ging Bernard auf den weißen Fellen um das Bett und sah plötzlich sein Porträt wie ein Gespenst in dem großen Spiegel, der über dem Kamin stand.

Während er noch hineinstarrte, hörte er hinter sich ihre Stimme: „Ach, Sie sind noch hier, junger Freund . . .? Wie lieb das ist . . ."

Sie sprach gedämpft und klagend.

„Kommen Sie näher . . ." bat sie darauf.

Sie nahm seine Hand, und er setzte sich zu ihr auf den Rand des Bettes.

„Madame ist immer noch krank? . . ." fragte er. Sie sah jetzt bei offenen Augen viel besser, ja verführerisch aus. Etwas Hilfloses und Rührendes belebte ihr Gesicht.

„Nein . . . das ist vorbei . . ." antwortete sie und versuchte zu lächeln . . . „Etwas Ruhe tat mir not . . ."

Sie nahm seine Hand und streichelte sie sanft, zärtlich und dankbar.

Er empfand in ihrer Berührung nichts Peinliches, sondern nur den zärtlichen Kontakt mit weichen, wohlgepflegten Fingern, die fast wie ein Flaum über die seinen glitten und in dieser schönen Milde gleich etwas Trostreichem die Nerven hypnotisierten . . .

„Ich ertrage das Pariser Klima noch nicht . . ." hob

Digitized by Google

ſie etwas verlegen wieder an ... „Ich bin erſt vor acht Tagen aus Algier zurückgekommen. Kennen Sie Muſtapha ſupérieur?“

„Nein ...“

„O, das iſt herrlich. Wir wohnten im Palace Hotel, und ich ſah von der Höhe jeden Morgen die gipsweißen Häuſer der Araber, all die Terraſſen der Dächer und das dunkle Meer, das dunkle Mittelländiſche Meer. Es gibt da ein Bois de Boulogne wie in Paris, nur zieht es ſich über einen Hügel hin, und es war da ein ruſſiſcher General, der hatte einen Sohn, einen reizenden Sohn ... Wie alt ſind Sie? ...“ wandte ſie ſich plötzlich an Bernard.

Er lächelte und nannte eine Zahl.

„Sie ſind ja noch ein Kind ...“ ſagte ſie gerührt ... „ein Kind ...“ Ihre Augen überſtrömte ein zarter Glanz, während ſie ihn zu ſich niederzog, erſt mütterlich ſeine Augen küßte und dann ſeinen Mund ſuchte ...

Durch Bernard aber rann plötzlich eine Flut warmen Blutes. Er zitterte wie von einem nervöſen Sturm erſchüttert, ſog gierig den ſchwülen Duft ihres Körpers ein und erlag ihr dann, wie etwas Junges und Schwaches vor dem ſichern, gefeſtigten Willen eines Weibes zuſammenbricht ...

Nachher ſaß er wieder neben ihr auf dem Bettrand.

„Sie ſind melancholiſch ...“ hob die Baronin weich und ſchläfrig an ... „Ja, ſehen Sie. Da träumt man von einer ſeltſamen und herrlichen Stadt, von tauſend Lichtern und Abenteuern, und zuletzt küßt man eine alte Dame ...“

Das letzte hatte ſie betrübt lächelnd hinzugefügt.

Digitized by Google

„Aber ... ich bitte Sie ...“ wehrte Bernard ab.

„Ja, es iſt ſchon ſo ...“ wiederholte ſie ...

Bernard erwiderte nichts. Er war müde.

„Darf ich jetzt gehen? ...“ fragte er darauf leiſe, faſt naiv.

„Aber gewiß, mein junger Freund ...“

Er küßte ihre beiden Hände, verneigte ſich und ging.

Die Baronin läutete der Kammerfrau. Die half ihm im Entree mit unſicheren Händen in den Paletot. Ihre Augen waren dick vom Schlaf.

Während er über den ſchweren Teppich der Treppe niederſchritt, hörte er in all die Müdigkeit ſeiner Gedanken hinein: „... und zuletzt küßt man eine alte Dame ...“

Digitized by Google

Drittes Kapitel

Bernard hatte nach Tiſch eine Stunde im Fauteuil gelegen und empfand nun das ſüße Behagen ſeines ausgeruhten Körpers. Er zog die Vorhänge, öffnete eine Fenſter und ließ die Sonne hereinſtrömen und ſich gelb und warm auf den mattbraunen Teppich des Zimmers legen. Durch die Bäume jenſeits der Straße ging ein leiſer Wind. Aus einem Nachbarhauſe hörte er auf einem Klavier eine Tonleiter ſpielen.

Er machte ſich fertig und ging gegen das Odéon. Unter den Arkaden blieb er bei den Auslagen des Buchhändlers ſtehen.

Eben fuhr der Autobus Odéon-Clichy über den Platz. Der Motor hämmerte und krachte wie ein Gewitter.

Um die Bücherſchränke aber war es ſtill. Eine dumpfe Verſunkenheit lag in den Geſichtern derer, die da herumſtanden. Da ſtarrte ein bärtiger Herr lange und unverwandt in ein Buch, als ob er mit offenen Augen ſchlafe. Ein junger Menſch ging von einem Regal zum andern, nahm die ſchön in Leder gebundenen Bände herunter und koſte ſie mit den Händen wie etwas Liebes. Eine Dame blätterte in einem Roman und las gedankenvoll da und dort eine Paſſage, indes ein kleines Mädchen in gelben hohen Ledergamaſchen ſie am Rocke zerrte und: „Mama . . . Mama . . .“ wimmerte.

Digitized by Google

Bernard ging am Senatsgebäude vorbei und trat neben dem Luxembourgmuseum in den Park ein. Auf den Bänken saßen an diesem lauen Frühlingsnachmittag die Kindermädchen, und vor ihnen spielten allerliebste Bambinos. Hier kam breit wie ein Segelschiff eine bretonische Amme mit einem Säugling auf dem Arm daher. Dort saß in einer Nische ein altes Pärchen: er ein zittriges Männchen, das mit wässerigen Augen geradeaus starrte und seine Lippen zuweilen leise bewegte; sie etwas rüstiger und mit der Gebärde, als müßte sie ihn wie ein Kind behüten. Wenn sie zu ihm sprach, neigte er den Kopf und sah ihr ins Gesicht, als ob alles auf ihrem Mund geschrieben stünde.

Tiefer im Garten spielten die Knaben unter den Bäumen Fußball. Später tauchte ein Tennisplatz auf. Hell strahlte der Sand in der Sonne. Von der andern Seite kamen fernher die Orgeltöne eines Karussels.

All das gab Bernard das Gefühl einer träumerischen Beruhigung, und er wußte, daß er in diesem Park, unter diesen Bäumen etwas wie einen Schutz fände vor all dem Schweren, das über ihn kommen könnte.

So schritt er gemächlich, als wollte er die Stimmung des Augenblicks recht tief auskosten und wie etwas Glückseliges in sich aufspeichern.

Er wandte sich wieder gegen das Senatspalais und stand plötzlich am Ende der Terrasse, von der aus man in die Tiefe auf das große Wasserbassin blickt. Während er noch hinunterstarrte, hörte er Stimmen hinter sich.

Da war eine Gruppe von Studenten mit ihren Freundinnen. Ein junges Mädchen lag in einer Hängematte, die zwischen zwei Bäumen aufgehängt war, und las

Digitized by Google

ihrem Geliebten vor. Er saß zu ihren Füßen auf einem kleinen Strohsessel und schaute sie an.

Bernard sah aus seinen Augen, daß er kein Wort hörte.

Er dachte unvermittelt an seine Mutter. Ob sie schon in Paris wäre? Oder vielleicht doch auf der Reise? Plötzlich und unerwartet kam ihm der Gedanke, sie könnte in Amerika sein. Voriges Jahr, um dieselbe Zeit, hatte sie Freunde in Philadelphia besucht.

Wenn er doch Gewißheit hätte! Oder nur eine vage Ahnung! Ja, das mit der Mutter war peinlich und schwer. Manchmal hielt Bernard sie für krank. Sie irrte nun schon seit Jahren durch die Welt, wie jemand, der etwas sucht, das gar nicht zu finden ist. Sie war unglücklich und litt über die Maßen.

Es durchzuckte ihn plötzlich eine Idee. Er verließ eilig, als hätte er keinen Augenblick zu versäumen, den Park. Auf der rue Vaugirard rief er einen Kutscher an.

Dann ging es in scharfem Trab nach der Stadt. Erst die rue de Seine hinunter, darauf den Quai Malaquais entlang, bis der Wagen über die Place du Carousſel in die Avenue de l'Opéra einbog.

Bernard war in einer nahezu fieberhaften Hast.

Vielleicht gab es da eine Entscheidung. Wie dankbar er dem Schicksal wäre. Eine wehe quälende Sehnsucht nach der Mutter hatte ihn erfaßt. Er konnte es jetzt kaum begreifen, daß er oft monatelang dahinlebte, ohne eigentlich an sie zu denken.

Und sie brauchte doch im Tiefsten so viel Liebe und Zuneigung bei ihren müden, überreizten Nerven. Er erinnerte sich an Szenen schon vor Jahren, da sie plötz-

Digitized by Google

lich, ohne daß er einen Grund sah, zu weinen begonnen hatte, krampfhaft zu schluchzen. Er stand damals ratlos vor ihr und hatte sich nicht zu helfen gewußt. Und wieder erinnerte er sich an Vorgänge aus der Knabenzeit, da sie ihm oft wie in einem unwillkürlichen Ruck mit der rechten Hand auf den Kopf schlug. An der Hand aber trug sie viele Ringe. Und die Ringe schmerzten. Wie hatte er Mamas Ringe verwünscht!

Der Wagen hielt in der rue Scribe vor der Agence der Hamburg-Amerika-Linie.

Bernard verabschiedete den Kutscher und trat ein.

An der Ticket-office stand ein junger, schlanker Herr, der mit einem Engländer verhandelte. Bernard sagte ihm, daß er jemand aus Neuyork erwarte, und bat ihn um Einsicht in die Passagierlisten der zuletzt angekommenen Dampfer.

Der junge Herr gab ihm bereitwilligst eine Anzahl gedruckter Formulare.

Als Bernard sie in der Hand hielt, wußte er, daß sein Suchen umsonst sei. Aber er prüfte auf einem Stuhle sitzend langsam und mit atemloser Sorgfalt die Namen der Passagiere erster Klasse. Mrs. Curjel war nicht darunter.

Bernard verabschiedete sich.

Er ging erst, als müßte er sich besinnen, auf dem Trottoir auf und ab. Vor dem Eingang zum Grand Hôtel hatten sich Menschen angesammelt. Eine berittene Abteilung der Garde Republicaine stand Spalier.

Bernard fragte einen Polizisten.

„Eine Deputation der Stadt Brüssel ist im Grand Hôtel . . .“ antwortete dieser.

Digitized by Google

Bernard durchquerte die Straße und ging nach dem Bureau der Cunard-Line.

Ein kleiner, dicker Herr empfing ihn. Bernard fragte wieder mit hoffnungsloser Gelassenheit nach den Listen. Vielleicht könnte sie mit dieser Linie gefahren sein. Über Fishguard—London.

Wieder hielt er die Papiere in der Hand. Aber da waren Miß Cahn, Mr. Capmann, Mrs. Critz und viele andere, aber nicht Mrs. Curjel.

Traurig und mutlos verließ er das Bureau. Er wandte sich nach der Madeleine. In ihrer stillen Größe lag die Kirche gleich einem edlen Koloß im Gewirr und in der Unruhe der Umgebung. Darauf schlenderte er die rue Royal hinunter, sah in der Ferne die grauen großen Formen der Chambre des Deputés, blickte einem Kunsthändler in die Auslage, oder spähte mit eifrigem Blick in das Fenster eines Juweliers, bis er an der Ecke zur Concorde stand, wo die Wagen in wirrem Gesause von und nach den Champs-Elysées durcheinanderstoben.

Plötzlich erinnerte er sich d'Aurevilles Adresse und rief einem Chauffeur.

Nach ein paar Minuten hielt er in der rue des St. Pères vor einem der Häuser nahe bei der Seine.

Bernard fragte den Concierge nach d'Aurevilles Wohnung.

„Im vierten Stock . . ." schrie eine Weiberstimme aus dem Dunkeln.

Oben läutete er zwei . . . dreimal. Niemand erschien. Endlich kamen schlurfende Tritte über den Korridor.

„Wer ist da . . .?" fragte eine Männerstimme.

Bernard nannte seinen Namen. Der Mensch schien

Digitized by Google

ſich wieder zu entfernen, kam aber darauf eilig, um zu öffnen. Es war ein junger Diener in einer braunen Livree. Er führte Bernard in einen Salon und bat ihn, zu warten.

Nach einer Viertelſtunde erſchien d'Aureville. Zugleich hörte Bernard die Korridortüre gehen. Ihm war, als ob ſich jemand entfernte.

D'Aureville war herzlich und ſcharmant.

„Wir haben uns vier Tage nicht mehr geſehen ..." lachte er ... „wie finden Sie ſich zurecht?"

„Sehr gut ..." ſagte Bernard. Er war ein wenig verlegen.

„Habe ich Sie geſtört?" fragte er.

„O nein ..." antwortete d'Aureville ... „Sie kommen eben recht, ich nehme Sie zu einem Tee mit."

Er führte ihn in ein Ankleidezimmer, wo der Diener allerlei Kleidungsſtücke, die am Boden lagen, aufnahm und wegtrug. Durch eine halboffene Schlafzimmertüre gewahrte Bernard ein wirres Gemiſch von Kiſſen und Jupons, die auf einem breiten Bett und einem Fauteuil verſtreut waren.

„Wie endete das neulich mit der Baronin?" fragte d'Aureville, während er ſich ein Jackett anzog.

„Ich brachte ſie nach Hauſe und fuhr dann weg..."

D'Aureville ſah ihn eine Sekunde halb mißtrauiſch an.

„Wer iſt die Dame?..." fragte Bernard.

„Das weiß man nicht..."

Er habe die beiden vor einem Jahr im Zug von Nizza hierher kennen lernen, erzählte d'Aureville, die ältere ſcheine mit einem ruſſiſchen Edelmann — d'Aureville lachte hell auf — in Odeſſa verheiratet geweſen

Digitized by Google

zu ſein, lebe aber ſeit Jahren in Paris, Yvonne ſei ſo etwas wie ihre Nichte. Vielleicht ſtammten beide aus guter Familie, vielleicht ſeien beide einſt Kokotten geweſen. Niemand wiſſe das ... Die Baronin ſei jetzt mit einem Börſianer und Getreidehändler liiert. Yvonne ſuche ſich einen neuen Liebhaber. „Das iſt alles. Im übrigen geht es uns ja gar nichts an ...“ ſo ſchloß er. „Oder ...?“

„Da mögen Sie wohl recht haben ...“ Bernard aber hatte doch faſt Mitleid mit der vierzigjährigen halbverblühten Frau.

Sie waren zum Gehen fertig.

Als ſie unten auf den Quai kamen, ſchwamm die Abendſonne in großen, gelben Flecken auf dem Fluß.

Jenſeits lag der Louvre hinter den kahlen Bäumen wie eine drohende dunkle Maſſe.

D'Aureville ſchien ermüdet zu ſein und der friſchen Luft zu bedürfen.

Sie ſchritten langſam den Quais entlang, blieben zuweilen vor einem der Bücherkaſten, die dort auf der Mauer liegen, ſtehen und weideten ſich wieder an der dämmerig blauen, faſt violetten Luft, die den Firſten der Kamine, ja ſelbſt den Bäumen oder dem Fluß etwas Unwirkliches, Entrücktes, nahezu Künſtleriſches gab.

Während ſie jetzt über die Concorde gingen, erfaßte es Bernard gleich einem übermächtigen ſtrömenden Rauſchgefühl. Da ſtand vor ihnen der Obelisk von Luxſor, zur Rechten lagen die weiten Gärten der Tuilerien, zur Linken die wie in den Himmel anſteigende Avenue der Champs-Elyſées mit dem fernen Triumphbogen, der wie ein übermächtiges Zeichen rieſenhaft und

Digitized by Google

dunkel in der Atmosphäre stand, — wieviel magischer Glanz der Tradition und der Erinnerungen!

D'Aureville erzählte, indes sie tiefer in die Champs-Elysées hineinschritten und die Wagen schon aus dem Bois zurückkamen, vom Salon der Madame de Ch. . . ., wohin er ihn bringen wollte. Er würde da vielleicht einen Minister sehen, würde dem bekannten Bildhauer Morel vorgestellt werden, würde einem halbverrückten italienischen Poeten und Romancier begegnen, der eine neue Epoche der Literatur inaugurieren wolle, dazu einigen Gelehrten, Politikern . . .

„Ist sie schön? . . ." fragte Bernard, nur um etwas zu sagen.

„Das kommt auf den Geschmack an . . ."

Sie wandten sich hinter dem Palais de Glace nach der Avenue Montaigne, überquerten die Straße und waren gleich angekommen.

Als sie zur zweiten Etage hinanstiegen, hörten sie schon auf der Treppe ein lautes, unregelmäßig bewegtes Summen. Oben nahmen ihnen ein Diener und eine Kammerfrau die Überröcke ab.

Sie traten in einen kleinen Salon, von dem sich zur Rechten ein Ausblick in einen Saal eröffnete, wo viele Menschen sich drängten, zur Linken lag ein Eßzimmer, in dem ein Büfett mit Tee und Delikatessen stand.

Kaum hatten sie ein paar Schritte getan, als es nebenan still wurde.

Ein schlanker, mittelgroßer Herr war in die Mitte des Saales getreten und begann mit sonorer, immer höher steigender Stimme ein italienisches Poem zu rezitieren.

Digitized by Google

Er ſtarrte dabei mit verglaſten Augen nach der Decke und warf beide Arme wechſelweiſe hoch in die Luft.

»Ecce poeta . . .« ſagte d'Aureville und lachte leiſe.

„Der Menſch iſt vollſtändig verrückt . . .“ rief eine Dame, die nebenanſtand und den Italiener aufmerkſam mit dem Lorgnon betrachtete.

Der Dichter geſtikulierte heftiger und ſtieß jetzt wirre Schreie aus. Die um ihn ſtanden, ſahen zu Boden und waren ratlos.

D'Aureville gab Bernard ein Zeichen. Er folgte ſeinem Blick und ſah Madame de Eh . . . Sie ſaß auf einem Sofa. Ihr Geſicht war ſchmal und blaß und leicht zurückgelehnt, als wären ihre Gedanken ganz fern.

Sie trug ein in Altgold getöntes Atlaskleid, darüber eine Tunika aus Crêpe de Chine mit goldfarbenen und blaßgrünen oder blauen Stickereien. Dazu ein grünes Seidenband im tiefbraunen Haar. Ihre Geſtalt war ſchlank und zierlich.

Bernard betrachtete ſie lange und ungeſtört. Sie war ſchön. Aber nicht anziehend oder verführeriſch. Sie ſchien eher zu jenen taktvollen und paſſiven Frauen zu gehören, die einfach und klug ſind, ohne Prätentionen und Ehrgeiz, ohne Komödie und Eſprit.

Dies Bild formte ſich in Bernard, ohne daß er ein Wort von ihr vernommen hätte.

Plötzlich gewahrte er auch, daß ſie ihre linke Hand auf dem Lockenkopf eines vielleicht zehnjährigen Mädchens liegen hatte, das vor ihr auf einem Schemel ſaß.

Der Italiener hatte ſein Organ noch einmal wie eine wilde Flamme aufſprühen laſſen.

Digitized by Google

Dann schwieg er.

Jedermann klatschte Beifall. Herren traten auf ihn zu und schüttelten ihm die Hand.

Einige riefen: „Bravo . . .“

Der Poet aber bahnte sich einen Weg durch die Menge, schritt hart an Bernard vorbei nach dem Büfett und leerte ein Glas Champagner.

Ein Herr mit der Rosette der Ehrenlegion meinte:

„Wenn wir verstünden, was er spricht, würden wir vielleicht nicht klatschen.“

D'Aureville brachte Bernard zu Madame de Ch. Wie er ihn aber vorstellen wollte, kam sie eben mit einem schöngescheitelten jüngeren Herrn ins Gespräch.

„Ich habe in Ihrem neuesten Buch geblättert . . . es scheint sehr interessant zu sein . . .“ sagte sie aufmerksam.

„Das ist das schlimmste, was Sie mir sagen können, Baronin,“ lachte der junge Herr . . . „wenn mir ein Buch ganz schlecht erscheint, nenne ich es sehr interessant, und wenn es talentvoll ist, kritisiere ich . . .“

„Aber ich liebe nicht zu kritisieren, junger Dichter . . .“ sagte sie leiser und sah dabei nach einer Gruppe, die eben in den Saal getreten war. Herren und Damen umringten einen kleinen Herrn mit kurzem Bart, der anscheinend schnell und heftig sprach, während sie ihn wieder hinaus und nach dem Büfett geleiteten.

Der Schöngescheitelte sah in diesem Augenblick eine stattliche Dame in einem großen blauen Hut mit grauen Federn, die sich von einem Sessel erhoben hatte.

Eilig verabschiedete er sich.

D'Aureville stellte Bernard der Baronin vor . . .

Digitized by Google

Sie reichte ihm ihre linke Hand, die er beſcheiden und mit Anſtand küßte.

„Sie ſind Schweizer?...“ ſagte ſie ..., „welch ſchönes Land ...“ Dann begann ſie von St. Moritz zu ſprechen und von Engelberg ...

In dieſem Moment kam der Schöngeſcheitelte mit der Dame näher. D'Aureville ging ihr ein paar Schritte entgegen, um ſie zu begrüßen und machte darauf auch Bernard mit ihr bekannt. Er hörte dabei den Namen eines vor kurzer Zeit verſtorbenen berühmten Romanciers und Kritikers, deſſen Witwe die ziemlich gereifte Frau war.

D'Aureville geleitete Bernard nach dem Büfett.

Da ſtand in einer Ecke der italieniſche Poet, von jungen Damen umringt. Er ſchien ihnen Paradoxe zu erzählen, denn ſie lachten laut auf und ſchienen ſich in höchſtem Grade zu beluſtigen.

Eben erklärte er in lautem, autoritativem Ton: „Wir behaupten, daß die Herrlichkeit der Welt durch eine neue Schönheit vermehrt worden iſt, die Schönheit der Schnelligkeit. Ein Rennautomobil, deſſen Maſchine von dicken Röhren ſtrotzt, die gleich Schlangen einen krachenden Atem ausſpeien ... ein keuchendes Automobil, das wie eine Kartätſchenladung daherſauſt, iſt ſchöner als die Viktoria von Samothrake ...“

Die Mädchen kreiſchten vor Lachen.

Er aber fuhr begeiſtert, ſprühend fort: „Wir werden die großen Maſſen, die durch die Arbeit, den Rauſch oder die Revolten hingeriſſen ſind, beſingen, die vielfarbige und vielſtimmige Brandung der Revolutionen, die nächtliche Vibration der Arſenale und Werkſtätten

unter ihrem heißen elektrischen Licht, die dampfenden Bahnhöfe, die Fabriken, die durch die hohen Rauchsträhnen ihrer Kamine an den Himmel gehängt sind, die Eisengerippe der Brücken, die sich über die teuflisch gleißenden Tiefen der Ströme spannen, die Riesendampfer, die in die Horizonte eintauchen. Die starken Brüste der Lokomotiven, die über die Schienen toben, und den Gleitflug der Aeroplane, deren Propeller sausen wie Fahnen im Wind . . ."

Der Poet schöpfte Atem, indes die Umstehenden die Verve seiner Worte beklatschten.

Er aber hob wieder an: „Wir wollen den Krieg verherrlichen, die einzige Hygiene der Welt, den Militarismus, den Patriotismus, die vernichtende Geste der Anarchisten, die herrlichen Ideen der Zerstörungen . . ."

„Genug! Genug! . . ." riefen einige.

„Es gibt nur eine Schönheit: die des Kampfes. Wir wollen die Museen zerstören . . ."

„Verrücktheit!" schrie ein ergrauter Herr.

Der Poet wandte sich an ihn: „Wir proklamieren dieses Manifest in Italien, wo die Kunst der Gegenwart durch die wahnsinnige Bewunderung der Vergangenheit erstickt wird, wo die Lebenden durch die Toten erschlagen werden. Was sind Museen? Friedhöfe! Durch das traurige Nebeneinander von Körpern, die sich nicht kennen. Öffentliche Schlafsäle, wo man auf immer Seite an Seite mit Wesen schläft, die man vielleicht gehaßt oder nie gekannt hat. Stätten des wildesten Kampfes zwischen Künstlern, die sich gegenseitig durch die Blitze ihrer Linien und den Klang ihrer Farben töten . . ."

Digitized by Google

„Er hat nicht so unrecht . . .“ sagte eine kleine schwarzäugige Person zu d'Aureville.

Da aber holte der Italiener zu seiner größten Geste aus: „Tapfere Brandstifter sollen kommen und Feuer anlegen, die Flüsse soll man ableiten, um diese Katakomben zu überschwemmen . . .“

„O! O!“ klang es von allen Seiten.

„Sie soll die Ströme hinabschwimmen, die berühmte Leinwand! Her mit der Hacke und dem Hammer! Zerstört die Fundamente, diese geheiligten Stätten . . .“

„Vandalismus! Irrsinn . . .“ Ein Hagel von Protest prasselte auf den Italiener rings aus dem Zimmer, das jetzt dicht voll Menschen war.

Er sprach weiter. Man verstand kein Wort mehr. Zuletzt warf er nur hoffnungslos, wie bei seiner Rezitation, die Arme wechselweise in die Luft.

„Aber es ist doch schön, wenn er so spricht . . .“ Die kleine schwarzäugige Person war ganz entzückt.

Unter der Türe zum Saal gewahrte Bernard die feine Silhouette der Madame de Ch. Neben ihr stand die Dame mit dem blauen Hut.

D'Aureville zog Bernard in ein Nebengemach: „Der arme Mensch verfällt immer wieder in seinen Wahnsinn . . .“ sagte er.

In einer Ecke saß auf einer Ottomane der kleine Herr mit dem kurzen Bart. Um ihn gruppierten sich einige Herren und eine vielleicht fünfundzwanzigjährige Dame mit einem blendenden Perlenkollier. Sie war blond und hatte fast den Typus einer Deutschen, oder doch einer Slämin.

„Dort sitzt Morel . . .“ erklärte d'Aureville.

Digitized by Google

Sie setzten sich beide zu der Gruppe, ohne weiter bemerkt zu werden.

Morel erzählte von einer Reise nach Reims und von der Gotik der dortigen Kathedrale. Er hatte viele hundert Photographien mitgebracht, die er bei seinem nächsten Jour zeigen wollte. Wenn er sprach, hatte er deutlich den Akzent des Südfranzosen von der spanischen Grenze. Er besaß auch einen braunen Teint, und seine Augen waren heftig in jedem Ausdruck.

Die blonde Dame begrüßte d'Aureville mit leisem Kopfnicken.

Auch Morel sagte nun, er hätte ihn lange nicht gesehen.

Als Bernard vorgestellt war, fragte ihn Morel unvermittelt: „Kennen Sie Berlin?"

„Ja . . ." antwortete Bernard. Nichts weiter.

„Es muß eine merkwürdige Stadt sein . . ." Morel sprach wie von etwas Unbegreiflichem.

Plötzlich redeten nun alle von Politik, von Kunst, vom Militarismus und vom Kaiser. Man kam zu keinem Ende.

„Sie haben jetzt eine Ausstellung in London?" fragte ein kleiner Herr mit einem Spitzbart und von jüdischem Typus.

„Gewiß, lieber Siret," antwortete Morel. „Haben Sie eine Kritik gelesen? . . ."

„Mehrere . . . alle sehr . . . sehr ausgezeichnet. Morel ist das kommende Genie von Frankreich. So heißt der Refrain in jedem Blatt, in jeder Revue . . ."

Morel schaute ihn mit halb zugekniffenen Augen an. Siret sah unterdessen nach dem Perlenkollier von Mademoiselle Seymour.

Digitized by Google

Darauf fragte Morel: „Kommen Sie, ſich meinen Bogenſchützen anſehen? . . .“

„Gewiß, Meiſter,“ antwortete Siret, wie wenn er eben aufgeweckt worden wäre. Dann begann er, als ob er ſich rehabilitieren wolle, eine ausführliche Rede über die moderne Plaſtik in Frankreich und über Morels Bedeutung, der die Tradition Rodins, des größten Meiſters des vergangenen Jahrhunderts, aufgenommen und noch weiter zur Konzentration geführt habe, ohne die Senſibilität zu verlieren. Er erging ſich in Hymnen, indes Morel zurückgelehnt lag und angeſtrengt ins Leere ſchaute, als lebte da in der Atmoſphäre für ihn eine unendliche Fülle von Geſichten, die ihn das Wort des andern faſt überhören ließen.

Siret machte plötzlich eine Pauſe und ſah nach der Uhr.

Mademoiſelle Seymour fragte in dieſem Moment: „Wann beginnen Sie mit meinem Porträt, lieber Meiſter? . . .“

„Ich werde Ihnen ſchreiben . . .“ antwortete Morel, indes Siret ſich verabſchiedete.

Alle ſtanden nun auf und wandten ſich nach dem großen Saal.

Als ſie am Büfett vorbeigingen, fragte Mademoiſelle Seymour plötzlich Bernard: „Was haben Sie für einen Beruf?“

Bernard war erſtaunt über den faſt befehlshaberiſchen Ton.

„Keinen . . .“ ſagte er erſt . . . „noch keinen . . .“ fügte er, wie um ſich zu entſchuldigen, hinzu.

„Sind Sie Sportsmann? . . .“ examinierte ſie weiter.

„Nur wenig . . .“

Digitized by Google

„Langweilen Sie ſich nicht?"

„Sehr oft . . ."

„Das iſt erklärlich. Sie dürfen mir glauben, heute hat man wieder eine Beſchäftigung, das iſt jetzt Mode. Nur gegen die Langeweile und um ſich ein wenig Energie vorzutäuſchen . . . Laſſen Sie ſich bekehren . . . Etwas Arbeit iſt ſchik; man erklärt dies als zuläſſig. Es iſt hygieniſch und praktiſch, eines Tages wird man vielleicht ſtark genug ſein zum reinen Genuß . . ."

„Man kann darüber nicht ſtreiten . . ." ſagte Bernard ſo leiſe, als ob ihm dieſe Art von Geſpräch unangenehm wäre.

Mademoiſelle Seymour war aufgeſtanden und ging zu Madame de Ch., um ſich zu verabſchieden.

Dann nickte ſie unter der Türe den beiden Herren zu und ging fort.

Der Saal war leer geworden. Die letzten waren daran, zu gehen.

„Wie geht es in Ihrer Familie? . . ." fragte Madame de Ch. d'Aureville, als ſie allein im Saale ſtanden.

D'Aureville erzählte, daß ſeine Eltern auf dem Schloß bei Chartres bei ſeinem älteſten Bruder wären und daß alles gut ginge.

Jetzt kam auch das kleine blonde Mädchen wieder in den Saal getrollt.

Es nannte d'Aureville Onkel Paul und reichte auch Bernard ſeine kleine Hand.

„Margot wird jetzt mit der Gouvernante eſſen und dann ſchlafen gehen . . ."

„Ja, Maman . . ."

Digitized by Google

Madame de Ch. neigte ſich zu ihr nieder und küßte ſie auf die Stirn.

Dann lief die Kleine wieder hinaus.

Bernard war es, als ſei ſie der Mutter ziemlich ähnlich, nur etwas robuſter in der Kopfform.

Die beiden wollten ſich jetzt auch verabſchieden, aber Madame de Ch. bat ſie, noch zu bleiben. Der Gemahl käme heute eine Stunde ſpäter zum Diner.

Man ſetzte ſich wieder um den Fauteuil der Dame.

Madame de Ch. ſprach davon, daß ſie zu Morels nächſtem Jour gehen wollte, da er ein neues Werk im Atelier ausgeſtellt habe. Der Miniſter der ſchönen Künſte würde auch hinkommen.

Zu d'Aureville war ſie ſo unbefangen, als ob er zur Familie gehörte, und nannte ihn ſtets beim Vornamen.

Bernard reizte es plötzlich, nach Mademoiſelle Seymour zu fragen.

Madame de Ch. ſah d'Aureville eine Sekunde ſpöttiſch an und ſagte: „Da kann Ihnen Ihr Freund am beſten Auskunft geben . . . Haben Sie ſie nicht hier eingeführt?"

„Nein . . ." ſagte d'Aureville . . . „ich lernte ſie erſt hier kennen. Morel hat ſie, wie Sie mir ſelbſt, liebe Baronin, erklärten, hierher gebracht . . ."

„Ich bitte um Entſchuldigung . . ." ſagte Madame de Ch.

„Morel iſt ein Genie, aber er weiß nicht, was ſich ſchickt . . ."

„Seien Sie nicht zu hart . . ." replizierte Madame de Ch. malitiös.

„Im übrigen gebe ich zu, daß ich an Morels Stelle der Handlung auch fähig geweſen wäre; ſie iſt eine

Digitized by Google

ſehr feine, geſchmackvolle Perſon . . ." fuhr er nach ein paar Atemzügen fort.

„Ich habe nie das Gegenteil geſagt . . ." erwiderte Madame de Ch. ſo beſtimmt, als ob dieſes Thema nun abgeſchloſſen wäre.

„Sie werden jetzt oft zu uns kommen . . ." wandte ſie ſich an Bernard.

Er verneigte ſich dankbar.

„Ich habe die ſonderbare Vorſtellung, daß die Schweizer ſehr geſund und etwas naiv ſein müßten," begann Madame de Ch. wieder . . . „man denkt ſich das ſo mit den Bergen zuſammen, iſt es nicht wahr? . . ."

„Ich weiß nicht . . ." ſagte Bernard . . . „die Schweizer ſind vielleicht bieder, und manche haben komiſche Anſichten über die Dinge der großen Welt, aber naiv . . . ich weiß nicht . . ."

„Ich meine vielleicht eher: unmittelbar im Ausdruck der Gefühle . . ."

„Gewiß . . . ſehr wenig diplomatiſch, oft ſehr . . . grob . . ."

„Aber Sie ſehen nicht ſo aus . . ." Madame de Ch. hatte ſich etwas vorgeneigt und ſchaute ihm prüfend ins Geſicht.

„Wir haben vielerlei Menſchen in unſerem Land," erklärte jetzt Bernard etwas umſtändlich, „die Raſſen ſind verſchieden, die Berufe führen ſie in alle Erdteile, manche mögen in Indien geboren ſein, andere in einem Hotel in Amerika . . ." Er ſprach noch weiter, ohne aber die Frage mehr ins klare zu ſtellen.

Sie redeten nun vom Frühling und allem Herrlichen, das kommen ſollte. Madame de Ch. ließ ſich ein Fenſter öffnen.

Digitized by Google

Über den Champs-Elysées lag eine laue Wärme, auf der Avenue flanierten abendliche Spaziergänger. Schräg gegenüber wölbte sich im Halbdunkel die Kuppel des Palais de Glace.

Wie weiße unnatürliche Sonnen standen die großen Bogenlampen in der Atmosphäre. Über die Stadt aber beugte sich im Widerschein der Himmel blutrot . . .

„Wie schön muß es hier zu leben sein . . ." Bernard hatte sich an Madame de Ch. gewandt.

Ihm war, als ob eine geheimnisvolle und zugleich drohende Sehnsucht in seinem Blute aufstiege.

Madame de Ch. sah ihn eine Sekunde lang an. Sie gab keine Antwort.

Bernard empfand, ohne sie zu sehen, ihre sensible Silhouette. Jetzt lehnte sie sich etwas zum Fenster hinaus. Das Band in ihrem Haar erschien dunkel und glänzte leise.

Sie schaute halb lächelnd in das schimmernde Dämmern des Abends.

Digitized by Google

Viertes Kapitel

Bernard trat in das Atelier von Morel. Er konnte ſich kaum vorwärts bewegen. Es war ein Geräuſch von Stimmen, ein Blitzen von Farben der Toiletten in dem Raum wie bei einer feſtlichen Verſammlung.

So blieb er in der Nähe der Türe ſtehen. D'Aureville ſollte auch da ſein. Doch er konnte ihn nicht entdecken.

In der Mitte umſtand eine dichte Menge eine Bronze. Es ſchien eine knieende nackte männliche Geſtalt zu ſein, die einen Bogen geſpannt hielt.

„That's admirable . . .“ hörte Bernard von zwei Amerikanerinnen, die ſich von der Gruppe losgelöſt hatten. Es war ein ſiebzehnjähriges Mädchen mit einer um zwanzig Jahre älteren Dame, die ihre Mutter, vielleicht auch ihre Erzieherin ſein konnte.

Die beiden gingen nun den Wänden entlang und prüften mit faſt gelehrtem Intereſſe die Skulpturen, die da zur Schau ſtanden.

Bernard drehte ſich um. Hinter ihm ſtand auf einer Konſole eine Beethovenbüſte von wunderbarer Kraft der Form. Aus einer Maſſe von Stein war ein Geſicht gebildet: die Stirn heroiſch ſtark und doch gezeichnet von den Leiden des Genies; die Augenbrauen gleich trotzigen Bogen über Höhlen geſpannt, die einſt mit

Digitized by Google

unerhörter Spannkraft nach ſtrengen Viſionen geſehen, in ſtarrer Meditation verharrt hatten; die Naſe mit harter und doch gefühlvoller Wucht vorgeneigt; der geſchloſſene Mund von asketiſchen Bitterniſſen gequält, indes die Flächen von Kinn und Wangen, die mild von den Schläfen niederſtiegen, etwas Großes und Ruhevolles und Harmoniſches gaben. Den Kopf aber überwolkte in widerſpenſtiger Wucht eine maſſige Krone von Haaren, zackig und ſchwer und wiederum alles Gefühl des Ganzen in ſich vereinend, gleich etwas Rieſenhaftem.

Als Bernard aufſah, ſprach neben ihm eine dunkle Ruſſin erregt auf einen jüngeren Herrn ein. Ein anderer Herr trat hinzu und nannte ſie Prinzeſſin.

Zugleich löſten ſich wieder einige von der großen Gruppe los. Morel geleitete einen ſchlanken, blonden Menſchen zur Türe, der ſich fortwährend Notizen machte.

„Ein Korreſpondent vom New York Herald . . .“ ſagte jemand nebenan.

„Ich will nichts als große, einfache Natur . . .“ erklärte ihm Morel . . .

Der Journaliſt notierte ſich ſeine Worte.

Als er zurückkam, ſah er Bernard, gab ihm eilig die Hand und ſagte: „Ach, kommen Sie näher, kommen Sie doch näher . . .“

Schon war er wieder verſchwunden.

Faſt zugleich erſchien jetzt Mademoiſelle Seymour im Entree. Unter der Türe blieb ſie einen Augenblick, wie forſchend, hoch aufgerichtet ſtehen. Sie zeigte eine gelaſſen ſtolze, retardierende Linie in ihrer Haltung.

Bernard ſchien es jetzt auch gewiß, daß ſie nicht von

Digitized by Google

rein französischer Rasse stammte. Ihr ganzes Gesicht hatte einen blonden, fast germanischen Schimmer.

Sie war ausgesucht einfach gekleidet. Sie trug über einem dunkeln Sammetkleid eine raffiniert kurze, halboffene Tunika aus blauem Seidenkaschmir. Dazu einen großen Hut von der gleichen Farbe mit rosa Federn.

Bernard schritt auf sie zu, sie zu begrüßen.

Während er sich ihr nahte, betrachtete sie ihn mit einem prüfenden langen Blick, der vom Scheitel bis zu den Fußknöcheln niederglitt.

„Sie haben eine seltsame Art, einen Mann zu betrachten ..." sagte Bernard halblaut, während er nun vor ihr stand.

„Sie sehen etwas müd und schlaff aus in Ihrer ganzen Gestalt ..."

„Sie schätzen Körper von prononzierter Muskulatur? ..."

„Nicht das ..." antwortete Mademoiselle Seymour ... „aber Sie erinnern sich vielleicht an gewisse Neger, die Lasten tragen und ganz glatte bronzene Rücken haben, dazu sehr dünne Arme, und dabei riesenstark sind ..."

„Finden Sie das schön? ..."

„Ja ..."

„Mag sein ..."

„Sie hätten keine schlechte Figur, aber Sie müßten sich trainieren ..."

„Wofür? ..."

„Nur zur Kräftigung Ihrer Existenz ... Sie sprachen neulich von Genuß ... Sie vermöchten dann erst genußfähig zu sein ..."

Digitized by Google

„Das iſt möglich . . .“ ſagte Bernard etwas gleichgültig.

Der Ton ſchien ſie aufzureizen.

„Sie haben eine Blaſiertheit an ſich, die mich ärgert . . .“

„Ach, ich bin noch etwas naiv . . .“ lächelte Bernard vergnügt.

„Sie ſind ein wenig konfus, lieber Freund . . .“ antwortete ſie, deutlich geärgert.

„Ich gebe Ihnen alles zu . . .“ ſchloß er . . . „Seien Sie etwas liebenswürdiger zu mir, ich bitte Sie darum . . .“ bettelte er mit gaminhafter Poſe . . . „Wir könnten dann viel vergnügter ſein; meinen Sie nicht? . . .“

Er hatte das nicht ohne Ehrlichkeit vorgetragen.

„Sie ſind ein Schlingel . . .“ Sie ſtarrte ihm eine Sekunde aufmerkſam, faſt ſinnend, ins Geſicht.

Er ſah auf ihrem weißen Halſe einen kleinen braunen Fleck. Sie griff inſtinktiv mit der Hand nach ihrem Geſicht, als müßte ſie etwas verdecken oder verwiſchen.

Bernard ſah zur Seite. Da ſtand d'Aureville hinter ihm.

„Ich bin ſchon ſeit einer halben Stunde hier mit Madame de Ch . . .“ ſagte er.

„Haben Sie das Werk ſchon geſehen? . . .“ fragte Mademoiſelle Seymour.

„Nur ſehr wenig . . . Wir ſtanden ſtets im Hintergrund, aber es iſt herrlich. Der Miniſter der ſchönen Künſte wird erwartet . . .“

„Die halbe amerikaniſche Kolonie ſcheint hier zu ſein . . .“ ſagte Mademoiſelle Seymour.

Der Diener öffnete wieder die Türe.

„Die Herzogin von R . . .“ raunte d'Aureville. Eine

Digitized by Google

ältere, beleibte Dame mit etwas hängender Unterlippe trat ein.

Morel kam ihr entgegen und führte ſie zu der Bronze.

Ein Diener ging jetzt herum und ſervierte den Damen Tee.

Bernard ſuchte mit den Augen ſchon eine Weile nach Madame de Ch. Er vermochte ſie nicht zu finden.

Durch das Glasdach des Ateliers drang jetzt plötzlich die gelbe Mittagſonne ein und legte ihr orangefarbenes Licht auf die Geſichter.

Es war, als ob mit einem Male die Stimmung noch mehr nach der Ekſtaſe hin gehoben wäre. Der ganze Raum ſchien erfüllt von Erſtaunen und Bewunderung. Man drängte ſich von Skulptur zu Skulptur mit Eifer und heftigen Geſten und Disputationen, wie unter Menſchen, die nun einmal in dieſer Abſicht hier ſind und ſich gegenſeitig an Kühnheit und auch Exzentrizität der Betrachtung überbieten wollen.

„Soll die Gruppe für den Staat angekauft werden?...“ fragte Mademoiſelle Seymour d'Aureville.

„Ein amerikaniſcher Liebhaber ſoll ſich dafür intereſſieren und eine große Summe bieten. Man ſagt, ſie ſei ſchon verkauft. Vielleicht iſt es wahr...“

Plötzlich tauchte jetzt aus dem Hintergrund ein mittelgroßes Mädchen in weißer, lang herabfallender Bildhauerbluſe auf und huſchte durch das Atelier.

„Sie iſt ſehr hübſch...“ ſagte Bernard zu Mademoiſelle Seymour.

„Sie iſt eine Griechin, ſeine Schülerin... er hat ſie als Nymphe modelliert. Dort ſteht ſie...“

Bernard ſah nach der Gipsfigur. Er konnte keine Details daran erkennen.

Digitized by Google

„Iſt ſie Morels Geliebte . . .?“ fragte Bernard unbefangen.

„Das weiß ich nicht . . .“ antwortete Mademoiſelle Seymour und lächelte.

In der Ferne ertönte dumpfes Rollen, Geräuſche der Automobile, die an- und abfuhren. Die gedämpften Exploſionen der Motore klangen wie geſteigerte Noten in das Geſumme des Raumes.

Bernard hatte Madame de Ch. immer noch nicht geſehen. Es war ihm während eines Atemzuges, als ob ſie ihm fehlte. Mademoiſelle Seymour hatte eine Stärke und eine Bewußtheit des Weſens, die ihn beunruhigten.

An der Wand ſtand ein Reporter und ſchrieb Namen auf ein weißes Blatt. Neben ihm lehnte ein Herr, der diktierte und ergänzte . . .

Jetzt ſah Bernard plötzlich das ſanfte Oval des Geſichts von Madame de Ch. Sie verabſchiedete ſich eben von einem würdigen alten Herrn, der mit einem halb zahnloſen Munde kicherte, und ſchien d'Aureville zu ſuchen.

Bernard ging auf ſie zu. Als ſie Mademoiſelle Seymour ſah, grüßte ſie leiſe, blieb ſtehen und wartete, bis er herankam.

„Haben Sie die Plaſtik ſchon betrachtet, junger Schweizer? . . .“

Bernard erklärte, er hätte ſchon lange abſeits geſtanden. Madame de Ch. brachte ihn in den Kreis. Da ſtand Morel klein und agil vor ſeiner Schöpfung und redete laut mit ſtarken Geſten, wie ein Menſch von großen Hoffnungen.

„Es iſt ſein erſtes großes Werk ſeit ſeinem Denkmal für Montauban . . .“ erklärte Madame de Ch. Bernard.

Digitized by Google

Es kniete da ein Jüngling, der einen Bogen ſpannte.

Bernard ſah ihn vom Rücken aus und mußte an das Wort von Mademoiſelle Seymour denken, — an die Neger, die ganz glatte bronzene Rücken hätten, ſehr dünne Arme und dabei rieſenſtark wären . . .

Das war es. Oder vielleicht Ähnliches. Etwas Tiefes von Bewegung und Stellung im Raum und zugleich der Keim aller körperlichen Anſpannung, die höchſte Form der Vitalität, ganz in heroiſcher Ruhe dargeſtellt.

Direkt vor Morel ſah jetzt Bernard auch wieder die Griechin ſtehen. Sie ſchaute mit merkwürdig ehrfurchtsvoller Gier nach ſeinem Munde, während er ſprach.

Er redete nicht von ſich, ſondern von Rodin, ſeinem großen Meiſter, der Tage, Monate, Jahre hartnäckig und ſtarrköpfig um die Form des Tones gekämpft hätte; wie er ſie zerbrochen und wieder aufgebaut, wie er ſie, ohne zu raſten, mit ſeinen Händen geballt und geknetet und geglättet und gefurcht hätte, bis jene Körper da waren, auf denen das Leben brennt wie das Feuer und die Morgenröte, an denen jede Fiber und jeder Muskel vibriert und geformt iſt mit grauſamer Kraft und im Spiel aller Leidenſchaften. Und weiter ſprach Morel von jenen einzigen und ſelten reifen Werken ſeines Meiſters: von der Gruppe der beiden Faune, der großen Frauengeſtalt für Whiſtler und anderen Herrlichkeiten, die da in ſich ſo ruhig und groß ſind, daß ſie nichts mehr über ſich erzählen laſſen, weder Anekdotiſches noch Literariſches, vor denen jede Wiſſenſchaft erliſcht, als vor der Anſchauung der reinen Skulptur.

Madame de Ch. trat mit Bernard wieder zurück.

In dieſem Augenblick erſchien eine Gruppe von Herren.

Digitized by Google

Da ſie ſich den Weg kreuzten, kam einer, ein ſchlanker Fünfziger, nervös und beweglich auf Madame de Ch. zu.

Sie redeten kurze Zeit, indes ſich Bernard nach d'Aureville und Mademoiſelle Seymour umſah. Dieſe war fort. D'Aureville ſprach mit Siret.

Madame de Ch. kam wieder näher: „Das war der Miniſter . . .“ ſagte ſie.

„Wie lange kennen Sie Morel ſchon? . . .“

„Zehn Jahre, er war ſchon ein Freund des Barons . . . Morel wurde erſt Schüler von Dalou und kam als armer Junge zu ihm. Sein Vater war Tiſchler in Montauban. Als Kind ſchnitzte er Holzfiguren. Jemand brachte ihn nach Paris, und eines Tages ging er zu Dalou . . .“

„Der Artikel muß in jedem Fall ins Morgenblatt . . .“ tönte eine halblaute Stimme hinter ihnen . . . „um ſechs Uhr wird der Photograph da ſein; die Gruppe wird hier im Atelier aufgenommen . . .“

Jetzt kamen Siret und d'Aureville heran.

Siret war mit leiſer Skepſis ſcharmant.

„Nun, wie iſt Ihr Eindruck? . . .“ fragte ihn Madame de Ch.

Siret meinte in komiſcher Traurigkeit: „Daß dieſes unruhige Getue keine Plaſtik iſt, ſcheint Morel noch immer nicht zu merken . . .“

„Sie ſind boshaft . . .“

„Nein, verhältnismäßig ehrlich . . .“ lachte Siret.

Morel, der mit dem Miniſter in die Nähe gekommen war, ſagte: „Ein Abguß der Bronze kommt vorausſichtlich nach Chicago, der andere ſoll in Frankreich bleiben. Das hab ich mir vertraglich ausbedungen . . .“

Digitized by Google

Siret verabſchiedete ſich und kam mit Morel und dem Miniſter ins Geſpräch.

„Wer iſt der Menſch?“ fragte Bernard.

„Ein einflußreicher Kritiker . . .“ antwortete Madame de Ch., „er redet in vielen Zungen, aber er iſt ganz klug . . .“

Sie wandte ſich zum Gehen.

„Ich hätte ein Projekt, liebe Baronin . . .“ ſagte d'Aureville.

Madame de Ch. ſah ihn neugierig an.

„Wir könnten für eine halbe Stunde ins Bois . . .“

Sie willigte ein.

Draußen fuhren noch immer mit Geräuſch und Gefauche die Wagen auf und ab.

Es ging gegen fünf, als die Limouſine mit Madame de Ch., d'Aureville und Bernard den Boulevard des Invalides hinunter gen den Pont de l'Alma ſauſte. D'Aureville rekelte ſich behaglich im geräumigen Kupee des Automobils, indes Bernard neben Madame de Ch. auf dem Rückſitz ſaß.

„Mademoiſelle Seymour war plötzlich verſchwunden,“ begann Bernard unvermittelt.

„Sie ſcheinen ſich für ſie zu intereſſieren . . .“ Madame de Ch. ſchaute ihn halb lächelnd, halb prüfend an.

„O nein . . .“ ſagte er ein wenig wegwerfend.

„Ein Mann weiß darüber nie etwas . . . Wenn er ſich am ſicherſten glaubt, iſt er oft nahe daran, ſehr hilflos zu ſein; glauben Sie nicht? . . .“

„Mag ſein . . .“

„Und dann iſt mir, als ob für jeden Mann einmal

Digitized by Google

die Zeit kommen möchte, da er ſich für Mademoiſelle Seymour intereſſiert . . ."

D'Aureville hatte mißtrauiſch aufgeſehen.

„Wie denken Sie ſich das? . . ." fragte Bernard.

„Sie iſt ſo eine beſtimmte Art von . . . vielleicht reizvoller Frau, die die Männer und wohl am meiſten die jungen Männer feſſelt, nicht wahr, d'Aureville? . . ."

Sie betrachtete ihn verſchmitzt aus den Augenwinkeln.

„Ich kann mich aus Mangel an Erfahrung an Ihrem Geſpräche gar nicht beteiligen . . ." ſagte er . . . „Im übrigen ſcheinen Ihre Sympathien für Henriette noch nicht zu wachſen . . ."

„Henriette iſt ihr Vorname . . ." erklärte Madame de Ch. Bernard.

Sie hatten eben die Place de l'Etoile paſſiert und bogen in die Avenue du Bois de Boulogne ein. Von der Porte Dauphine her kam ſchon der endloſe Zug der Wagen, die jetzt nach Hauſe fuhren. Als ſie zum See kamen, wünſchte Madame de Ch. auszuſteigen, um eine Weile zu gehen.

Mild und von lauer Wärme getränkt war der Abend. Der Raſen des Parkes ſchimmerte in einer dunkeln bläulichen Färbung. Eine feuchte, ſproſſende Kraft ſchwamm in der Luft.

Die Kaſtanien der Alleen ſtanden grün im Laub und wie wenn ſich noch in derſelben Nacht die Knoſpen der Blüten öffnen könnten. Abſeits entdeckte Madame de Ch. einen halbverkrüppelten Baum voll mit weißen Blüten überhangen.

Aus einer Baumgruppe tönten die Stimmen von Amſeln in weitem, langgezogenem Geſang. Als ob die

Digitized by Google

Töne gleich glänzenden Kugeln in die Luft ſtiegen, niederſänken, aufs neue geſchleudert würden und zuletzt in einem jubelnden Tanze ſich bewegten, ſchallte es durch die bronzefarbene Atmoſphäre. Die Sonne ſtand ſchon hinter den Bäumen.

Auf dem See trieben zwei Boote langſam der Inſel entlang.

D'Aureville erzählte, daß Bernetti, der italieniſche Poet, geſtern abend einen Vortrag vor einer Studentenverſammlung gehalten habe und ausgelacht worden ſei. Er hatte einen Zeitungsausſchnitt, in dem die Kataſtrophe geſchildert war.

Dann ſchritten ſie wieder wortlos und ſchweigſam, als ob ihre Nerven in der weichen, ſpannungsvollen Erregung der Natur mitſchwängen.

Nachher winkten ſie den Chauffeur heran und hießen ihm nach dem Pré Catelan fahren.

Sie ſelbſt wollten noch zu Fuß hingehen.

Als ſie zum Pavillon kamen, wurde es ſchon dämmerig.

„Wir wollen eine Taſſe Tee trinken und dann zurückfahren ...“ meinte d'Aureville.

Im Tea-room ſaß nur noch eine Gruppe von zwei Herren und einer Dame. Die Herren hatten Ferngläſer bei ſich und kamen augenſcheinlich vom Rennplatz von Auteuil.

„Wie lange bleiben Sie in Paris?“ fragte Madame de Ch. Bernard.

„Vielleicht bis zum Herbſt ... Ich erwarte meine Mutter ...“

Madame de Ch. ſchien für einen Moment neugierig, und es war, als überlegte ſie ſich eine Frage. Aber

Digitized by Google

sie sprach wieder von Morel, über die Eröffnung des Salons, die in den nächsten Tagen stattfinden sollte, über ein Diner, das sie in der kommenden Woche geben würde.

Draußen dunkelte es. Die Bäume des Parkes erschienen durch die Glaswände der Veranda wie Riesenschatten. Der Chauffeur zündete eben die Laternen an, die einen weißen, gleißenden Fächer über den Kies legten.

Man wollte aufbrechen.

Während sie über die weichen, dicken Teppiche hinausschritten, ging Bernard nahe hinter Madame de Ch. her. Einen Atemzug lang empfand er ihr Parfüm. Halb unbewußt atmete er es ein, und dann war ihm plötzlich, als sei er ihr körperlich ganz nahe gewesen. Es durchströmte ihn ein wohliges, mildes, unendlich süßes Gefühl.

Er erwachte wie aus einem Traum, als er als letzter durch die Türe schritt und ihn der Groom starr ansah. Der wollte Geld.

Mechanisch griff Bernard in die Tasche.

Darauf schoß das Automobil vorwärts ins Dunkel. Bernard saß wieder auf dem Rücksitz neben Madame de Ch.

Er neigte jetzt seinen Kopf leise und unmerklich zu ihr. Sie aber hatte sich ganz in die andere Ecke gelehnt. Die Empfindung wollte sich nicht mehr einstellen. Er wurde darüber nervös und traurig. Es war ihm, als ob er da den Anfang für ein schönes und seltenes Glücksgefühl gefunden hätte.

Dann starrte er an d'Aureville vorbei, dessen Gestalt wie ein schlanker Schatten im Halbdunkel vor ihm saß, in die Lichtzone vor dem Wagen. Der Motor tobte in

Digitized by Google

dumpfen Schlägen. Für Momente hatte Bernard den Eindruck, als ob ſie wie ein Meteor dahinſauſten, als ob das weiße Glühlicht der Laternen alle Dunkelheit in einer wahnſinnigen Haſt vor ſich herjagte.

In wenig Minuten waren ſie an der Place de l'Etoile, wo ſie ſich von der Baronin verabſchiedeten.

Sie überſchritten den Platz, den der große Triumphbogen dunkel und geſpenſtiſch überragte. Die Champs-Elyſées glänzten in langen, dünnen Strähnen von Licht.

D'Aureville ſchlug vor, mit dem Metropolitain nach der Place Clichy zu fahren.

So ſtiegen ſie in den Untergrundbahnhof ein.

Während der Zug knarrend durch die Gewölbe ſauſte, ſagte d'Aureville plötzlich: „Merkwürdig, daß die Baronin des Glaubens iſt, daß Henriette Seymour meine Geliebte ſei . . .“

Bernard horchte auf. Ein peinliches Gefühl durchſtrömte ihn plötzlich.

Darauf lächelte er: „Ob ſie nicht Gründe dafür hat . . .?“

„Nein . . .“ ſagte d'Aureville einfach. Er hatte ſich eine Nummer der „Preſſe“ gekauft und ſchien eine Notiz zu leſen.

„Ich habe eine Überraſchung für Sie . . .“ begann er nach einer Weile wieder . . . „Ich habe uns beide zu einem kleinen Diner eingeladen . . .“

„Bei wem . . .?“

„Bei einer jungen Dame, die wirklich meine Geliebte iſt . . .“ D'Aureville ſagte dies mit einer amüſanten Geſte, in einer jungenhaften Poſe.

Digitized by Google

„Wir werden gut eſſen und nachher Muſik hören . . .“ fuhr d'Aureville fort.

Bernard dachte an Mademoiſelle Yvonne und an den Abend in der Abbaye. Er machte eine Andeutung. Aber d'Aureville bedeutete ihm, daß er auf falſcher Fährte ſei.

An der Place Clichy ſtiegen ſie in das Tramway nach Saint Ouen.

D'Aureville zeigte Bernard, während ſie die Avenue de Clichy hinaus und dann die lange Avenue St. Ouen hinunter fuhren, wie die Geſtalt des Quartiers ſich änderte, wie auf den Trottoirs immer mehr verlumpte und myſteriöſe Geſtalten auftauchten.

Da das Milieu Bernard intereſſierte, ſtiegen ſie aus und ſchritten die Avenue entlang. Vor den Haustüren lungerten Weiber mit ſchmutzigen Kindern. Die Tavernen hatten ihre Tiſche aufs Trottoir geſtellt, und da ſaß nun eine Geſellſchaft von Vaganten, die wohl zu vielerlei entſchloſſen waren, und daneben friedvollere Kleinbürger, die bei einem Glaſe ſauern Bieres Karten ſpielten oder ſich über die politiſchen Läufte erregten.

Vor den Cafés aber promenierten ſchreiend und bunt aufgeputzte Vorſtadtkokotten, die mit pompös getürmten Friſuren ohne Hut auf und ab wandelten, wiehernd und vulgär lachten und mit obſzönen Witzen und Gebärden die Männer zum Genuß ihres Körpers einluden.

Man ſah hier jenes grundverdorbene und zugleich harmloſe Volk, das bei guter Laune und falls man ihm mit ein paar Gläſern Wein zu willen iſt, recht harmlos vergnügt ſein kann, und das wiederum, durch einen Zufall oder eine Nichtigkeit zu irgendeiner Wut oder

Digitized by Google

Gier aufgestachelt, in seiner Rachsucht keine Grenzen mehr kennt.

Als sie den Viadukt der Ringbahn über die Avenue gespannt sahen, bog d'Aureville in eine Seitenstraße ein. Zur Rechten tat sich bald ein freier Platz auf, der ganz mit Anlagen bepflanzt war. Diesem Parke gegenüber war ein vielstöckiges, weißes Haus in die dunkle Flucht der Fassaden eingebaut.

Da traten sie ein.

„Warum wohnt Ihre Dame in diesem seltsamen Quartier? . . ." fragte Bernard, während sie die Treppe hinanstiegen.

„Aus Liebhaberei . . ." antwortete d'Aureville und erklärte dann, daß sie hier auch nur eine gemeinsame Wohnung hätten, um zuweilen einen Abend darin zu verbringen; Lucienne selbst wohne bei einer Tante in der Stadt.

Ein kleines Dienstmädchen öffnete ihnen in der dritten Etage die Tür.

Auf einem kleinen Balkon am Wohnzimmer saß eine schlanke blonde Dame, die für Bernard — er erschrak fast — im Halbdunkel eine erstaunliche Ähnlichkeit mit Henriette Seymour hatte. Nur war Henriette schlanker und nervöser in der Haltung.

D'Aureville stellte Bernard vor.

„Paul hat mir von Ihnen erzählt . . ." sagte sie weich und melodisch und gab ihm die Hand.

Bernard merkte auf, als ob ihm etwas Sonderbares und Unerwartetes widerführe. Sie hatte eine gelassene Sicherheit in jeder Gebärde, die frappierte. Madame de Ch. war vielleicht sensibler in der Form ihres Ge-

Digitized by Google

ſichtes und ihrem Weſen, Henriette Seymour vielfältiger, bizarrer, ungewiſſer. Lucienne erſchien voll milder Harmonie.

Sie gingen alle drei auf den Balkon. Die Straße unten war leer, und auch die Anlagen lagen ſtill. Nur aus einer fernen Schenke drang Lärm empor. Auf die Kronen der Bäume aber konnten ſie niederſehen wie auf ein dunkles Feld; und wenn der Wind durch die Blätter ging, kam eine Bewegung hinein wie in abgründig tiefes Waſſer.

„Haben Sie nicht Angſt, in dieſer Gegend zu wohnen? ...“ fragte Bernard Lucienne.

„Ich bin ja nicht ſo oft da ...“ antwortete ſie ... „Und dann iſt es doch ſehr abenteuerlich und reizvoll. Im Sommer ſchwärmen im Park Verbrecher und Liebespaare ... Wir hören oft wirre, oft bange Schreie in der Nacht und dann wieder ein Lied ſingen. Es iſt ein ſeltſam wildes Leben unter dieſem Volk ...“

Lucienne ging hinaus. Sie wollte nach dem Mädchen ſehen.

D'Aureville war plötzlich ſchweigſam und bedrückt.

„Und nun denken Sie ſich, daß ich mich von ihr trennen muß! ...“ ſagte er wie in aufrichtigem Schmerz.

„Weshalb? ...“

„Aus Gründen der Vernunft ...“

Bernard antwortete zuerſt nicht. Dann fragte er: „Hat ſich je ein Mann aus Vernunft von einem Weibe getrennt ... ſolange er ſie liebte? ...“

„Nein ...“ antwortete d'Aureville ... „Ich liebe ſie gewiß noch, aber das ängſtigt mich. Können Sie das nicht verſtehen? ...“

Digitized by Google

„Vielleicht."

„Wenn ich es jetzt nicht kann, finde ich überhaupt nicht mehr die Möglichkeit, von ihr zu laſſen."

„Muß es denn ſein? ..."

„Meine Familie verlangt es ... Ich ſoll heiraten ..."

„Und Lucienne, — das geht nicht? ..."

„Sie hat kein Vermögen, oder jedenfalls nicht ſo viel, wie der zweite Sohn meiner Eltern nach deren Ratſchluß in die Ehe bekommen ſoll."

„Und wenn Sie ſich widerſetzten? ..."

„Dann ſchiede ich aus, — ſchon äußerlich, weil ich nicht die Mittel hätte, den Train des Lebens hier mitzumachen; ich müßte mich denn öffentlich als den armen Bruder deklarieren laſſen. Das wäre mir peinlich ..."

„Und wenn Sie nun eine Frau wirklich liebten, glauben Sie die Energie zu haben, für ſie alles auf ſich zu nehmen?"

„Kaum ..." ſagte d'Aureville etwas wehmütig. „Ich bin zu verwöhnt, und dann haben in meiner Familie ſchon ſo viel Generationen aus Klugheit geheiratet, daß dieſe Tendenz aus unſeren Gehirnen ſchwer zu eliminieren iſt. Meine Vorfahren haben ſich ſpäter alle durch eine Geliebte oder auch durch viele ſchadlos gehalten."

„Aber müſſen Sie denn heiraten? Können Sie nicht als Junggeſelle weiter mit ihr leben? ..." warf Bernard noch ein.

„Dazu bin ich zu egoiſtiſch. Ich traue meiner eignen Natur nicht. Wir bringen es nicht mehr zuſtande, auf etwas zu verzichten, einfach und beſcheiden zu ſein ... Mir iſt nicht zu raten; ich habe dies Leben auf mich zu nehmen ..."

Digitized by Google

„Iſt Ihnen das ſehr ſchmerzlich? . . ."

„O ja, aber ich meine darin auch eine Schickung zu erkennen . . . Denn mit den Frauen geht es uns doch ſo, daß wir verzweifelt ſind, ſolange wir ſie nicht beſitzen, und nachher in tauſend Kriſen ſtehen, bis wir ſie wieder los ſind . . . es iſt ein Jammer . . ."

Lucienne war in das Wohnzimmer getreten. Das Mädchen trug das Eſſen auf.

D'Aureville wurde nun faſt ausgelaſſen heiter. Er erzählte vom Nachmittag, von Morel, von der Fahrt durch das Bois.

Lucienne blieb anfangs ſtill und einſilbig. Bernard fühlte, daß d'Aureville ihn nur mitgenommen hatte, weil ihm bange war, mit ihr allein zu ſein.

Auch d'Aureville wurde wieder ſchweigſam, wie einer, der immer nur ſeine eigene Stimme hört und plötzlich darüber erſtaunt iſt.

Da ſagte Bernard zu Lucienne, daß er d'Aureville recht dankbar ſei, weil er ihn vom erſten Tag an ſo gut in der Stadt eingeführt habe.

Nun aber fragte Lucienne, wo er ihn denn zuerſt hingebracht hätte, worauf d'Aureville antwortete, ſie ſeien am erſten Abend in der Opéra-Comique geweſen um „Manon" zu hören, und dann noch einen Augenblick im Café de la Paix.

Bernard ſtaunte darüber, wie ſicher und elegant er log.

Als ihn aber Lucienne fragte, wie ihm die Oper gefallen hätte, wurde er ziemlich verlegen und wäre wohl völlig ratlos geweſen, wenn er nicht die Handlung des Stückes im großen aus dem Roman des Abbé Prévoſt gekannt hätte.

Digitized by Google

Doch Lucienne brachte ihn in neue Verlegenheit. Sie fragte nach dem Eindruck, den die einzelnen Sänger auf ihn gemacht hätten, und da wußte er nun faſt gar nichts zu ſagen oder doch nur hilflos zu kombinieren. Sie ſchien plötzlich den Zuſammenhang zu erkennen und ſchwieg.

Merkbar preßte ſie ihre leicht gefärbten Lippen aufeinander und ſchob dabei die untere etwas vor, als wollte ſie damit ein Zeichen ihres Grolles geben.

So verlief das Eſſen monoton.

Bernard war es peinlich, daß Lucienne glauben mußte, er wäre mit d'Aureville im Komplott.

Sie ließ ſich zwar wieder in ein Geſpräch mit ihm ein, doch war er noch ſo verlegen, und ſie berührte abſichtlich Dinge von ſo großer Oberflächlichkeit, daß kein Kontakt möglich war.

D'Aureville ſaß unterdeſſen ſchweigſam wie ein überführter Junge. Dies ſchien aber bei ihm weniger Zerknirſchung als eine Methode zu ſein, um weitere Erklärungen zu vermeiden.

Luciennes Teint hatte ſich unter dem Sprechen, — eher vielleicht noch durch ihre ſtarke ſeeliſche Aufgeregtheit, gerötet, und ſie verſuchte fortwährend, das mit Puder zu verdecken. Ihre vollen gewellten blonden Haare waren in der Mitte geſcheitelt, ſtreiften zu beiden Seiten leicht die Schläfen und gaben dem Kopf einen ſanften und doch ſichern Abſchluß. Dazu war das Geſicht ebenmäßig oval und zeigte ein ziemlich ſtarkes Kinn, das ebenſogut von Willen als von Leidenſchaft zeugen konnte.

Sinnlich wie ſeeliſch betrachtet, war ſie eine ſchöne, begehrenswerte Frau, und Bernard ſchien es bei ſeiner Unerfahrenheit und ſeinem Lebenshunger unbegreiflich,

Digitized by Google

warum d'Aureville ſich durch ſolche rationaliſtiſche Erwägungen in ſeinem Glück ſtören ließ. Freilich befand er ſich wohl kaum mehr in unbekümmerter verliebter Ekſtaſe, und das Abenteuer mit Yvonne war gewiß ein Verſuch und auch eine Beſtätigung dafür geweſen, daß er nahe daran war, Lucienne zu überwinden.

„Du mußt uns nachher etwas ſingen . . .“ bat d'Aureville, als ſie bei Kaffee und Likören ſaßen, als könnte er damit alles wieder gut machen.

„Lieben Sie Muſik? . . .“ fragte ſie Bernard in dem verlegenen Ton, als wäre er eben Zeuge einer großen Kataſtrophe geworden.

„O ja . . .“

Sie ging zum Klavier. D'Aureville hatte ſich abſeits in einen Fauteuil geſetzt.

Lucienne begann ein altes Lied von Béranger:

»Malgré la voix de la sagesse
Je voudrais amasser de l'or,
Soudain, aux pieds de ma maîtresse
J'irai déposer mon trésor . . .«

Sie ſang mit gedämpfter Stimme. Ihre Hände glitten über die Taſten und ſanken hinein wie in etwas Lebendiges, das ganz nach ihrem Willen Entzücken und wieder ſüße, träumeriſche Melancholien gab.

Bernard ſtarrte an ihrem Profil, an der ſchönen und begehrlichen Wölbung ihrer Lippen vorbei nach einer Porzellanvaſe, die in einer Niſche ſtand. Er hielt Lucienne ſo noch in ſeinem Geſichtsfeld, ohne ſie voll im Auge zu haben.

Digitized by Google

Sie ſang weiter in gleichmäßiger Bewegung. Nur zuweilen tauchte es aus den ſtillen Wellen ihrer Stimme, wie eine bängliche Angſt auf, die noch hinter den Worten und ihrem Klang zu ſchweben ſchien, als etwas, das ſie im Grunde ihres Herzens beſchäftigte.

Darauf ſchwieg ſie und blätterte in einer Partitur, bis d'Aureville ſagte: „Es iſt ſeltſam, daß ich dich am tiefſten bei geſchloſſenen Augen ſehe, wenn du ſingſt ..."

Sie wandte leicht den Kopf: „Es iſt mir dann auch ſo wohl ..."

Darauf ſprachen ſie alle drei von dem Glück, das darin läge, ſich ſo auszuſtrömen. Bernard ſchien es, als ſei dieſer Moment der einzige, da die beiden ganz ehrlich wären. Als hätte d'Aureville während des Geſanges fühlen müſſen, daß ſie die Untergründe ſeiner Gedanken ahnte ...

Bernard ſagte nach einer Weile: „Béranger erinnert mich an meine Schulzeit; ſeit damals habe ich nichts mehr von ihm gehört ..."

„O ..." erwiderte Lucienne ... „Heute ſchätzt man Baudelaire und Rimbaud, aber ein Chanſon von Alfred de Muſſet oder Béranger ſteht meinem Herzen näher. Es liegt ſo viel Einfachheit und Gefühl darin ..."

„Und dann liebe ich vor allem auch die Muſik zu ‚Manon'" ... fuhr ſie fort, als wolle ſie d'Aureville necken. Dabei lächelte ſie ironiſch und klug.

Sie ſchlug in der Partitur die Entführungsſzene aus dem erſten Akt auf und fragte d'Aureville: „Willſt du nicht mitſingen ..."

Er erhob ſich, trat hinter ſie, nahm ihren Kopf in ſeinen rechten Arm und küßte ſie ſanft auf die Stirne.

Digitized by Google

Dann ſchlug ſie die Akkorde der Begleitung an; d'Aureville ſang mit einer wenig großen aber klaren Tenorſtimme den Part des Chevalier des Grieux:

Des Grieux.

Soit, partons!

Manon.

Eh quoi, partir ensemble! . . .

Des Grieux.

Oui, Manon! Le ciel nous rassemble!

Und dann ſtimmten ſie beide in jenes wundervoll jubelnde, ſelige Duett ein:

Des Grieux et Manon.

Nous irons à Paris tous deux
Et nos cœurs amoureux,
Enchaînés l'un à l'autre,
Pour jamais réunis
N'y vivrons que des jours bénis!

Ihre Stimmen waren wie in einer verzückten Umarmung zuſammengefloſſen. Sie ſangen nicht glanzvoll und pathetiſch, aber wie zwei Weſen, deren Gefühlsſtröme lange einen und denſelben Weg gegangen ſind, die ſich in den Lauten haſchen und wieder verlieren, in klarer tiefer Glut miteinander kämpfen, um zuletzt beide zugleich in einer bewußten und faſt ſchmerzvollen Hingabe zu erliegen.

Und in dieſer Muſik lag alle drängende Sehnſucht und alle Paſſion für Paris, die ſtrahlende, abgründige, lockende und verheißende, gleißende und beruhigende, zaubermächtige Stadt, aller Trieb nach dem Geheim-

Digitized by Google

nisvollen und Unerschöpflichen, dem Gefährlichen und Quälenden, alles Verlangen nach der großen, übermächtigen Lust des Lebens.

D'Aureville hielt Luciennes Gesicht in seinen Händen, als vermöchte er sie so zu beruhigen. Sie aber atmete wie in einem Krampf, und ihre Schultern wogten unter dem Puls ihres Herzens. Bernard empfand wieder, daß sie Angst hatte, und daß sie sich an den Geliebten klammerte mit der ganzen Macht ihres Herzens und dem ganzen Jubel ihres Gefühls.

Nun traten sie wieder auf den Balkon. Es war draußen kühl, und Lucienne hüllte sich in einen Schal.

D'Aureville drehte sich um und sah in das Zimmer hinein nach der Uhr. Es war eine Geste, als wollte er sich nachher mit Bernard zusammen verabschieden.

Lucienne, deren Nerven jetzt unter der leisesten Wahrnehmung vibrierten, bekam einen bittern, traurigen Zug um den Mund. Sie zog ihre Schultern in einem Frösteln zusammen.

Dann sagte sie, als ob jedes Wort sie würgte: „Mama kommt morgen für ein paar Tage nach Paris . . ."

D'Aureville fuhr auf und sah sie an, sagte aber nichts.

„Darum habe ich dir den Brief geschrieben . . ." fuhr Lucienne fort.

Da nahm d'Aureville, den die Idee einer längeren Trennung nun doch wie etwas Schmerzvolles plötzlich überfallen hatte, ihre Hand, die auf dem Geländer lag, und küßte sie in einer heißen Aufwallung.

„Du bist lieb . . ." sagte er, und seine Stimme hatte einen völlig verwandelten Klang.

Sie standen beide oben auf dem Balkon und winkten

Digitized by Google

Bernard nach, als er nachher ging. Er dachte noch an die herben Linien, die ihr Geſicht angenommen hatte, als ſie von dem Briefe ſprach. Es ſchien, als hätte ſie den ganzen Abend die Nachricht, daß ihre Mutter käme, aufgeſpart und ſich erſt, als alles umſonſt war, zu dieſem letzten Mittel geflüchtet, — eine Frau, der ihr Geliebter entgleitet, und die auf immer ſchmerzlichere Künſte ſinnen muß um ein paar letzter, ſchon halb verlorener Stunden willen ...

Digitized by Google

Fünftes Kapitel

Ein linder, warmer Frühlingsregen ging nieder. Bernard saß am Fenster. Er wollte einen Brief an seine Mutter schreiben oder etwas für später an sie aufzeichnen. Vor ihm lag ihre Karte aus Algier vom vierzehnten Februar. Sie schrieb darauf nur: »Je t'embrasse. Maman.« Der Text stand mitten im grellblauen Meer. Dahinter lag wie ein weißer Streifen Algier, die Stadt.

Nun wollte er an sie schreiben und begann: „Mich schmerzt es, daß wir beide, die wir uns doch so gut sind, uns so wenig sein können . . ."

Er sah auf und über die Straße hinweg in die Bäume. Die Blätter tropften und glänzten im frischen Regen. Unten ging ein Mann in einem weiten Mantel mit großem breitrandigem Hut vorbei. Bernard erhob sich und schaute ihm nach, bis er in der Richtung nach dem Odéon verschwunden war.

Er öffnete ein Fenster. Der Concierge stand unter der Türe und sprach mit einer jungen Frau.

Jetzt nahm er während des Gesprächs eine Prise aus seiner Schnupftabaksdose.

Bernard setzte sich wieder in seinen Stuhl.

Er wollte weiter schreiben, hatte aber schon keine Lust mehr dazu. Es tat ihm wohler, ganz ruhig über die Mutter nachzudenken. Er erinnerte sich, wie sie

Digitized by Google

einſt an einem Sommerabend in Zürich dem Seequai entlang gingen. Er war damals ſechzehn Jahre alt.

Da hatte ſie neben anderem unvermittelt geſagt: „Dein Vater iſt grauenhaft egoiſtiſch ... und er zwingt uns alle, auch ſo zu ſein ...“

War das eine Erklärung? Nein, gewiß nicht. Des Vaters Verhalten hätte ja auch anders auf ſie wirken, ſein genußhaft ſelbſtſüchtiges Weſen in ihr das Konträre, die Güte entfachen können. Daß ſie nicht Grauſamkeit mit Grauſamkeit vergolten und ſich nicht in ihr eigenes Leben wie in ein undurchdringliches Netz gehüllt hätte. Aber das lag wohl gar nicht in ihrer Natur. Sie war voll von Leidenſchaft und von unmittelbaren, ſtarken Gefühlen. Und vielleicht konnte dies alles aus Haß ſein um das erlittene Unrecht. Welch ſtarker Haß, der jetzt ſchon ſoviel Jahre dauerte ...

Von der Straße drang fernher ein hoher Ton, wie Geſang.

Bernard horchte. Jetzt kam es näher. Die Stimme klang wie eine Trompete. Nun ging ſie unter den Häuſern entlang. Erſt jetzt unterſchied er die Worte: »Marchand de chiffons ... marchand de chiffons ...«

Bernard dachte: „Welch ſelige Stadt, wo die Lumpenſammler ſingen wie Tenöre ...“

Er konnte ſolchen Tatſachen lange in Gedanken nachhängen und allerlei Betrachtungen und Reflexionen daran knüpfen.

Ähnlich war es vielleicht auch mit der Mutter: daß ſie ebenſo von den Dingen ihrer Gegenwart zu ſehr gefangen war, um zu einem Brief oder einer Nachricht oder irgendeinem Zeichen zu kommen.

Digitized by Google

Es klopfte. Die Tochter des Concierge brachte einen Brief von d'Aureville. Bernard hätte am nächsten Tag mit ihm und Madame de Ch. der Eröffnung des Salons beiwohnen sollen. Nun hatte die Baronin abgesagt.

Das Mädchen war wieder gegangen.

Bernard hielt noch einen Augenblick ihr Bild in der Erinnerung. Sie war mittelgroß, hatte ein rundes Gesicht wie eine Katze, von roter gesunder Farbe, und war im ganzen kein graziöses, aber doch ein körperlich frisches Wesen. Ihre Eltern mußten wohl vom Lande in die Stadt gezogen sein, so daß die Kinder noch ganz den derben, bäurischen Zug im Gesicht und in ihren Gliedern trugen.

Der Regen hatte aufgehört, und die Sonne spiegelte sich grell und unwahrscheinlich klar in den Wasserlachen auf dem Trottoir.

Bernard begann eine von den Zigarren zu rauchen, die er in der Tiefe seiner Koffer über die Grenze gebracht hatte.

Dann blätterte er in „Cousine Bette". Ja, diese Baronin Hulot d'Ervy hatte in ihrem Schicksal Ähnlichkeit mit der Mutter, und der Baron in seiner unwandelbaren, leidenschaftlichen Untreue war gewiß ein Ebenbild des Vaters, aber welcher Gegensatz in den Seelen der Frauen! Die Baronin von jener fast unmenschlichen leidenden, verstehenden, hingebungsvollen, jede Marter aushaltenden Güte ... und die Mutter revoltierend, kämpfend, rächend ... sich vielleicht mit derselben Schuld beladend? ... Bernard dachte an diese Möglichkeit wie an ein seltsames Mysterium. Und er war aus seiner Natur und der Vererbung heraus

Digitized by Google

fähig, es zu verſtehn, wenn ſeine eigene Mutter nicht auf dieſen einen himmliſchen, überirdiſchen Reiz des Lebens verzichtet hätte. Er dachte daran mit einer kindhaften, verehrungsvollen Rührung.

Wenn ihm dabei auch ein leiſer, ſchwebender Schmerz durch die Bruſt zog . . .

Bernard läutete dem Mädchen, — ganz in Gedanken, und nur aus dem Wunſche, es nochmals zu ſehen.

Nun ſtand ſie wieder unter der Türe und ließ ihre Arme hängen, die im Vergleich zu dem Oberkörper ſicher zu lang waren. Als Bernard nicht gleich wußte, was er beſtellen ſollte, lächelte ſie ſchlau und diskret wie eine kleine Bäuerin.

Das ärgerte ihn. Er verlangte heißes Waſſer zum Tee.

Er las wieder und kam zu jener tragikomiſch unterwühlten Stelle, wo Joſepha die Demimondaine ihren ehemaligen Geliebten Hulot in ſeiner Miſere aufnimmt:

„Eh bien, j'aime cela! s'écria Joséphа, qui se leva pleine d'enthousiasme. C'est un brûlage général! C'est sardanapale! c'est grand! c'est complet! On est une canaille, mais on a du cœur. Eh bien, moi, j'aime mieux un mange-tout, passioné comme toi pour les femmes, que ces froids banquiers sans âme . . .“

Balzac erklärte die Stelle weiter unten: La grandeur des crimes était là, comme pour les jurés, une circonstance atténuante. So ſah dieſer Dichter im Ganzen, er überzeugte durch das Übergroße, Vollendete einer Regung.

Bernard ſann wieder über ſeine Familie nach. Vater und Mutter hatten etwas von dieſer Hemmungsloſigkeit

Digitized by Google

in sich, die sie nur zur Erfüllung ihrer Instinkte trieb. Der Vater vielleicht am meisten. Die Mutter aber ebenso aus sich heraus und kaum aus Nachahmung. Aber sie trugen beide eine Unzahl von Widersprüchen, die sie verkleinerten.

Das Mädchen kam und brachte das Wasser. Während sie das Service auf den Tisch stellte, fragte Bernard, um sie zu ärgern: „Woher haben Sie denn so rote Hände?"

Sie lächelte etwas höhnisch, hielt sich die Arme auf den Rücken und sagte: „Das kommt von der Küche ... vom kalten Wasser in der Küche ... und dann wichse ich auch das Parkett und putze die Schuhe ..."

Wie im Trotz warf sie die Worte hin, als wollte sie sagen: ich habe allen Schmutz auf mich zu nehmen.

Bernard wurde verlegen und sagte: „Entschuldigen Sie, ich wollte Sie nicht kränken ..."

Sie sagte nichts mehr und ging hinaus.

Nach einer Weile hörte er draußen wiederholt läuten. Da das Mädchen hinuntergegangen war, ging er selbst, um zu öffnen.

Vor der Türe stand eine junge Dame. Sie war offenbar erstaunt, Bernard zu sehen.

„Ist M. d'Aureville nicht zu Hause?..."

Bernard verstand erst nicht, hatte aber eine instinktive Erleuchtung. Er bat sie, einzutreten.

Als sie im Wohnzimmer stand, sah sie sich um: „Wohnen Sie jetzt hier? ..."

„Ja ..." antwortete er gehorsam.

„Komisch ..." sagte sie.

„Warum komisch?" ...

Digitized by Google

„Er hat doch im Dezember noch hier gewohnt? . . .“ Sie war faſt aufgeregt.

„Wer?“ fragte Bernard.

„M. d'Aureville . . . Kennen Sie ihn nicht? . . .“

„Nein . . . Wer iſt der Herr? . . .“

Bernard lud ſie zum Sitzen ein und läutete dem Mädchen, damit es noch eine Taſſe brächte.

Sie machte es ſich am Fenſter im Fauteuil bequem und ſagte: „Wie oft hab ich hier geſeſſen. Die Ausſicht iſt wundervoll, nicht? . . .“ Sie ſtreckte ſich wie eine ſchlechterzogene Range.

„Ja, wunderſchön . . .“ Bernard bot ihr eine Zigarette an . . . „Aber wie iſt das mit M. d'Aureville? . . .“

„Ach, das iſt ein junger Herr aus einem Miniſterium. Er geht zwar nicht jeden Tag hin. Ich war oft mit ihm zuſammen, aber er hält's mit keiner lange aus. Er war ja ganz nett, aber das Beaſt iſt, wie es ſcheint, ausgezogen . . .“

„Ohne Sie zu benachrichtigen? . . .“

„Ich bin erſt ſeit drei Tagen wieder in Paris, ich war ſeit Januar mit einem Amerikaner in Nizza . . .“ ſagte ſie ſtolz . . . „Ich heiße Melanie . . .“ fügte ſie hinzu.

„Und nun ſind Sie wieder zurückgekommen mit Ihrem Amerikaner? . . .“

„Ach, er iſt nach Boſton gefahren, er ſtammte aus Boſton, ich hab ihn noch bis Genua begleitete. Er hätte mich gerne mitgenommen und mich auch geheiratet, aber ich könnte dort drüben nicht leben . . .“ plauderte ſie weiter . . . „Ich liebe Paris zu ſehr . . .“

„Da war es Ihnen wohl ſehr ſchmerzlich, ſich von ihm zu trennen? . . .“

Digitized by Google

„Ein bißchen ſchon ... aber man gewöhnt ſich an dergleichen ... Ich habe ſchon ſehr viel erlebt ... Man gewöhnt ſich ja an alles ...“ ſchloß ſie ſentimental und wölbte verächtlich die Lippen.

„Sie haben ein großes Redetalent ...“ ſagte Bernard und ſah ſie an. Sie war klein, ohne eigentlich ſo zu erſcheinen, und kaum viel älter als achtzehn Jahre.

„Sie wollen mich necken ...“ Sie qualmte vergnügt ihre Zigarette.

„Ach nein,“ lachte Bernard, „ich wollte nur ſagen: Sie reden wie die Bibel ...“

„Wie die Bibel? ... Das hab ich noch nie gehört. Wie iſt das? ...“ ſie neigte ſich vor.

„So in einem fort und ohne Unterbrechung ...“

„Man muß doch etwas ſagen; oder nicht? ...“ Sie war ganz kindlich aufgebracht.

„Gewiß, gewiß ...“ beſchwichtigte ſie Bernard. „Sie dürfen reden, ſoviel Sie wollen ...“

„Das wollen wir hoffen ...“ ſchloß ſie. Nun war ſie befriedigt.

Bernard lachte laut auf.

„Sie halten mich wohl für etwas ſonderbar ...“ fragte ſie und machte mit der rechten Hand ein Zeichen in der Gegend der Stirne. Sie trug einen Ring mit einem kleinen Saphir.

Er kam in dieſem Moment auf die Idee, aus ihr herauszubringen, ob Henriette Seymour d'Aurevilles Geliebte ſei. Das verſetzte ihn in einen Zuſtand von Neugier, mit der ſich leiſe Furcht miſchte. Wiewohl er ſich einredete, daß es ihm völlig gleichgültig wäre, wie auch die Entſcheidung ausfallen möchte, ſo lag für ihn doch

Digitized by Google

in dieſer Möglichkeit Drohendes, etwas, das ihm noch die Urſache zu vielen Schmerzen werden könnte. Daß d'Aureville zwei Frauen wie Lucienne und Henriette in ſich zu vereinigen vermöchte, traute ihm Bernard zu, und daß alle ſeine Sorgen nur die Bedeutung einer Komödie hätten, war ſehr wahrſcheinlich.

Als er aber eine Frage darüber ſtellen wollte, ſchien es ihm doch peinlich, irgend etwas davon zu erfahren.

Er wollte die Kleine plaudern hören; das war viel erquicklicher.

„Und nun ſuchen Sie dieſen M. d'Aureville in der Stadt? . . ."

„Ach nein," ſagte ſie, „ich treffe ihn vielleicht wieder zufällig. Zum Suchen habe ich keine Zeit, und außerdem iſt er mir nicht ſo wichtig. Er gehört zu den hübſchen Männern, die man liebt, wenn man ſie hat, und ſpäter vielleicht auch wieder; aber nachlaufen, — nein. Da wäre man ja verloren; und außerdem iſt da nachmittags immer ſchon eine andere da. Einen ſolchen Menſchen muß man abends treffen; dann iſt das was anderes . . ."

„Sie haben ſonderbare Lebensanſchauungen . . ." ſagte Bernard ernſthaft.

„Die Lebensanſchauung hängt immer davon ab, auf welche Art man ſeinen Unterhalt beſtreitet. Wenn Sie ſchon ſo viele Männer kennen gelernt hätten wie ich, würden Sie ſelbſt kaum anders denken . . ."

„Da mögen Sie recht haben . . ." erwiderte er leiſe. Das Mädchen ſchien ſich erſtaunlich klar zu ſein über die Bezirke ihres Daſeins.

Digitized by Google

„Ihr Tee ſchmeckt ſehr gut ...“ hob ſie nach einer Weile wieder an ... „Wo kaufen Sie den?“

„Den ſchickt mir mein Vater zuweilen aus China ...“

„Ach China, das muß ſchön ſein ...“ ſeufzte ſie und ſchloß die Augen. Dabei lag ſie ſo wohlig im Stuhl, als hätte ſie ſeit langen Zeiten oft darin geruht, ſie atmete, daß ſich ihre braunſeidene Bluſe in einem ſtillem Rhythmus ſpannte, und war offenbar im höchſten Grade zufrieden.

Bernard erhob ſich leiſe, um ſie nicht zu ſtören. Er ging ins Schlafzimmer hinüber, um ſich fertig zu machen. Er wollte nachher ausgehen.

Im Spiegel konnte er beobachten, wie ſie gleich darauf die Augen öffnete, ſpähend den Kopf hob und hinüberblinzelte.

Dann ſeufzte ſie laut und inſzenierte ein regelrechtes Erwachen. Sie ſtand auf und kam herein, wie in altgewohnte Räume.

„Sie haben dieſelbe ſeidene Decke über dem Bett ...“ Sie tippte mit dem Finger leiſe darauf, als berührte ſie damit eine Erinnerung.

Bernard aber ſetzte ſich auf die Ottomane, die zu Füßen des Bettes ſtand, als ob er auf etwas wartete.

Melanie trat zu ihm und legte ihm die Hand auf den Kopf, wie um ihm Mut zu machen.

Da zog er ſie langſam und ſanft zu ſich nieder ... Sie ſtieß einen leiſen, theatraliſch exzellenten Schrei aus, gleich einer, die in Ohnmacht fällt.

Bei aller Erregung mußte er über ihre Komödie lächeln ...

Digitized by Google

Melanie war wieder gegangen. Bernard empfand immer noch ein mildes Staunen über ihre drollige Perſon und mehr noch über ihre groteske Anpaſſungsfähigkeit. Aber — worauf es ankam — ſie hatte etwas heiter Beſänftigendes, komiſch Erquickendes in ihren Gedanken und im Tonfall ihrer Worte, in der natürlichen Schmiegſamkeit ihrer Glieder. Wo für andere Menſchen Schiffbrüche, Kataſtrophen lagen, trollte ſie ſich vergnügt und ohne Zagen vorbei, ohne den praktiſchen Blick für ihre Lebensſituation einen Augenblick zu verlieren. Nein, ſie hatte keinen Sinn und keine Zeit für Schiffbrüche und Kataſtrophen. Die Lebensanſchauung hänge immer davon ab, auf welche Art man ſeinen Lebensunterhalt beſtreite, hatte ſie geſagt. Darin lag gewiß Wahrheit. Das Klima ihrer Seele entſprach ihrem Berufe. Sie ließ ſich auch nicht beirren und war dabei gewiß frohen Herzens. Bernard dachte darüber nach, wie viele Menſchen wohl dadurch unglücklich würden, daß ſie ſich von anderen in ihre Natur hineinreden, ſie verwandeln ließen. Mochte es auch zu dem nach allgemeiner Schätzung Tüchtigen und Guten ſein.

Es war vier Uhr und er wollte einen Spaziergang im Luxembourggarten machen. Als er unten war, ſchien ihm der Park wieder zu einſam. Er ſtieg beim Odéon in den Autobus nach St. Germain des Prés.

Dort ſetzte er ſich vor ein Café.

Hinter ihm ſaßen zwei Herren von mittlerem Alter, und der eine ſagte: „Er wird alle Plätze der Stadt von Militär beſetzen laſſen . . .“

Der andere tippte fortwährend mit ſeinem Stock auf

Digitized by Google

den Boden, bis ihn der erste fragte: „Glauben Sie nicht?“

Da schaute jener auf: „Mag sein, aber das könnte ihm schlecht bekommen . . .“

Bernard drehte sich um. Der eben sprach, hatte ein gebräuntes Gesicht mit einem dunkeln Schnurrbart.

Der erste meinte wieder: „Er wird es riskieren . . .“

Der andere schob eine Zeitung von sich weg auf den Tisch; dann standen beide auf und gingen fort.

Bernard ließ sich vom Kellner das „Journal“ geben. Da verstand er erst, daß die beiden vom ersten Mai gesprochen hatten. Man erwartete Arbeiterunruhen. Die „Humanité“ drohte mit einem Generalstreik. Die beiden waren vielleicht sozialistische Deputierte gewesen, die vom Minister des Innern gesprochen hatten. Bernard starrte ins Gewühl und war halb im Traume. Seit er in Paris lebte, hatte er fast keine Beziehung mehr zu den Tagen, zu den Stunden. Die Gegenwart war so groß. Wo er gerade saß oder stand, erlebte er mit angespannten Sinnen die Buntheit dieser Stadt. Alles übrige kam scheinbar aus unendlicher Ferne. Er dachte sich: Man könnte jetzt wie zu Zeiten der großen Revolution auf irgend einem fernen Platze einen König enthaupten, oder es könnte sonst etwas geschehen, und die Leute säßen doch hier vor dem Café und würden Absinth trinken und im Omnibus vorbeifahren, und viele würden wenig davon wissen und sich auch nicht darum kümmern.

Bernard erhob sich und bog in die rue Bonaparte ein. Vor dem Laden eines Kunsthändlers blieb er stehen. Von der Seine her kamen ein paar junge

Digitized by Google

Leute, Maler vielleicht, die eben aus dem Tor der Ecole des Beaux Arts getreten waren; sie lachten so laut, daß die Straße schallte.

Bernard beneidete sie um diese unbändige Fröhlichkeit. Es überkam ihn plötzlich eine leichte Sehnsucht nach irgend einer Arbeit. Er wollte ein Atelier mieten und Malstunden nehmen. Oder Aufsätze schreiben über neufranzösische Literatur.

Unterdessen war er bis zum Fluß gekommen. Der Himmel hatte sich nun ganz aufgehellt. Auf dem Wasser zogen ein paar Lastschiffe langsam stromaufwärts. Dann hörte er einen unterirdischen Zug mit dumpfem Geroll in der Richtung nach der Gare d'Orléans fahren.

Die Antiquare hatten ihre Bücherkasten auf den Mauern der Quais geöffnet, und Bernard blätterte in den zerschlissenen Bänden. Zufällig fand er ein Exemplar der „Dame aux Camélias" und las darin, indes er weiterging. Er war in der Stimmung, sich rühren zu lassen von dieser alten Geschichte, die seine Mutter in ihren Pensionsjahren gelesen und so sehr geliebt hatte. Er stellte sich die Mutter vor, wie sie sich mit hellen und gespannten Augen einst über das Buch neigte, wie über etwas Geheimnisvolles aus der Zukunft des Lebens.

Er war vor d'Aurevilles Wohnung gekommen und stieg die Treppen hinauf. Der Diener sagte, sein Herr sei ausgegangen und werde erst am Abend zurückkommen.

Wie er unten wieder aus der Haustüre treten wollte, kam ihm Lucienne entgegen und stieß fast mit ihm zu-

Digitized by Google

ſammen. Sie trug einen großen, runden Sommerhut mit einer weißen Feder.

„Paul iſt ausgegangen," meldete Bernard, worauf ſie lachte und ſagte: „Dann kann ich ja auch wieder gehen . . ."

Sie wandten ſich dem Pont de Carrouſſel zu, und Bernard fragte: „Hatten Sie ſich verabredet? . . ."

Lucienne wandte den Kopf ein wenig: „Nein . . . wir haben uns ſeit damals nicht mehr geſehen . . . Heute früh iſt meine Mutter nach Grenoble gereiſt . . ."

„Hat er das gewußt?"

„Ich glaube nicht . . ."

Es ſchwebte etwas im Klang ihrer Stimme, was Bernard wieder bewegte, wie an jenem Abend. Etwas Weiches, Sonores. Wie ferne Muſik klangen ihre Laute. Als würden ſie getragen von einem in ſeinen Tiefen merkwürdig klingenden Strom.

Sie waren über die Brücke geſchritten und gingen durch die Tuilerien. Ringsum lagen die Gärten in Frühlingsfriſche, jede Farbe ſtrahlte nach dem warmen Regen köſtlich und klar, weinroter Flor von Azaleen, ſalmfarbige Zyklamen und reinweiße Syringendolden blühten in den Inſeln des grünen Raſens, endlos und weit nach den Champs-Elyſees hin.

Und doch war wenig Duft in der Luft, nichts Berauſchendes . . . Ein leiſer Wind ging durch die Baumkronen und rieſelte über die Beete, daß ſich Blüte und Blatt unter den Schauern ihres Wachstums in ſtillem Fächeln bewegten.

Bernard blieb ſtehen und ſagte: „Wie herrlich iſt es, hier zu atmen . . ." Dabei dachte er, daß es zwiſchen

Digitized by Google

ihm und Lucienne oder Henriette zu einer Entſcheidung kommen müßte. Zu welchem Konflikte ihn aber der Zufall führen würde, war ihm noch ganz dunkel und unklar.

„Sind Sie neulich gut nach Hauſe gekommen?“ fragte Lucienne, die ſeinen Ausruf wohl gar nicht gehört hatte. Da war es ihm klar, daß ſie die ganze Zeit nur an d'Aureville dachte.

„Ja . . “ antwortete er . . . „Ich habe bald einen Wagen gefunden.“

Sie ſchritten nun langſam die Avenue de l'Opéra hinauf. Bernard ſprach von Muſik, von Luciennes Stimme und wollte gern das Lied von Béranger noch einmal hören.

Lucienne ſah ihn eine Sekunde prüfend an und ſagte dann: „Das können Sie, aber Sie müſſen Treppen ſteigen . . .“

Er willigte ſehr beglückt ein und dachte damit ſchon etwas erreicht zu haben.

Bei der rue Blanche blieb ſie vor einem Torbogen ſtehen und bat Bernard, ihr zu folgen. Sie durchſchritten einen viereckigen Hof, auf den mächtige dunkle Faſſaden niederſtarrten.

Bernard folgte Lucienne über eine ziemlich ſchmale Holztreppe in ein dunkles Stiegenhaus. Dann ſtiegen ſie zwei Etagen empor, worauf ſie eine Türe öffnete, die ein Blechſchild mit der Inſchrift trug: „Madame Bernet. Modes.“

„Ich wohne bei einer Tante, die Hutmacherin iſt . . .“ erklärte Lucienne.

Als ſie aufſchloß, trat eine ältere Dame auf den

Digitized by Google

Korridor, und Lucienne machte Bernard mit ihr bekannt. Die Dame sagte zwei Worte und verschwand.

Lucienne führte ihn in ein schmales Zimmer. An der Längsseite stand ein Piano, ihm gegenüber ein Divan, vorn am Fenster ein Lehnstuhl mit einem blaugeblumten Gobelin überzogen.

Bernard setzte sich in den Stuhl, und Lucienne präludierte am Klavier. Es war eine Musik, die er nicht kannte. Sie spielte auch mit weniger Inspiration als neulich.

Unterdessen beobachtete er sie wieder von der Seite mit Spannung und fast andächtig. Er gewahrte durch die Bluse ihre runden Arme, sah, wie sie während des Spieles zuweilen heftig und leidenschaftlich atmete, und wie sich dabei ihre Brust rascher wölbte und senkte.

Auf einmal stellte er sich vor, er hätte d'Aureville mit ihr betrogen, und sie stünden sich nachher gegenüber. Er empfand eine bängliche und doch spannungsvolle, lockende Stimmung.

Daneben tauchte wieder Henriette auf. Sie war gertenhafter, straffer in der Gewalt ihres Körpers, vielleicht gefühlsärmer, aber von sinnlicherer Kraft des Blutes.

Madame de Ch. jedoch stand beiden fern wie eine holde Frau, die ihre sanfte Körperlichkeit in die Atmosphäre der stillen Eleganz ihrer Kleider und ihres Parfums hüllte und so eine fast unübersteigbare Barrikade um sich aufbaute. Bernard konnte sich plötzlich ihr Gesicht kaum mehr vorstellen. Er sah sie einfach nicht, trotzdem er sich anstrengte.

Das ging durch sein Gehirn, als Lucienne plötzlich

Digitized by Google

auf dem Divan saß und fragte: „Glauben Sie, daß d'Aureville eine Geliebte hat?"

Sie hielt ihre Arme auf die Kniee gestützt und starrte Bernard wie vergeistert ins Gesicht.

Er wartete zwei Atemzüge lang, ehe er antwortete. Dann sagte er: „Ich sehe ihn zu wenig, um das zu wissen . . ."

Sie lehnte sich zurück. Ihre Schultern zuckten, als wenn das Weinen sie überkäme.

Bernard wollte aufstehen und zu ihr gehen.

Da öffnete sie die Augen und jammerte leise: „Es ist alles so entsetzlich . . ."

Er schwieg und starrte zum Fenster hinaus. Gegenüber saß ein Kind auf einer Altane. Daneben wurde Wäsche aufgehängt.

Als er sich wieder umdrehte, saß sie noch in derselben Stellung.

„Kann ich Ihnen nicht helfen?" fragte er.

„Nein . . ." sagte sie. Sie war ganz in sich zusammengesunken und schien todmüde zu sein.

Da neigte sich Bernard vor. Seine Stimme klang verlegen und unwahrscheinlich: „Wenn er Sie betrügt, würde ich mich rächen . . . und dasselbe tun . . ."

Sie schüttelte den Kopf: „So etwas tut man nicht . . ."

Dann erst traf ihn ihr erstaunter Blick. Sie schien überrascht, daß er dies zu sagen gewagt hatte.

„Aber Sie dürfen auf keinen Fall nachgeben, Sie dürfen sich nicht demütigen lassen, sonst sind Sie verloren . . ." hob er wieder an.

„Aber was soll ich denn tun?" Sie war vollständig hilflos.

Digitized by Google

„Es gäbe nur ein Mittel . . ."

„Was für eines? . . ."

„Sie müßten sich von ihm lossagen, ihn eifersüchtig machen . . . Sie müßten ihn mit Schlauheit quälen . . ."

Sie starrte Bernard immer noch verwundert an und sagte darauf trostlos: „Aber ich bin doch keine Kokotte . . ."

„Aber Sie handeln zu unklug . . ."

„Das mag sein . . ." antwortete sie, als ob dies im Grunde völlig gleichgültig wäre.

Nun schwiegen sie lange. Lucienne schien in eine müde Träumerei versunken. Dann wurde geklopft. Ein Dienstmädchen brachte Kaffee.

„Ich werde heute zu Paul hingehen . . ." sagte Lucienne nachher, wie ein Kind, das sich seines Weges bewußt ist, und für das es auch nur einen Weg gibt.

Bernard antwortete nicht. Sie erwartete ja auch keine Antwort. Zudem konnte ihn alle Anteilnahme nicht hindern, diesen ihren Entschluß weh und schmerzlich zu empfinden.

Digitized by Google

Sechſtes Kapitel

Man war vom Eſſen aufgeſtanden. Madame de Ch. hielt Cercle in der Bibliothek. Sie ſaß zurückgelehnt in einem Louis-XV.-Fauteuil und ſchien es zu genießen, wie ihr kaſtanienbraunes Seidenkleid, worüber ſie eine biskuitfarbene Tunika trug, mit dem kirſchroten Teppich des Bodens zuſammenfloß und ſich wiederum von dem goldgetönten Gobelin des Stuhles abhob.

Vor ihr ſtand Bernetti, der Poet, während d'Aureville und Bernard beiſeite ſaßen. Aus dem Eßzimmer klangen die Stimmen der Herren herüber, die von Politik ſprachen.

„Und wie war das mit Ihrem Vortrag? ...“ fragte Madame de Ch.

„O,“ ſagte Bernetti und zog ſeine Augenbrauen zuſammen, „ſie haben gelacht und mich ein bißchen verhöhnt. Aber ſie hörten mich an, und es war kein Fauſtkampf wie im Théâtre de la Fenice in Venedig, dieſer von der Romantik verſeuchten und angefaulten Stadt, wo wir, die Propheten der neuen, zukünftigen Kunſt, ausgepfiffen wurden, die andern aber zur Erde geſchlagen, in alle Winkel geborſt. Wir haben Athleten unter unſern Kämpfern ... was nicht ſagen ſoll ...“ fuhr er heiter fort ... „daß ſich die Athleten überhaupt unſerm Syſtem zuwendeten ...“

„Sie lieben Venedig nicht? ...“ Madame de Ch.

Digitized by Google

sah dem Italiener in seine erregten Augen, auf deren schwarzer Pupille es wie von weißen Blitzen funkelte. Dabei lachte sie, wie man über ein Kind lacht.

„Nein ... nie ...“ Er holte tief Atem, und seine Nasenflügel zitterten wie in Wollust über den Ausbruch des Hasses, der jetzt folgen sollte. Und er hob an: „Wie hab ich diese alte Kupplerin bekämpft, die uns in den dunkeln Nischen der Straßen und auf den nächtlichen Brücken ihre verschleierten Frauen anbietet. Still! rief ich ihr zu. Still! hör auf mit dem Gemurmel deiner obszönen Verlockungen, wir sind müde deiner erotischen Abenteuer, deiner phantastischen Nächte, deiner kläglichen Serenaden ... wir wollen die Welt von der Tyrannei deiner Liebe befreien, von der Anbetung deines Mondscheins und deiner schmutzigen Kanäle... Tausend Glühlichter sollen deine mysteriösen Dunkelheiten, deine faszinierenden Nebel zerreißen, dein Canal Grande soll ein Hafen des Handels werden, über deine überbrückten Kanäle sollen Züge und Tramways rasen, Kaufleute, Arbeiter sich tummeln. — Venetianer, schrie ich ... was seid ihr jetzt? Ein Volk von Hotelkellnern, von Fremdenführern, von betrügerischen Antiquaren, von Fabrikanten alter Gemälde, von Kopisten und Plagiatoren ...“

Er hielt atemlos inne.

„Und da sind Sie gar nicht erstaunt, daß man Sie nicht gesteinigt hat? ...“ meinte Bernard lächelnd ... „Ich selbst hätte einen ganz kleinen Kieselstein nach Ihnen geworfen.“

„Jüngling ...“ sagte Bernetti mild ... „Sie sind noch in den Krallen des Weibes, seiner entnervenden

Digitized by Google

Lüſternheit. Ihre Fibern zittern nach ſeinem Geruch, und Ihr Herz bebt in jämmerlicher Sehnſucht ..."

Bernard ſchaute Madame de Ch. an. Sie ließ ihre Blicke an ihm auf- und niedergleiten, indes ihre Mundwinkel von verhaltenem Lachen zuckten.

„Weiter ... weiter ..." rief er und klatſchte in die Hände.

Aber der Poet ſenkte plötzlich ſeine Stimme, beſann ſich, wie einer, der ſeinen Weg verloren hätte, und fuhr leiſe fort:

„Venetianer," ſagte ich ... „errötet vor Scham, fallt auf euren Bauch, einer auf den andern, daß ihr aufgeſchichtet ſeid wie Sandſäcke, verſteinert vor Schande, daß man auf euch Wälle und Baſtionen baue und das große und ſtarke, das induſtrielle und militäriſche Venedig erſchaffe ..."

Nun blinzelte er liſtig und verſchlagen wie ein Kobold, erhob ſich und ging zu den andern ins Rauchzimmer hinüber.

„Bravo ..." Die Baronin applaudierte ihm zu dieſem Abgang.

„Der Menſch wird noch einmal gelyncht werden ..." ſagte d'Aureville aus voller Überzeugung.

Auch er erhob ſich und ging hinüber.

Bernard ſaß mit Madame de Ch. allein.

„Nun ... was erleben Sie? ..." fragte ſie nach einer Weile, währenddeſſen ſie hinübergehorcht hatte, als ob ſie unter den vielen Stimmen vielleicht eine einzige ſuchte.

„Nicht viel ..." antwortete er ... „Es ſind zu wenig Menſchen da, die mit mir etwas erleben wollen, oder ich kenne ſie noch nicht ..."

Digitized by Google

Da ſie nichts einwendete, fuhr er fort: „Es kommt doch nicht nur auf uns an ...“

„Da haben Sie recht ...“ entgegnete ſie ... „Aber Sie ſind ja jung, Sie haben noch Zeit ...“

Wie er ſie jetzt wieder anſah, bemerkte er zum erſtenmal zwei leiſe Falten um ihre Mundwinkel; oder nein, es waren noch keine Falten, aber es ſchien, als hätte die Natur durch kaum ſichtbare ſchattenhafte Linien, die zuweilen bei einem Wort, unter einem Zucken des Geſichtes auftauchten, eine Ahnung von der Zeichnung des kommenden Alters angedeutet.

„Sie ſind oft mit d'Aureville zuſammen? ...“ Ihre Stimme war ganz tonlos, als ob es ſich für ſie nur darum handle, irgend etwas zu ſagen.

„Ja ...“ ſagte er ebenſo gleichgültig. Die Indifferenz ihrer Haltung hatte ihn gekränkt.

Sie ſchaute erſtaunt auf, als ob ſie ihn erſt jetzt bemerke. Bernard ſchnitt ein knabenhaft verdroſſenes Geſicht.

Da fragte ſie, als ob ſie ihn damit tröſten und ſeinen kindlichen Zorn wieder beſänftigen wollte: „Haben Sie auch ſeine Geliebte kennen gelernt? ...“

Erſt antwortete er nicht. Er wußte nicht, ob ſie nur irgend etwas von ihm erfahren oder ob die Frage eine Täuſchung ſein ſollte.

„Wen meinen Sie damit?“ fragte er dann.

Nun lachte ſie: „Sie ſind diplomatiſch ...“

„Wieſo?“

„Sie wollen mich verführen, Geheimniſſe auszuplaudern.“

„Ich wußte ja nicht, daß d'Aureville Ihnen ſeine

Digitized by Google

Abenteuer und Leidenſchaften beichtet . . .“ erwiderte er.

„Gewiß, aber ich weiß ja auch nicht, wie weit Sie mit ihm vertraut ſind . . .“

„Gut, aber an wen dachten Sie, wenn Sie nach ſeiner Geliebten fragten?“

„Sind Sie nicht an jenem Abend, nachdem wir im Bois waren, nach der rue Colette gefahren? . . .“

„Ja . . . hat Ihnen d'Aureville von dem Abend erzählt? . . .“

„Schon am Nachmittag in Morels Atelier. Er war ſo nervös, der arme Menſch. Deshalb erbarmte ich mich und fuhr Sie vorher noch ins Bois . . .“

Bernard ſann einen Moment, während er auf die Goldſtickereien ihres Kleides ſtarrte. Es waren ſeltſame traubenförmige Ornamente, wie Orchideen.

„Wiſſen Sie auch, warum er Lucienne verlaſſen will? . . .“ Er neigte ſich vor und empfand in dieſem Augenblick wieder ihr Parfüm wie an jenem Abend.

„Nein . . . das weiß ich nicht . . .“ Sie ſchaute ihn diskret forſchend an und lächelte myſteriös.

Spontan hatte er darauf die Idee, ſie ſelbſt ſei d'Aurevilles Geliebte, und Lucienne und Henriette wären nur Vorſpiegelungen, um die Freunde und die Welt irrezuleiten.

Aber was wußte er ſchließlich Sicheres davon?

„Ich habe Paul d'Aureville ſchon als Knaben gekannt,“ ſagte die Baronin . . . „ſchon bevor er nach England kam, wo er bei den Jeſuiten erzogen wurde . . .“

Sie ſprach ruhig und wie zur Abwehr, als ob ſie

Digitized by Google

Bernards Reflexionen in ihrem ganzen Inhalt empfunden hätte.

„Aber was denken Sie nun über Lucienne? . . .“ fragte er.

„Sie ist zu bedauern . . .“

„Ich würde mir einen andern Geliebten nehmen . . .“ sagte Bernard, als ob dies der einzige mögliche Ausweg wäre.

„Lieber Freund . . .“ erwiderte Madame de Ch. . . . „Sie wissen nicht, was eine Frau leidet . . . wenn sie eine Frau ist, was Sie bei Lucienne doch nicht bezweifeln . . .“

„Ich achte sie . . .“ antwortete er . . . „Haben Sie sie schon gesehen? . . .

„Nein . . . niemals . . . das könnte ja auch nicht sein,“ fügte sie hinzu.

„Bei einer Frau ist der gegenwärtige Geliebte in ihrem Gefühl immer der einzige. Wenn sie diese Erneuerungskraft verloren hat ist sie entweder alt, oder sie hat noch nicht die Fähigkeit, den zweiten zu lieben. Aber da handelt es sich nur um Zeit . . .“ Bernard hatte dies aufgeregt hingeworfen, als ob er die Baronin zwingen könnte, damit irgend etwas anzufangen.

Sie neigte den Kopf: „Sie sind noch so jung und reden wie ein Greis . . . Wer hat Sie das gelehrt? . . .“

Da antwortete er mokant, spitzbübisch und gutmütig: „Ich rede nach meinen Erfahrungen . . .“

Sie spottete wieder: „O, Sie junger Liebhaber . . .“

„Sie nehmen mich nicht ernst . . .“ klagte er.

„Bleiben Sie bei dieser Rolle . . .“ sagte sie versöhn-

Digitized by Google

lich ... „Es wird für Sie mehr Gewinn bei den Frauen herauskommen ...“

In dieſem Moment erſchien der Miniſter unter der Tür des Rauchzimmers. Er kam heran, um ſich zu verabſchieden. So gingen ſie alle drei hinüber.

Dort hatte ſich ein Kreis um Morel gebildet, der eine Zeitung in der Hand hielt.

„Ich laſſe Sie bei der Politik,“ ſagte zum Abſchied der Miniſter. Er ſchritt mit der Baronin nach dem großen Salon hinüber.

Morel hielt das Blatt hoch und las:

„Wie lange noch wird M. L., der Komödiant, der ſtädtiſchen Polizei vorſtehen? Wie lange noch wird dieſer Ätheromane, für den ein Platz in der Salpetrière frei iſt, das delikateſte Amt, das das Leben einer Großſtadt kennt, verwalten? Das iſt eine Frage, die die „Humanité“ immer wieder aufwirft, und die ſie nicht vergeſſen darf am Vorabend des erſten Mai, wo ſich wieder von neuem zeigen wird, daß der Präfekt die einzige Urſache für die Zwiſchenfälle iſt, die ſich nie ereignen würden, wenn dieſer Irrſinnige ſie nicht durch ſeine nervöſen Kriſen und ihre Konſequenzen verurſachte.“

„Das iſt infam ...“ ſagte Siret, der dabeiſtand und Morel über die Schulter geſehen hatte. Nebenan ſaß der Hausherr, Baron Fernand de Ch., und hörte wortlos zu. Er ging gegen die fünfzig und mochte vor wenig Jahren noch das, was man einen ſchönen Mann nennt, geweſen ſein. Jetzt aber war ſein ehedem ovales Geſicht etwas in die Breite gewachſen, dazu hatte er den Anſatz zu einem Embonpoint. Er war Royaliſt, ſeiner Abſtammung nach durchaus ein politiſcher Gegner von Morel,

Digitized by Google

der viel Sympathie für sozialistische Ideen zeigte. Als strenger Anhänger der Militärpartei huldigte der Baron in seinem Innersten auch einem ziemlich ausgeprägten Antisemitismus, doch erstreckten sich seine Anschauungen nur auf das Allgemeine, gleichsam Theoretische. Im Verkehr waren ihm die Äußerungen der einzelnen Menschen fast immer so gleichgültig, daß er in einem ganz hohen Maße jene zuvorkommende Duldsamkeit und jenen vornehmen und galanten Indifferentismus an sich hatte, die zu den deutlichen Merkmalen der französischen Rasse gehören.

Andrerseits war er ein so großer Liebhaber und Kenner der Künste und der charakteristischen Züge jeder Persönlichkeit, daß in seinem Hause, neben dem Troß der Gesellschaft seines Standes, sehr wohl ein Talent wie Morel, eine ätzend kritische Natur wie Siret und auch ein so paradox geräuschvoller Poet wie Bernetti verkehren konnten. Ja, er liebte es zuweilen, diese Menschen, von denen ein Strom farbigen Lebens ausging, wie es heute geschehen war, zu einem Diner zu vereinigen und sich an ihren prägnanten und starken, seiner Natur eigentlich so fremden Äußerungen wie an etwas Wildem zu ergötzen. Daß er dazu den ihm befreundeten Minister der schönen Künste einlud, war für ihn ganz natürlich, denn jener war eines Standes mit ihnen, und der Abstand zwischen sich und dem radikalen Minister, der als sozialistischer Abgeordneter begonnen hatte, erschien ihm noch größer als zwischen sich und den Künstlern, weil er in ihm den Vertreter der heutigen Zeit sah, die er als etwas im höchsten Grade Undisziplinirtes ablehnte.

Digitized by Google

„Warum nennen Sie das infam? . . .“ fragte Morel, der den Kopf gewendet hatte.

„Weil es doch eine offenbare Unwahrheit iſt . . .“

„Unwahrheit . . .“ fuhr Morel auf . . . Er las weiter: „Am erſten Mai wird ſich wieder dasſelbe Drama abſpielen, das wir ſchon ſeit Jahren kennen. Auf irgendeinem Platz, der Concorde oder der Place de la Republique geht das Gerücht: Ein Beamter der Polizei iſt von den Arbeitern verletzt worden . . . an der Schulter verletzt worden . . . Man ſagt, auch am Bein . . . am Bein und an der Schulter verletzt worden . . . ſchwer verletzt worden . . . man hat ihn weggetragen . . . ſterbend weggetragen . . . ein Beamter der Polizei iſt erſchlagen worden . . . der Mörder iſt entkommen. Am ſelben Abend ſchreien die Kamelots: „Extrablatt . . . neues Extrablatt . . . alle Details des Aufſtandes vom Nachmittag . . . ein Beamter der Polizei iſt ermordet worden . . . der Täter iſt verhaftet . . . hier die Details . . . zwei Beamte ſind maſſakriert worden . . . drei Beamte . . . vier Beamte . . . Am zweiten Mai ſitzt der Polizeipräfekt am Bett des Bleſſierten im Hotel-Dieu und hält ihm folgende Anſprache: Ich bin glücklich, Sie im Namen des Präſidenten der Republik und des Präſidenten der Kammer zu beglückwünſchen. Die Wunde, die Sie im heftigen Kampf um die Ordnung empfangen haben, verdient dieſes Zeichen des Mutes und der Tapferkeit, und ich bin ſtolz, es an Ihre Heldenbruſt zu heften . . . Er überreicht ihm die Medaille der Ehrenlegion. Am dritten Mai leſen wir in den Zeitungen: Wir haben das Vergnügen anzuzeigen, daß der tapfere Beamte, der vorgeſtern auf der Concorde von ruchloſer Hand

Digitized by Google

tödlich verwundet worden ist und bei diesem Anlaß das Band der Ehrenlegion empfangen hat, heute das Spital geheilt verlassen konnte. Nichtsdestoweniger ist ihm noch ein Urlaub von sechs Monaten gewährt worden . . ."

Morel ließ die „Humanité" sinken und lachte aus vollem Halse. Er konnte so köstlich laut und sonor lachen wie die Menschen aus dem Süden. Seine ganze heitere, naive Seele klang aus diesem Gelächter.

Da sagte Siret: „Ich habe erlebt, daß die Manifestanten Salven auf die Polizei abgaben, daß Menschen getötet, verletzt wurden; daß die Aufrührer Barrikaden errichteten, — bestreiten Sie das? . . ."

„Das sind Anarchisten, keine Arbeiter . . ." warf Bernetti ein.

„Wer ist heute Anarchist, und wer ist Arbeiter? . . ." fragte Siret.

„Sie übertreiben . . . Sie übertreiben bestimmt . . ." beteuerte Morel und begann nun eine große Rede über das Recht zu Streiks, über den Kapitalismus in Frankreich, über den Einfluß der Juden auf die Finanz.

Als er geendet hatte, sagte Baron Fernand de Ch., als ob er nichts gehört hätte und seine Gedanken noch bei den Manifestationen wären: „Ich finde, daß man diese Menschen heutzutage mit zuviel Delikatesse behandelt. Barrikaden sind immer mit Kanonen wegzuräumen, ich wäre auch heute noch für dieses System . . ."

Die Worte klangen so knapp und klar durch den Saal, daß alle eine Weile schwiegen.

Ein Diener ging herum und bot gekühlten bittern Champagner an.

Digitized by Google

Morel leerte ein Glas und meinte: „Sie lösen die soziale Frage sehr einfach, lieber Baron . . .“

Dieser hob den Kopf und antwortete ruhig: „Man soll das Dasein nicht unnötig komplizieren; im übrigen hab ich ja nicht über die soziale Frage, sondern über die Beseitigung von Barrikaden gesprochen . . .“

Bernard stand dem Baron gegenüber in der Nische neben dem Kamin. Er konnte durch die offene Türe in den großen Salon sehen. Dort erblickte er in einem Spiegel die Gestalten der Baronin und des Ministers. Er sprach anscheinend und deutete mit der Hand irgendwo hinaus. Durch einen Widerschein des Lichtes aber glänzten die Gläser seines Binokels ganz undurchsichtig und schneeweiß, so daß seine Augen wie hohl und ausgeleert erschienen.

Seltsam! Bernard ärgerte sich, als er die beiden erblickte. Es war etwas wie Vertraulichkeit zwischen ihnen. Die Schultern der Baronin erschienen sanft abfallend und wie Elfenbein schimmernd. Jetzt stützte sie ihre schmale Hand auf ein Taburett. Ihre Hüften prägten sich in diesem Kleide voller und mit einer gewölbten sinnlichen Linie aus.

Der Minister redete wieder, als ob er etwas beteuerte. Obschon er größer war wie Madame de Ch., erschien sie doch kaum kleiner. Seine Frackschöße standen ein wenig nach hinten ab und machten fast den Eindruck, als seien sie nicht aus Stoff, sondern aus Federn. Über seine Mundwinkel hing der buschige Schnurrbart und gab seinem Gesicht einen leisen Zug von Mittelmäßigkeit.

„Und er hat doch recht . . . er hat doch recht . . .“

Digitized by Google

begann Morel wieder. Er hatte seine große bäurische Faust auf dem rechten Knie liegen.

„Von wem reden Sie? . . .“ fragte Siret.

„Ach, doch von Jaurès . . .“

Siret gab keine Antwort.

„In der Kammer ging heute das Gerücht, daß der Ministerpräsident für übermorgen die ganze pariser Garnison aufbieten und alle Plätze mit Militär besetzen würde . . .“ sagte darauf d'Aureville . . . „Es soll sogar schon fest bestimmt sein . . .“

„Mag er . . .“ entgegnete Morel verbissen und voll Trotz.

„Ich würde dies für sehr klug halten . . .“ sagte Baron Fernand de Ch. . . . „Diesem Volke ist nur mit Gewalt zu imponieren . . .“

Morel erwiderte nur: „Der Minister wird jede seiner Handlungen vor der Kammer zu verantworten haben . . .“

„Ganz gewiß . . .“ antwortete der Baron ein wenig gleichgültig. Er schien des Gespräches müde zu sein.

Man redete nun von einem Stück im Theater Antoine, wo Regina Badet, die Künstlerin der Oper, in einem lasziven Tanze auftrat. Siret beschrieb ausführlich ihre Posen. Über diesen Bildern einigten sich alle, und Morel, der sie auch gesehen hatte, zeichnete mit einer Feder ein paar ihrer Stellungen auf das Zeitungsblatt.

Da fragte ihn Bernetti: „Ist der ‚Bogenspanner‘ schon verkauft? Ich habe ihn im ‚Salon‘ gesehn . . . Er ist herrlich . . .“ Der Italiener sang das letzte Wort wie einen Fanfarenton.

Morel wollte eben antworten, als ihm Bernard ganz unbedacht in die Rede fiel und sagte: „Ich habe heute früh auch eine Kritik in einer Zeitung gesehen . . .“

Digitized by Google

„Was ſteht darin? . . .“ Morel war begierig.

„Ich weiß nicht . . . ich hab ſie nicht geleſen . . . es war im Café . . . ich war eben daran und wurde von einem Mädchen geſtört . . .“

„Da haben Sie gut getan, ein Weib geht einer Kritik vor.“ Morel lachte wieder köſtlich und laut.

Der Baron ſchickte ſofort den Diener in die Bibliothek hinüber, um die Morgenzeitungen zu holen.

Morel legte ſie auf den Tiſch und ſuchte.

Dann las er die zwanzig Zeilen, die in einem großen Feuilleton über den „Salon“ ſein Werk betrafen, langſam und bedächtig. Als er geendet hatte, begann er von neuem und bewegte dazu ſeine Lippen bei dieſem oder jenem Wort.

Dann hob er den Kopf und fragte Siret: „Kennen Sie den, der das geſchrieben hat?“

Siret ließ ſich das Blatt geben und ſagte: „Ja, Sie haben ihn neulich ſelbſt bei Ihrem Jour geſehn . . .“

Morel ſann nach, aber alle wußten, daß er im Moment nicht an den Menſchen dachte, ſondern nur an die Kritik.

„Wer hat das mit dem Amerikaner gewußt . . . außer Ihnen . . .?“ fragte er wieder leiſe und müde.

„Ja . . . iſt das Werk noch nicht verkauft? . . .“

Es war einen Moment ſehr ſtill. Man hörte nur den Baron mechaniſch und nervös mit ſeinem Siegelring auf die Stuhllehne klopfen. Er liebte ſolche Stimmungen nicht.

„Nein . . .“ erwiderte Morel . . . „noch nicht . . .“

Siret wagte darauf nur die Worte: „Das iſt allerdings ſehr peinlich . . .“

In dieſem Augenblick kam wieder der Diener mit Wein.

Digitized by Google

Man ſprach von anderen Dingen.

Niemand wollte die Zeitung in die Hand nehmen, bis Morel ſie dem Baron zuſchob. Dieſer las und gab ſie dann weiter.

Es ſtand da: „Wenn Morel den geringſten Sinn für die architektoniſche Forderung der Skulptur hätte — worin das Grundprinzip dieſer Kunſt beſteht — würde er nicht dieſen Jüngling mit dem Bogen geſchaffen haben. So vorurteilslos wir auch dieſe Arbeit betrachten, wir können uns nicht von der Vorſtellung befreien, daß es ſich hier wieder um eine ſeiner barocken Ideen handelt, die ſo oft ſein großes Können beeinträchtigen und auch dieſes Werk als ganzes zu etwas Fragmentariſchem herabwürdigen. Freilich iſt der große Meiſter wieder in der ſenſibeln Behandlung des geringſten Details zu erkennen, und wir müſſen nur aufrichtig bedauern, daß ſich dieſe vereinzelten Dokumente ſeiner genialen Kraft nicht zu einer großen und wertvollen Einheit zuſammenſchließen."

Den Schluß bildete die Bemerkung: „Erfreulicherweiſe aber hat ſich für dieſe Schöpfung auch ſchon ein Liebhaber gefunden. Die Bronze wird, wie wir erfahren, nach Chicago wandern und iſt ſo — zum Glück oder Unglück — unſern ſtaatlichen Muſeen entgangen ..."

D'Aureville war der letzte, der las. Bernetti und Bernard ſtanden hinter ihm und laſen mit.

Da ſagte Morel ruhig, als ob ſchon alles Schwere in ihm bezwungen wäre: „Es könnte ja ganz gleichgültig ſein, was dieſe Herren ſchreiben, wenn hunderttauſend Francs für einen Künſtler nicht zuzeiten ebenſo wichtig wären wie der Beſitz ſeines Talents ..."

Digitized by Google

Seine Stimme war zuletzt ganz humorvoll. Das gab allen eine Erleichterung.

Siret, der bis jetzt beklommen an seiner Havanna geraucht hatte, sprach nun von der Unzulänglichkeit der Kritik und ihren oftmals bösartigen Einflüssen. Er redete kühl und sarkastisch und zugleich unbekümmert, trotzdem er und die andern wußten, daß er in diesem Falle zu einem Teile gegen sich selbst sprach.

Als Bernard wieder einmal in den großen Salon hinüberschaute, war er dunkel.

Es war Zeit zum Aufbruch.

Unten auf der Avenue verabschiedeten sich Siret und d'Aureville. Sie wollten noch nach dem Montmartre.

Morel stieg mit Bernard in einen Fiaker. Sie fuhren die Champs-Elysées hinunter. Zur Linken flirrten „Alcazar d'Eté" und „Les Ambassadeurs" in tausend Lichtern. Zur Rechten war der „Jardin de Paris" märchenhaft mit Lampions erhellt.

Von beiden Seiten kamen die schwebenden Rhythmen der Orchester.

Morel war schweigsam. Nachdenklich starrte er, wie sie über die place de la Concorde fuhren, zum Nachthimmel hinauf, der wie in einem Dampf von Licht und schwüler dicker Atmosphäre lohte.

Als sie jenseits der Seine waren, wurde das Quartier stiller. Man hörte nur das Klappern der Hufe durch die Stille.

„Sehn Sie . . ." sagte nach einer Weile Morel . . . „Paris ist der Kampf; ein brutaler, nerventötender Kampf; ich bin mit vierzehn Jahren in diese satanische Stadt gekommen und habe sie seitdem kaum mehr verlassen. Aber

Digitized by Google

es kommt aus den Menſchen alles heraus, was ſie in den müdeſten Keimen in ſich tragen. Heute iſt jeder ſo unbekümmert, daß er ſich nach ſeiner Natur entwickelt. So züchten wir Staatsmänner, Techniker, Künſtler und Verbrecher. Alles mit der gleichen Bravour. Alle in derſelben Siedehitze der Exiſtenz. Dieſe Luft kultiviert alles Herrliche und alle Scheußlichkeit. Wir verfluchen ſie zuzeiten, weil ſie uns martert, und wir lieben ſie wieder, weil ſie uns quält . . . und zuletzt iſt doch alles . . . alles Leben und darum Schönheit . . ."

Er lehnte ſich zurück. Sein kurzer Bart ſtarrte nach vorwärts in die Luft, über der Naſe baute ſich die Stirne wie ein ſtarkes hochgeſpanntes Gewölbe auf, und nach hinten ragte die Form des Schädels mächtig und pompös.

Als ſie gegen St. Germain des Prés kamen, hörten ſie plötzlich ein Weib laut ſchreien. Morel ließ den Wagen anhalten.

Es war eine Kokotte, die ſich mit zwei Herren zankte. Sie hatte von einem noch Geld zu bekommen und keifte darum laut und häßlich.

Beim Boulevard Raſpail ſtieg Bernard aus.

„Kommen Sie doch in dieſen Tagen wieder zu mir . . ." ſagte Morel zum Abſchied.

Bernard ging langſam nach Hauſe.

Als er in die Nähe ſeiner Wohnung kam, gewahrte er in ſeinen Zimmern Licht.

Er ſah auf die Uhr. Es war halb zwei.

Wie er oben über den Korridor trat, wurde die Türe aufgeriſſen. Das Mädchen des Concierge ſtürzte mit nackten Füßen wie ein Bauernmädchen an ihm

Digitized by Google

vorbei und ſtolperte ins Stiegenhaus, die Treppen hinauf.

Bernard war etwas verblüfft und ging ins Wohnzimmer. Sie hatte auf dem Sofa geleſen, denn da lag ein Buch.

Er nahm es auf. Es war eine zerſchliſſene Ausgabe von „Germinal".

Da hörte er draußen wieder einen leiſen, zaghaften Tritt. Sie ſtand unter der Türe und ſagte demütig: „Entſchuldigen Sie ... ich habe nur geleſen. Droben iſt kein Licht ..."

„Wo ſchlafen Sie denn ...?" fragte er.

„Droben bei den Dienſtmädchen. Aber ich darf kein Licht machen, weil die Zofe aus der dritten Etage im ſelben Zimmer ſchläft ..."

„Und Sie dachten, ich käme ſehr ſpät nach Hauſe?"

„Ja, weil der Herr den Frack anzog ... ich wäre um zwei Uhr ſchlafen gegangen."

Sie ſah ſeitwärts in eine Ecke und ſtellte einen Fuß auf den anderen. Sie trug nur ein Hemd mit langen Ärmeln, durch das die Spitzen ihrer Brüſte ſtachen, darüber einen gelben, abgeblaßten Jupon.

Eine ganz beſtialiſche Geſundheit ſtrahlte von ihr aus.

Bernard ging auf ſie zu und wollte ſie um die Hüften faſſen. Sie lief wieder in das Entree hinaus und ſagte: „Geben Sie mir das Buch ... ich will nur das Buch ..."

„Aber ich will dich ..." lachte er und ſtürmte ihr nach.

Sie lief zur Türe hinaus wie ein Haſe. Er vermochte ihr nicht zu folgen.

Zugleich hörte er unten die Haustüre gehen. Da

Digitized by Google

ging er wieder hinein. Er glaubte, ſie würde wieder kommen.

Erſt las er in dem beſchmutzten gelben Band, wobei er auf dem Sofa lag und auf ſein Blut horchte, das vor Erregung laut und regelmäßig im Halſe pochte.

Dann kleidete er ſich aus und legte ſich aufs Bett.

Er wartete die halbe Nacht umſonſt und hörte noch ſpät, wie die großen zweirädrigen Gemüſekarren den Boulevard St. Michel hinunter zu den Hallen fuhren.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel

In der Morgenfrühe des ersten Mai war auf den Plätzen der Stadt geheimnisvoll blinkendes Leben. Schon beim Dämmern des Tages hatten die Bürger den auf dem Pflaster widerhallenden rhythmischen Tritt der Soldaten gehört. Die Besatzungen waren in alle Quartiere einmarschiert.

Das Ministerium schien entschlossen, jede anarchistische Demonstration zu ersticken.

Als Bernard gegen Mittag ausging, hielt eine Kompagnie Infanterie die Plätze beim Panthéon und der Sorbonne besetzt. Posten schritten auf und nieder. Uniformen und Waffen blitzten in der Sonne. Witze der Passanten sprühten in der Luft. Es war ein heiteres kriegerisches Leben.

Ringsum freute sich das Volk der Pariser, das sich mit Wollust aus jedem Ereignis ein Fest zu formen sucht.

Am Nachmittag sollte der große Demonstrationszug von achtzigtausend Arbeitern vom Montmartre nach der der Madeleine und von dort über die großen Boulevards nach der Place de la Republique und der Arbeiterbörse stattfinden.

Bernard setzte sich vor das Café d'Harcourt in die Nähe von Offizieren und hörte, daß der Strom der Demonstranten auf dem ganzen Wege durch vier

Digitized by Google

Glieder Militär wie in einem Kanal geleitet werden sollte.

Auch die Kellner waren über das neue Gesicht der Straße froh. Sie liefen in ihren weißen Schürzen und den kurzen, schwarzen Jacken eifrig um die Tische, warfen reinen Sand auf den Boden und schienen alles herzurüsten, wie für einen Nachmittag oder Abend von großer Bedeutung.

Als Bernard wieder nach Hause kam, stand der Concierge unter der Türe. Er zwinkerte mit den Augen, als ob er etwas Besonderes zu sagen wüßte. Das erschien Bernard ungewöhnlich, und er blieb vor ihm stehen, noch halb auf dem Trottoir.

Mit dem Concierge hatte er sich bisher auf eine einfache Art verständigt. Wenn er am Vormittag zum erstenmal ausging und die Sonne schien, hatte ihm der andere zugenickt und gerufen: „Es ist schönes Wetter ..." und Bernard hatte geantwortet: „Ja, es ist sehr schönes Wetter ..." Und wenn es regnete, hatte der Dicke seine wulstigen gutmütigen Lippen verzogen und mit einem Blick nach dem lieben Gott geseufzt: „Eine schöne Schmutzerei ..." und Bernard hatte ihm jedesmal erwidert: „Ja, eine schöne Schmutzerei ..." In diese simpeln Worte hatten sie aber alles Mögliche von Beziehung und Gefühl hineingelegt, das zwischen ihnen bestand und bestehen durfte, und zugleich eine so schöne Schranke von stiller Unnahbarkeit aufgerichtet, daß sie gegenseitig wirklich sehr beruhigt sein konnten.

Nun aber stand der andere da und sagte leise, als ob er sehr schlau sein wollte: „Haben Sie die Soldaten gesehen?" ...

Digitized by Google

Bernard nickte und sah ihn an, als ob er auf etwas wartete.

„Was meinen Sie dazu?“ ...

„Ich habe keine Meinung ...“ antwortete Bernard.

„Wenn nur kein Blut fließt und die Polizei nicht zu protzig wird ... man weiß nie ...“

„Was weiß man nie?“ ...

„Die Vorstädte könnten heruntersteigen ... wissen Sie was das ist, die Vorstädte? Was alles von den Fortifikationen, vom Montmartre, von Montrouge und Malakoff kommen kann?“ ... Er zog ein gedankenvolles Gesicht und fuhr fort: „Vor acht Jahren wurde ein armer Student im d'Harcourt von der Polizei erschossen. Es war ein Versehen. Da kamen die Vorstädter, Männer und Weiber. Sechs Tage wurde mit ihnen gekämpft ...“

Er hielt den Mund offen und starrte Bernard an.

Dieser aber meinte nur: „Das wäre gewiß sehr gefährlich.“

Da der andere darauf nichts mehr bemerkte, ging Bernard an ihm vorbei und die Stiege hinauf.

Also war das erste Gespräch zwischen ihnen beschlossen.

Am Nachmittag überkam Bernard das Verlangen, den großen Umzug zu sehen. Er hatte zwar für diese Arbeiter und die Art ihrer Kundgebung keine besonderen Sympathien. Er war weder durch seine Abstammung und Erziehung, noch durch Lebensumstände veranlaßt worden, sich über den Sozialismus eine Ansicht zu bilden. Unter einem Arbeiter verstand er ein Individuum, dem er im einzelnen zwar ganz freundlich gegen-

Digitized by Google

überstand. Er erinnerte sich daran, daß einst im Institut die Dampfheizung gelegt worden war, und daß er den Schlossern und Monteuren oft und lange zugesehen hatte, wie sie Löcher in die Wände bohrten, Röhren ineinander schraubten, Eisenstangen im Hofe glühten und ihnen allerlei Formen und Rundungen gaben. Dies hatte ihn damals interessiert, gleich etwas neuem, das damals in den Kreis seiner Erfahrungen eindrang. Er hatte wohl auch mit einem dieser Menschen, die in ihren blauen Blusen hantierten, gesprochen, aber wie mit etwas Fremdem, das er in seiner Existenz sehr wenig begriff. Später war er durch die Lektüre mondäner und bourgeoiser Zeitungen zu der Annahme gekommen, ein Arbeiter sei ein Wesen, das von Tag zu Tag mehr Lohn erhalten und weniger arbeiten wolle. Hierin sah er die Ursache aller Streike und aufrührerischen Bewegungen, und heute war ihm diese Klasse wieder so fern wie in den Institutsjahren. Während er aber für ihre einzelnen Vertreter dasselbe humane Interesse wie damals empfand, fühlte er gegen dieselben Menschen, sobald sie in großen Versammlungen oder Zügen auftraten und so eine heftige, große Gebärde annahmen, ein fast feindliches Sträuben in sich. Vielleicht war es auch Ängstlichkeit. Vielleicht bangte ihm als dem Nervenmenschen vor der hier angesammelten körperlichen Kraft. Vielleicht ahnte er die leise Möglichkeit einer physischen Vergewaltigung.

Und doch zog ihn ein solcher Strom, der trotzig und reißend dahinging, wiederum an, gleich etwas Gefährlichem, Lockendem, Drohendem.

Digitized by Google

Als er nach vier Uhr den Pont de la Concorde überschritt, kam ihm ein Trupp Kürassiere entgegen. Er rief den Offizier an, der ein junger und eleganter Mensch war, und fragte, wohin man sich jetzt wenden müßte, um den Umzug am besten zu sehen.

Der Offizier hatte ihn erstaunt angestarrt; darauf lachte er, deutete nach der Madeleine und schrie: „Sie müssen sich beeilen, sie sind schon auf den Boulevards."

Auf der Concorde strömten die Massen eilig, als wäre ein großes Spektakel zu versäumen, die rue Royale hinauf. Als er gegen die Madeleine kam, war die Straße abgesperrt. Wie eine Barre standen die Pferde der Garde Republicaine. Die gelben Helme der Reiter glänzten im Mittagslicht.

Dahinter aber zogen erst die Soldaten, dann ein dunkler Fluß von Menschen, der sich wie ein riesengroßer Wurm dahinwand.

Jetzt tauchten wieder Fahnen auf. Musikkapellen folgten. Dazwischen tönte unisono und wie zu einem Orkan anwachsend das sozialistische Sturmlied, die „Internationale".

Aus den Fenstern der Restaurants und Brasserien aber hingen und winkten tausend Arme und Hände, tausend erhitzte Gesichter waren übereinandergeschichtet, und tausend Stimmen schrieen sich müde und stimmten ein in den Chor.

Bernard stand so wohl länger denn eine Stunde.

Einer sagte nebenan: „Jetzt kann vielleicht alles ruhig verlaufen. Die Demonstration wird in der Nacht sein bei der „Bourse du travail . . ."

Über dem Zuge schwamm eine heiße, zitternde Luft,

Digitized by Google

als ob durch die Massen und ihre schreienden Gesten die Atmosphäre von Glut und Schwüle überladen würde.

Bernard empfand allmählich ein beißendes, unerträgliches Flimmern vor den Augen. Er mußte seinen Platz aufgeben und sich entfernen.

Er fand bei der Chambre des Députés einen Wagen. Als er einstieg und sich umsah, bemerkte er erst, wie auf den Treppen der Madeleine Mensch an Mensch gekauert war. Überall ein dunkles, wimmelndes Meer.

Unvermittelt hatte er den Gedanken, zu Morel zu fahren. Als der Wagen durch einsame Straßen nach der Gare Montparnasse hinuntertrabte, fühlte er sich doch sehr erleichtert. Er kostete in Gedanken schon den Gegensatz aus, den die Stille des Ateliers zu dem lärmenden Schauspiel bilden würde.

Wie der Kutscher in die Impasse einbog, gewahrte Bernard von weitem ein Automobil, das vor dem Gartentore stand. Ein Chauffeur in blauer Livree saß auf dem Wagen und las eine Zeitung.

Morel war nicht im großen Atelier in der Tiefe des Gartens. Die Griechin aber lag über einer Zeichnung, und ein junger Mensch von sechzehn Jahren meißelte an einer aufrechtstehenden archaistisch einfachen weiblichen Figur. Eifrig maß er mit einem großen Zirkel am Gipsmodell und am Marmor.

In einer Ecke saß ein verlumpter älterer Mann mit abgemagertem Gesicht und den eingesunkenen Schultern des Phthisikers.

Die Griechin sagte, daß Morel gleich kommen werde, eine Dame sitze im Atelier nebenan zu einem Porträt.

Bernard sah sich um. Da stand in einem Winkel,

Digitized by Google

verſtaubt, das grün patinierte Modell zu einer der drei weiblichen Geſtalten vom Fuße des „Monument de la Republique“. Dalou hatte ſie mit noch zwei anderen und den großen bronzenen Löwen geſchaffen und wohl auch noch die Gedanken zu den zwölf Basreliefs um das Piedeſtal gegeben und war darüber geſtorben. Morel hatte ſich durch die Vollendung des Ganzen zuerſt der Welt vor die Augen geſtellt.

Aus dem Nebengebäude drangen jetzt ſanfte, langgezogene Akkorde eines Harmoniums.

„Jetzt iſt er allein ... Sie können hinübergehen ...“ ſagte die Griechin und ſchritt voraus.

Sie kamen in ein kleines Atelier, das ſehr elegant und wohnlich war. An den Wänden hingen Paſtelle in der dämmerhaften Art von Carrière und ein paar Studien von wilder Farbigkeit.

In der Mitte des Raumes aber ſaß in einem Fauteuil auf einem Podium Henriette Seymour, zum Weggehen bereit. Auf einem Modellierbock ſtand ihre halbausgeführte Büſte.

Morel war nebenan am Harmonium und ſpielte die Akkorde. Er drehte ſich um, ohne ſich zu unterbrechen und nickte.

Henriette erhob ſich und ſagte: „Wie komiſch, daß Sie plötzlich hier ſind ...“

Da Morel ſein Spiel jedoch nicht unterbrach, ſetzten beide ſich wieder.

Im Raume lag ſchon eine leiſe Abendſtimmung. Morel ſpielte ein Lied in der Art früher italieniſcher Kirchenmuſik. Manchmal erinnerte es an Corelli. Er ſaß mit ſchläfrigen Augen da, als hypnotiſierte er ſich

Digitized by Google

mit der feierlich ſchwebenden Muſik. Eine heitere Ruhe lag über ſeinem Geſicht.

Bernards Blick glitt erſt über Henriette, die in einem Kleid von heller Seide auf kupferfarbenem Untergrund, mit einem großen Hut, an den nur vorn zur Rechten ein paar Roſen geſteckt waren, läſſig hingekauert im Stuhl ſaß . . . dann ſchaute er nach der Büſte, die in der weichen Luft des Zimmers beinahe eine maleriſche Wirkung bekam. Er ſah ſie nur von rückwärts, erkannte aber plötzlich im Übergang vom Hals zu den Schultern eine Linie von ſo ſatter Fülle und Schönheit, wie er ſie kaum je geſehen hatte.

Unwillkürlich hielt er den Atem an.

Henriette, die ſeinem Blick gefolgt war, verſtand nicht, warum ſich ſeine Augen weiteten. Er empfand inſtinktiv, daß ſie neugierig war.

Da ſtand er auf, ging auf die Plaſtik zu und zeigte die Stelle. Sie lächelte ein wenig mit einer plötzlich ſichtbaren ſeltſamen Spannung der Lippen. Es lag ſo viel Sinnlichkeit in dieſem einzigen Zug, daß ſeine Augen einen Augenblick gleichſam an ihren Mund geſaugt blieben. Eine fiebernde Kühle rann ihm über die Haut.

„Was iſt Ihnen . . .“ fragte ſie.

„Nichts,“ antwortete er . . . „Mir war nur, als ob wir allein wären, und ich wollte Ihnen Ihre Korſage ausziehen . . . ſeltſam, nicht?“

Sie ſtarrte ihn erſt verblüfft an. Ihm war in dieſem Moment, als ob gar keine Luft mehr zwiſchen ihnen beſtände und die Kluft der Diſtanz gänzlich ausgeſchöpft wäre.

Digitized by Google

„Sind Sie kühn! . . .“ ſagte ſie darauf . . . „Sie wollten die Stelle ſehen? . . .“ Sie deutete auf den Hals der Büſte.

„Ich weiß nicht . . . vielleicht auch . . .“

Ihr Blick glitt an ihm nieder, als ob ſie einen Gedanken faßte oder ſuchte.

Da ſtand Morel hinter ihnen.

„Wie gefällt Ihnen das? . . .“ fragte er.

Bernard war wie verwirrt und vermochte nichts zu erwähnen als dieſen eben gefundenen Eindruck.

Morel lächelte, und ſie ſtellten ſich alle drei vor die Büſte hin. Er nahm ein ſpitzes Modellierholz und fuhr langſam vom Anſatz des Ohres dem Hals entlang bis auf die Mitte der Schulter.

„Dies iſt es . . .“ ſagte er . . . „Der Reſt iſt ein wenig zu flach . . . in der Natur . . .“

Er holte ein paar Zeichnungen, um die Wirkung einer ſolchen Linie darzutun.

Bernard ſah ihm in die Augen. Morel dachte nur an die Linie und nicht an das Weib. Es bewegte ihn einen Augenblick eine faſt geſchlechtsloſe Anbetung der Form.

Er redete jetzt von der Art, zu zeichnen, die eine Figur nur mit drei Federſtrichen umreißt und ihren Charakter wie in einer Formel darlegt. Er zeigte noch bewegte Glieder von Tänzerinnen, die in einer Geſte ſo viel, die etwas Unendliches von Leben im Raum umfaßten und dann wie Geheimniſſe waren.

Henriette ſagte auf einmal: „Ich muß jetzt gehen . . . Alſo Sie kommen übermorgen zu mir zum Lunch? . . .“

Morel bejahte.

Digitized by Google

„Darf ich Sie auch einladen . . .?" wandte sie sich an Bernard, in einem Ton, als ob sich ihre Stimme aus einem Versteck hervorwagte.

Als sie sich verabschiedete, war sie wieder sehr kühl und fremd.

„Der Kupferton in dem Kleid war schön . . ." sagte Morel nachher.

„Ja . . ." antwortete Bernard. Es war ihm peinvoll schwül zumut. Er hatte vielleicht eine Torheit begangen, als er ihr dies sagte. Und doch tröstete er sich mit dem Gedanken, daß Frauen ja im Tiefsten jede Frivolität verzeihen, wenn in ihr nur eine Huldigung für ihren Körper liegt.

Sie traten ins Freie.

Die Griechin und der junge Mensch saßen im Garten hinter dem Ateliergebäude.

„Ist Smithers oben? . . ." fragte Morel und deutete auf die erste Etage.

„Nein . . ." sagte die Griechin . . . „er ist weggegangen . . ."

Der junge Mensch stand auf und verabschiedete sich.

„Hat er Talent? . . ." fragte Bernard, der ihm nachschaute.

„Er kam vor drei Jahren zu mir und wollte mein Schüler werden. Er war schon am ersten Tag wie einer, der sich sicher fühlt. Eigentlich war es ein krasser Übermut. Ich dachte: entweder ist er ein irrsinniger Dilettant, oder er wird ein starker Künstler. Er ist ein Künstler. Damals war er dreizehn Jahre alt . . ."

Morel saß jetzt still und sprach nicht mehr. Es wollte schon dämmrig werden.

Digitized by Google

„Schade, daß Smithers nicht hier iſt . . .“ flüſterte die Griechin in die Ruhe hinein, „er ſpielt uns am Abend oft Beethoven . . .“

„Lieben Sie Beethoven? . . .“ fragte Bernard.

„O ja, dann ſind wir alle ſo erfüllt davon und ſo geſtärkt . . .“

„Ja, Beethoven . . .“ klang Morels Stimme . . . „Er hat das Geheimnis aller Farbe und Form . . .“

Da öffnete ſich die Türe des großen Ateliers, und der Verlumpte kam heraus. Er ſchaute erſt ins Halbdunkel, als wittere er Menſchen. Dann ſchob er ſich der Wand entlang davon.

Die Griechin lachte ein hellaufſteigendes Lachen.

„Er iſt wie eine Eule . . .“ ſagte Morel.

„Iſt er Bildhauer?“

„Nein, Maler, aber er malt kaum mehr . . .“

„Was hat er denn gemalt?“ fragte Bernard.

„Große Panneaux . . . auch die Skizzen, die drüben im Atelier hängen . . . Ich möchte ihn danach für ein Genie halten.“

„Ich verſtehe das nicht,“ warf die Griechin ein.

„Kennen Sie Rimbaud? . . .“ fragte Morel, ohne ihr zu antworten.

„Ein wenig . . .“ ſagte Bernard.

„Er poſiert vielleicht Rimbaud . . . aber jedenfalls hat er die Kunſt innerlich überwunden.“

„Nur daß jener nach Afrika ging und mit zwanzig Jahren ein Eroberer wurde, während dieſer hier herumſitzt . . .“ Die Griechin hatte ein ſpöttiſches Lächeln um den Mund.

„Kind, daß er ſie überwunden hat, darauf kommt es an . . .“

Digitized by Google

„Welch ſanfte Schwüle hier in der Luft iſt ...“ ſagte Bernard nach einer Weile, als lange niemand mehr geſprochen hatte.

„Der Garten iſt im Sommer wie ein Treibhaus ... Ich liebe die ſtarken Gerüche ...“ Morel ſaß mit zurückgelehntem Kopf da und atmete langſam und tief.

Im Hof wurde ein Licht ausgehängt und warf einen großen, gelben Reflex auf die gegenüberliegende Wand. Und in dieſes Feld hinein ragte Morels Haupt mit der ſteilen Stirn und der ſcharfkantigen ſtarken Naſe.

Zur Linken ſah man unbeweglich die Silhouette der Griechin mit den um den Kopf gewundenen Zöpfen und der langen, abfallenden Bildhauerbluſe, die wie ein Hemd an ihr hing.

„Alles iſt nur Sehen ...“ ſagte Morel ... „Ich ſuchte Beethoven fünf Jahre lang, und da ſah ich ihn ... Kennen Sie die Büſte im Luxembourg?“

Bernard ſagte: „Nein.“

„Und nach zwei Jahren ſah ich ihn wieder, und damals entſtand meine Zeichnung: ‚Claire de Lune‘ ...“

Die Griechin hatte den Kopf gewendet. Bernard erblickte ſie jetzt im Profil. So dachte er ſich ein Bauernmädchen aus dem Peloponnes. Die Friſur gab ihrer Stirne etwas Niederes, Gedrücktes. Die Naſe war ebenmäßig ohne tieferen Charakter. Der Mund aber trug einen ſtarken Willenszug, und die Kontur des Kinnes war wie gemeißelt.

Morel war aufgeſtanden: „Man muß dem Stoffe wie ein Raubtier zu Leibe gehn ... Es iſt ein beſtialiſcher Kampf ...“

Digitized by Google

Bernard empfahl ſich. Die Griechin ging mit ihm, ihm das Tor aufzuſchließen ...

Als er auf der Avenue du Maine ſtand, fuhr eben ein Zug donnernd und keuchend über die hohe Eiſenbrücke in die Gare Montparnaſſe ein. Die Lichter flitzten in einem Gewebe von Rauch und Dämmerung vorbei.

Bernard dachte an Henriette. Er ſah deutlich wieder die Form ihres Halſes und das laſzive und wieder ſtolze Lächeln ihres Mundes. Übermorgen würde er bei ihr eſſen ... Der Gedanke war ihm bei aller Erregung wie eine Beruhigung. Da erſchien vielleicht eine Rettung.

Er litt in den letzten Tagen und Wochen an einer ſeltſam unglücklichen Verfaſſung des Gemütes. Das war ein Zuſtand, der ihn in periodiſcher Wiederkehr befiel. Der Grund dafür lag nicht nur in einer gewiſſen hypochondriſchen Beeinfluſſung, der er durch die außergewöhnliche Konſtellation ſeiner Familie von Kindheit auf ausgeſetzt war, als vielmehr darin, daß er gegen alles Trübe, was ihn ſo beſchlich und bedrängte und ſich an den Aufſtieg ſeiner Gefühle hängte, nur ein einziges Heilmittel hatte: das Erlebnis. Er war ſtets auf der Jagd nach Bewegung und Spannung der Seele, erhaſchte alle neuen Senſationen ſehnſüchtig und dankbar wie ein Dürſtender, tauchte in die dunkeln Ströme der Städte wie ein Verzweifelter und Heimatloſer, bis er ſich wieder in dem Netz irgendeiner Leidenſchaft verfing. Und dann hob für ihn erſt das Leben an. Er ertrug gerne alle dieſe Zwiſchenſtadien wie ſchmerzvolle Verirrungen und Vorbereitungen, um des ſüßen und

Digitized by Google

heißen Klimas willen, in das dann seine Seele trat. Denn in der Atmosphäre einer Frau hatte er eine unendliche Fähigkeit, glücklich zu sein. Er verstand in ihr nicht nur etwas sinnlich Erlösendes oder quälerisch Schmerzbringendes oder komisch Demütigendes oder zärtlich Verschlagenes oder himmelhoch Reines — alle diese Manifestationen ihres Körpers und Geistes waren für ihn fast eins und nur verschiedene Farben eines und desselben Feuers. Worauf es ankam, war: daß das Feuer brannte, daß ihn seine Glut ausfüllte, daß ihn die Ekstase hoch hinauftrug, ob sie ihn beseeligte oder marterte, mit Entzücken streichelte oder im Kummer schlaflos machte. Über dem Drängen seiner Gefühle, den Leiden seiner Gedanken, den Wünschen seiner Leidenschaft mußte sie stehen wie ein heißes, magisches Licht, das all dies zur Einheit verklärte und zu einem Triebe aufsog.

Nun war er aber schon seit Wochen in Paris, hatte viele Menschen gesehen, Sonderbares erlebt und war doch wie ins Leere gegangen. Und diese Leere schmerzte ihn um so mehr, als das Bild der Welt, die er hier täglich unter den Augen hatte, sein inneres Verlangen noch stachelte und reizte, ohne daß er eine Erlösung finden konnte.

In solchen peinvollen Unruhen hatte er wohl auch schon Ärzte um Rat befragt, die ihm zu kaltem Wasser, elektrischen Bädern und zur Arbeit rieten.

Aber nun liebte Bernard das sehr kalte Wasser von Jugend auf gar nicht, elektrische Bäder waren ihm zwar angenehm, doch nützten sie nicht viel, und der Arbeit stand er wie etwas Fremdem und Unerreich-

Digitized by Google

barem gegenüber. Er wußte, daß weitaus die Mehrzahl der Menschen nur aus Not oder zur Erreichung irgendeines Lebensgenusses, kurz um den materiellen Gewinn arbeitete. Dieser Klasse sich anzugliedern, hatte er kein Verlangen, weil er eben die Ambition dieses Gewinnes nicht zu haben brauchte. Wirklich zu arbeiten aber, so daß diese Funktion Selbstzweck und Wohlbehagen wurde, weil sie Muskeln und Nerven anspannte, hatte er nie gelernt. Er hätte auch erst eine geeignete Form der Betätigung finden müssen. Was ihn aber davon abhielt, war ein Absonderungstrieb, der ihm eingeboren war. Er empfand wohl, daß man unter glücklichen Bedingungen mit kalten Duschen und täglicher Arbeit aus ihm einen Normalmenschen herstellen könnte. Aber danach hatte er wenig Verlangen. Was sollte es ihm, wenn seine Existenz Millionen von Existenzen angegliedert würde! Ein spontaner aus dem Blute geborener Haß stieg bei einer solchen Reflexion in ihm auf. Seine Haut sträubte sich davor wie vor einer widerlichen Berührung. Und doch war nicht er selbst es, der das Urteil fällte, sondern die in den Fibern seines Körpers lauernde ererbte Lust und Macht, die dräuend und stetig nach dem Genusse und seiner Befriedigung drängte und wie ein scharfer, zusammengefaßter Intellekt um ihre Selbsterhaltung kämpfte.

Bernard wußte wohl, daß seine Leibeskraft nicht doppelt vergeben werden konnte, daß die Arbeit im hohen Sinn um der Gesundheit, der Genuß aber um seiner selbst willen vorhanden war, und daß die Nerven des Genusses die Arbeit nicht ertragen.

Er hatte bis heute gewählt, wie es seiner Natur ent-

Digitized by Google

ſprach, und er beſaß ſchließlich auch den Mut, ſein gefahrvoll fatales Schickſal und damit ſich ſelbſt hinzunehmen.

Als er vor die Halle des Bahnhofes kam, waren die Truppen, die vor ein paar Stunden noch dort gelagert hatten, abgezogen.

Ein Kamelot lief mit Extrablättern über den Platz. Er ſchrie: „Generalſtreik aller Syndikate ... Aufruhr an der Place de la Republique ...“

Bernard ging zu „Lavenue“ zum Eſſen.

Er ſetzte ſich an einen der kleinen Tiſche. Ihm gegenüber ſaßen zwei Amerikaner, ältere elegante Herren und bei ihnen eine dicke Dame in Abendtoilette. Sie trug ein koſtbares Perlenkollier um den Hals, das aber auf ihrer umfänglichen Bruſt, die durch das Korſett noch gehoben wurde, wie auf einem Vorſprung lag.

Während des Eſſens las er das Extrablatt der „Guerre Soziale“. Da ſtanden dicke ſchwarze Überſchriften. „Aufruhr bei der Arbeiterbörſe.“ — „Der Miniſter einſt ſozialiſtiſcher Journaliſt, heute Diktator.“ — „Wie ſeine Taten verſchieden ſind von dem, was er ſchrieb.“ — „Der Miniſter einſt unſer Mitkämpfer, heute unſer Henker.“

Auf dem Boulevard Montparnaſſe zog eben ein Trupp Reiter im Trabe vorbei.

Bernard war es, als höre er den Baron Fernand de Eh. in ſeiner gelaſſenen, gleichſam fortwährend konſtatierenden Art langſam ſagen: „Es iſt für unſer modernes korrumpiertes Frankreich ſehr fatal und bezeichnend, daß Miniſter ihre Laufbahn als Demagogen be-

Digitized by Google

ginnen müſſen. Ein Wunder, daß ſie nicht auch des Segens der Synagoge bedürfen ..."

Nach dem Eſſen ließ er ſich von einem Automobil nach der Place de la Republique bringen. Der Chauffeur bog in den Boulevard St. Martin ein, wurde aber ſchon beim Ambigutheater angehalten.

Bernard richtete ſich im Wagen auf. Die Straße und die Trottoirs waren von Menſchen überfüllt, überall zirkulierten Poliziſten.

Vorn auf dem Platze ſchwamm dunkel ein Meer von Köpfen. Der Strom ſchien ſich nach links gegen die Arbeiterbörſe zu drängen.

Zugleich ritt eine Abteilung der Garde Republicaine ins Gewühl und wurde vorn mit lautem Geſchrei empfangen.

Der Chauffeur, deſſen Wagen umzingelt war, konnte ſich unter dem Beiſtand zweier Poliziſten aus dem Gedränge retten. Bernard verabſchiedete ihn, verſuchte durch die rue de Lancry nach der rue du Château d'Eau einzudringen, wurde aber zurückgewieſen. Er mußte wieder zurück bis zur rue du Faubourg St. Martin und hinauf zur Mairie des zehnten Arrondiſſements. Von dort aus war die ganze rue du Château d'Eau zu überblicken. Die Straße war eine wogende Welle, die ſich langſam aber unaufhörlich der „Bourſe du Travail" zuſchob. Aus dem Gebäude hingen große rote Fahnen. Auf der Treppe ſchien jemand zu ſprechen.

Vom Boulevard Magenta ſah man einen ſtarken Trupp Reiter ins Gedränge einbiegen, und einen Moment war es, als ob ſich die Maſſen davor wie zu einer Brandung aufbäumten.

Digitized by Google

Dazwiſchen ſchrieen die Poliziſten: »Circulez! Circulez!«

Die Menge aber hatte ſich ſo dicht aufgeſtaut, daß niemand mehr durchdringen konnte und die Polizei nichts mehr über ſie vermochte. Ein Teil der Garde Republicaine bildete nun bei der Mairie eine Barre, die die Straße ſperrte, ſo daß das Volk bei dem Drängen, das vorn durch die dort einſchwenkende Kavallerie entſtand, in der Länge der rue du Château d'Eau wie ein Paket eingeſchnürt war, da zudem von den kleinen Seitenſtraßen her ebenſo dichte Ströme zufloſſen.

Bernard ſtand auf dem Trottoir zwiſchen einem aufgedunſenen Bourgeois, dem vor Hitze das Blut ganz bläulich im Geſicht ſtand, und einem kleinen Verwachſenen, der ſich auf die Fußſpitzen ſtellte und mit aufgeriſſenen Augen ins Gewühl ſtarrte.

Der Kleine ſchrie unaufhörlich: »A bas les flics! Hou! Hou!«

Dazwiſchen drangen Schreie: »Vive la grève!! Conspuez le ministre!!«

Hundert Stimmen intonierten die „Internationale". In den Geſang hinein tönten wieder ſchrille Pfiffe.

Der Tumult wuchs von Minute zu Minute.

Da wollten ein Dutzend Reiter der Munizipalgarde vom Boulevard Magenta her in die Straße. Die Manifeſtanten erhoben ein wirres Geſchrei. Einige waren getreten oder gequetſcht worden.

Plötzlich krachten in raſcher Folge Schüſſe. Es wurde erſt ſehr ſtill, dann kam eine ſpontane Bewegung über alle.

Digitized by Google

Die Pferde bäumten sich in einer verzweifelten Verwirrung und ließen sich nicht mehr bändigen.

Es war niemand verletzt. Man hatte nur Petarden unter die Reiter geworfen.

Aber jetzt entbrannte der Kampf mit der äußersten Brutalität. Steine, Eisenstücke flogen durch die Luft. Die Pferde gebärdeten sich wie rasend und stellten sich mit geblähten Nüstern hoch auf die Hinterbeine. Die Klingen der Soldaten sausten nieder.

Wutgeschrei überall und der Ruf: »Assassin! Assassin!« Das wuchs zu einer gellenden Melodie an.

Von der rue du Faubourg St. Martin drangen trotz der Bewachung neue Scharen herein und drängten stürmisch nach vorn.

Auf der Treppe der „Bourse du Travail" stand die hagere kleine Gestalt des Polizeipräfekten, umgeben von den Beamten seines Kabinetts, und versuchte zu parlamentieren.

Die Schreie der Manifestanten überfluteten ihn gleich einer tosenden Welle. Unermüdlich kam der Ruf: »Assassin ... Assassin!«

Die Verwirrung schien auf dem Höhepunkt zu sein, als ein Mann sich auf ihn stürzte, den Revolver zog und feuerte ...

Die Umgebung kreischte auf. Die Kugel pfiff an der linken Gesichtshälfte des Präfekten vorbei, ging zwischen dem Direktor der Munizipalpolizei und dem Chef des Kabinetts, die hinter ihm standen, durch und traf einen Soldaten, der an der Wand stand, mitten in die Stirne. Er fiel lautlos vornüber.

Die Polizisten stürzten herbei und hoben ihn auf.

Digitized by Google

Der Präfekt verließ den Platz und gab eilige Befehle. Das Feuer hatte ihm die linke Wange verbrannt.

Von allen Seiten gingen jetzt die Truppen mit blanker Waffe vor, empfangen von den Schmähungen der Menge, die ihnen Steine, Stühle, Tische und das ganze zertrümmerte Mobiliar der umliegenden Cafés entgegenwarf.

Die Polizei schien ohnmächtig. Es mußten neue Truppen requiriert werden.

Auf der Place de la Republique, wo Kopf an Kopf und unermeßlich das Gros der Demonstranten stand, die bisher am Kampf noch kaum teilgenommen hatten, brach plötzlich der Ruf aus: »Vive Jaurès . . .«, der von tausend Kehlen wiederholt wurde.

Der sozialistische Abgeordnete war bei der Statue der „Republique" erschienen und versuchte zu sprechen.

Der ganze Aufruhr schien plötzlich wie verwandelt zu sein.

Die Massen gruppierten sich um den Führer der Sozialisten und schrieen und gestikulierten, so daß er nicht zum Wort kommen konnte. Er redete und bewegte seine Hände, aber wie eine undurchdringliche Mauer stieg vor ihm unermüdlich der Schrei auf: »Vive Jaurès, vive Jaurès!«

Samt seiner Umgebung wurde er ohne Absicht gestoßen, geschlagen, sein Hut wurde eingedrückt, die Kleider hingen in Fetzen an ihm.

Er konnte immer noch nicht sprechen und verschwand schließlich in der Menge.

Jetzt fuhr auf dem Boulevard St. Martin in voller Karriere die Feuerwehr vor. Von der Munizipalgarde

Digitized by Google

geſchützt, kamen die Mannſchaften bis zu den Hydranten auf dem Platze.

Schläuche wurden angeſchraubt. Kommandoworte ertönten kurz und ſchneidend.

Alles wich zurück. Zum erſtenmal wurde Raum frei.

Jetzt ſollte der Waſſerſturz kommen ...

Ein rieſiges Gelächter erſchallte, das ſich in alle Seitenſtraßen und Winde fortpflanzte.

Aus den Röhren rann nur ein ſanfter Strahl. Es war zu wenig Druck.

Die Mannſchaften legten die Rohre auf den Boden und warteten.

Jetzt aber folgte ein ſpontaner, unaufhaltſamer Sturm auf die Hydranten. Männer, Weiber, Kinder — alle ſtürzten vor, rollten unter die Pferde der Munizipalgarde, die Bewegungen machten, als ob ſie getragen würden.

Die Röhren waren erobert, und jetzt ſchoß das Waſſer, das ſich vorher geſträubt hatte, in Rieſenſträhnen empor, dahin, dorthin, auf die Truppen, das Volk ... Ein frenetiſcher Jubel erſcholl ...

Eine Sekunde waren alle einig im Amüſement, bis die Garde Republicaine vorging und das Volk wieder zurückdrängte.

Und jetzt folgte das Unerwartete. Vom Boulevard Magenta her erſchienen plötzlich wie verirrt drei Autobuſſe von der Gare du Nord her, vollgeſtopft mit Paſſagieren.

Bei der Ecke der rue du Château d'Eau wurden ſie angehalten.

„Ausſteigen!“ ſchrie alles ... „Ausſteigen! ...“

Digitized by Google

Die Kondukteure wurden heruntergeriſſen, die Paſſagiere flüchteten ſich. Das Volk rächte ſich jetzt, wo es konnte.

Sofort waren die Benzinbehälter zertrümmert, und Feuer wurde angelegt.

In einem Augenblick flammten die drei Rieſenkoloſſe wie grandioſe Fackeln durch die Nacht.

Dazu ſprühte ein Freudengeheul auf, die Maſſen tanzten wie in einem wahnſinnigen Paroxysmus der Wut.

Die Feuerwehr ſtürzte wieder herbei, aber zu ſpät. Man mußte die Wagen brennen laſſen. Dazu traf ein Hagel von Steinen die Fenſter, die in der Hitze mit dem Knall von Schüſſen ſprangen.

Sofort wurden die Trümmer der Wagen in Barrikaden verwandelt.

In wenig Minuten herrſchte völlige Anarchie. Die jungen Leute zertrümmerten alle Lichter und Laternen.

Die großen, elektriſchen Glühlampen erloſchen. Unvermittelt ſtand alles in dunkler Nacht. Jetzt hob die Plünderung an.

Äſte wurden von den Bäumen geriſſen, die Eiſengitter wurden losgelöſt und auf die Poliziſten geſchleudert. Ein Trupp ſtürzte ſich auf einen Kiosk und zog einen Schubkarren heraus und Beſen und Pickel, die dort von den Straßenreinigern aufbewahrt wurden.

Was in die Hände der Meute kam, wurde zum Wurfgeſchoß.

Andere ſtürzten ſich auf die umliegenden Läden nnd Häuſer. Die Beſitzer flüchteten ſich ſchreiend und hörten, wie die eiſernen Rolläden zertrümmert wurden.

Digitized by Google

Pfiffe ertönten. Wilde Ausrufe, unterbrochen von Detonationen.

Carmagnole complète.

Bernard war auf dem Trottoir bis zur rue de Lancry vorgeschoben worden und stand mitten im Aufruhr. Neben ihm schrie der Verwachsene, daß ihm der Schaum vor dem Munde stand. Der Bourgeois keuchte wie ein Asthmatiker. Ihm rann der schmutzige Schweiß von der Stirne.

„Man wird massakriert . . . massakriert . . .“ keifte vor ihnen eine Weiberstimme in der Dunkelheit.

Da klang von irgendwoher ein Trompetensignal. Alle Köpfe hatten sich gedreht.

Was jetzt geschah, vermochte Bernard sich erst später zu rekonstruieren.

Er selbst wurde plötzlich gleichsam emporgehoben und dann in eine Türnische geworfen. Vor ihm schichteten sich die Menschen wie Reisig auf. Ein paar Augenblicke hatte er eine lähmende Angst, zerdrückt zu werden.

Auf der Straße aber sprengte Kavallerie in einer furchtbaren Attacke daher und hinterdrein ging im Laufschritt Infanterie.

Das dauerte minutenlang.

Die Straße war plötzlich leer.

Gleich darauf erschienen Polizisten. Bernard mußte seinen Paß zeigen und seine Fremdenlegitimation. Darauf wurde er freigelassen.

Der Verwachsene war verschwunden.

Jetzt erst bemerkte Bernard, daß er an der rechten Hand stark blutete. Er hatte eine stichartige Wunde im Handballen und ließ sie in einer Apotheke verbinden.

Digitized by Google

Es war da noch eine Masse Volk, das mehr oder minder verletzt war.

Krankenwärter suchten den Platz wie ein Schlachtfeld ab.

Nachher schritt Bernard dem nunmehr seltsam stillen Boulevard St. Martin entlang, bis er beim Boulevard Straßbourg einen geschlossenen Wagen fand.

Er sagte dem Kutscher die Adresse, schloß das Kupee, war aber derart müde, daß er zurücksank und sofort einschlief.

Digitized by Google

Achtes Kapitel

Ein heißer Wind keuchte durch die Bäume des Boulevard St. Germain. Das Pflaster glühte in der Mittagshitze und hatte einen weißen Glanz. Die Passanten schritten gleich heftig bewegten Silhouetten durch die Staubwolken. Andere standen in den Türnischen und unter den Vordächern der Cafés. Alle erwarteten das Wetter.

Der Kutscher trieb das Pferd an. Als der Wagen gegen St. Germain des Prés fuhr, flammte ein Blitz über den Dächern ... Ein scharfes Krachen kam hinterher. Es klang wie Fanfarengeschmetter.

Bernard saß geduckt im Wagen und spähte nach den Nummern der Häuser. Er war etwas ängstlich, als ob das ganze Gewitter über seinem Rücken zusammenbrechen müßte.

Zudem hatte er sich verspätet. Endlich hielt der Kutscher. Es fielen schon große perlende Tropfen. Das Haus stand zur Linken des Boulevards in der Nähe des Kriegsministeriums.

Bernard stieg langsam die Treppen hinauf. Er war etwas atemlos und von einer seltsamen Bänglichkeit bedrückt. Im Parterre wohnte ein Advokat. „Madame Seymour in der ersten Etage", rief ihm der Concierge nach.

Eine Zofe öffnete und führte ihn aus dem Entree in

Digitized by Google

eine Halle, von der man durch eine breite und hohe Bogentüre zwei andere Zimmer überſah.

Das folgende war ein Salon, gleichfalls in engliſchem Stil, mit einem großen hinter dem Sofa in die Wand eingelaſſenen Spiegel. Daneben ſtand ein Vertikow, auf dem eine fratzenhafte Götterfigur aus altem chineſiſchem Porzellan ſaß.

Faſt ſogleich trat Henriette Seymour ein.

„Sie müſſen ſich mit mir begnügen ...“ ſagte ſie ... „Morel hat heute früh abgeſagt . . .“ Sie trug eine Toilette aus Crêpe ſatin in ruſſiſchem Violett. Der Hals war frei, und es umzog ihn eine Goldſtickerei. Henriette ſah lächelnd und friſch aus, als ob ſie eben aus dem Bade käme.

„Sie bewundern den chineſiſchen Heiligen? . . .“

Sie traten beide vor den Glasſchrank, auf dem der Götze mit geſpreizten Beinen und auf die Kniee geſtemmten Händen ruhte. Die Bruſt bedeckte ein Küraß, zwiſchen den Schenkeln fiel ein zweigeſpitzter Latz nieder. Das Geſicht war tiefſchwarz, und die Augen ſtachen in ſcheußlicher Verzerrung daraus hervor.

„Es iſt die Geſtalt von Vajrapani, einem Schutzgott . . .“ erklärte Henriette . . . „ich beſitze mehr von chineſiſcher Kunſt . . . Sie werden noch Intereſſantes davon ſehen . . .“

Sie lächelte ſeltſam, gleichſam verheißend.

In dieſem Augenblick ſtand die Zofe unter der Türe und meldete, das Eſſen ſtehe bereit.

Sie traten in den dritten Raum, ein Eßzimmer in tiefrotem Mahagoni.

Bernard ſaß mit dem Rücken gegen das Fenſter, aber

Digitized by Google

er hörte, wie der Regen mit leiſem Gepraſſel auf die Kaſtanien niederfiel.

Ein Blitz zuckte in bleichem Aufflammen durch den Raum.

„Iſt das komiſch . . .“ ſagte Henriette . . . „ein Gewitter zum Frühſtück . . .“

Da Bernard, der ſich in das Eſſen vertiefte, nicht antwortete, fuhr ſie fort: „Ich bewohne dieſes Appartement nur drei Monate im Jahr und empfange ſelten Gäſte . . .“

Bernard ſchaute plötzlich auf: „Haben Sie d'Aureville lange nicht geſehen? . . . “ Er ſagte dies ohne Abſicht und ganz indifferent.

„Warum fragen Sie? . . .“ Henriette ſah ihn etwas verblüfft an.

„Ich wollte damit nichts beſonderes ausdrücken . . .“ entgegnete er ruhig. Er ſchaute ihr dabei in die Augen. Sie waren wie von einem mißtrauiſchen Glaſt überdeckt.

Das Mädchen erſchien wieder und ſervierte nach dem Spargel zierliche kleine Vögel in roter Sauce. Dazu tranken ſie einen milden weißen Burgunder, der einen friſchen, herben Geſchmack auf der Zunge ließ.

„Was ſind das, Tauben? . . .“ fragte Bernard.

Henriette lächelte: „Nein, irgendwelche Singvögel; ich beziehe ſie von einem italieniſchen Händler. Sie ſind eine große Delikateſſe . . .“

Bernard betrachtete die kleinen hilflos in der Sauce ſtarrenden Körperchen, daran zartes Fleiſch ſich um winzige Knochen wand, die nadelkopfgroße Gelenke hatten.

„Es iſt eine Gemeinheit, ſo etwas zu eſſen . . .“ ſagte

Digitized by Google

er darauf ... „aber man tut es leider doch ...“ Und er begann ein ſo winziges ziervolles Ding zu zerlegen.

„Wieder ein Beweis dafür, daß die Menſchen lächelnden Mundes immer brutaler werden ...“ ſagte Henriette Seymour und kicherte.

„Man ſollte ſich darüber nicht amüſieren ...“ Bernard hatte plötzlich die ernſthafte Miene eines nachdenklichen Jungen.

„Sie ſehen zuweilen köſtlich naiv aus ...“ warf Henriette ein und lachte laut.

Da wurde er faſt böſe: „Ich bin trotzdem der Anſicht, daß man ſich darüber nicht amüſieren ſoll, denn es iſt doch zu traurig ...“

„Sie ſind ein Phantaſt ...“

„Vielleicht doch nicht; aber ich habe neulich bei Balzac einen Satz geleſen, der dies alles viel ſchöner ſagt: »On est une canaille, mais on a du cœur ...« Glauben Sie nicht, daß es zuletzt doch auf das Herz ankommt?“

„Ja ja ...“ ſagte ſie ... „aber man darf nur nicht davon reden. Zudem gibt es Menſchen, die kein Herz brauchen, um zu exiſtieren ... die nicht einmal ein Herz haben dürfen ... ich verſichere Ihnen ... aber dies iſt alles ſehr banal, wenn man davon ſpricht ...“

Sie redeten nun von Rom, woher Henriette anfangs April gekommen war.

„In zwei Wochen wird das Blumenfeſt ſein auf dem Pincio, in der Arena ... Ich habe es drei Jahre nacheinander erlebt. Damals war ich zwanzig Jahre alt ...“ Henriette lächelte trüb.

Bernard ſah ihr ins Geſicht. Wenn ſie ſo ſprach,

Digitized by Google

ſteigerte ſich plötzlich der Ausdruck ihres Weſens ... als ob etwas Fieberndes und Glanzvolles zugleich über ſie käme. Ihre Augen lagen dann wie aufgedeckt da, ſie ſchillerten gleich großen graublauen Edelſteinen aus dem feinen matten Teint ihres Geſichtes, und man hätte Henriette in ſolchen Momenten für ſehr jung halten können, wenn nicht ein feiner dunkler Strich unter den Lidern auf eine Vergangenheit und Erfahrungen gedeutet hätte.

Nun ſprachen ſie weiter von den Wundern der römiſchen Stadt, von Kirchen und Bildern und den ſeligen Gärten um die Villen Borgheſe und Doria Pamphili, von morgendlichen Fahrten nach Albano und Frascati und der Heimkehr über die glühende römiſche Campagna ...

Bernard tat es wohl, Erinnerungen mit ihr zu tauſchen. Es ſchien ihm, als ob ihre Inſtinkte Verwandtſchaft und Ähnlichkeit zeigten. Und was wie eine ſüße Spannung, zuweilen wie eine verzückte Atemloſigkeit, über ihn ſtrömte, war, daß er fühlte, wie ſie ſich in ihren Sinnen ſtetig näherten, in einem ſchmerzlich graziöſen, prickelnd frivolen und zugleich ſehnſüchtigen Spiel.

Nach dem Deſſert, das aus in raffinierte Liköre getauchten Früchten beſtand und beide in den Zuſtand eines ſanften Rauſches verſetzte, ſtellten ſie ſich ans Fenſter. Der Regen fiel noch immer in dicken Strähnen und ſchlug auf die handförmig ausgreifenden großen Blätter der Bäume, daß ſie ſich wie unter einer ſtarken Züchtigung niederbogen und krümmten, als müßten ſie in Fetzen gehen.

„Das iſt froſtig anzuſehen ...“ ſagte Henriette ... „wir wollen den Kaffee nebenan trinken.“

Digitized by Google

Sie ſchritt durch eine Türe, vor der eine hohe kelimartige Portiere hing.

Das Gemach war ein Salon im Stile des vierzehnten Ludwig.

Sie ließen ſich vor einem kleinen runden Tiſch in der Ecke nieder. Die Zofe ſtellte die Zigaretten und das chineſiſche Service auf und goß den Mokka ein.

„Sie waren neulich bei Morel ſehr ſeltſam . . .“ ſagte Henriette nach einer Weile. Sie hatte ſich zurückgelehnt, rauchte eine türkiſche Zigarette und hielt den Blick träumeriſch und ſchläfrig gegen die Decke gerichtet.

„Wieſo?“

„Ich meine das mit der Korſage . . . Es war impertinent!“

„Aber es hat Ihnen doch geſchmeichelt . . . wenigſtens iſt es in Ihrer Erinnerung geblieben . . .“

Sie wollen etwas erwidern, beſann ſich aber dann und ſchwieg.

„Sie möchten vielleicht einwenden, daß auch alles Peinliche in der Erinnerung bleibt? . . .“

„Das auch; aber ich verſtehe nicht, wie ein Mann ſo etwas wagen kann . . .“ Sie ſaß jetzt vornübergeneigt, und es war, als ob ſie ihm zugleich mit ihrem Einwand ihr Geſicht kampfbereit entgegenhielte.

Bernard lachte: „Klären Sie mich in einem Punkte auf! Sind Sie neugierig oder aufgebracht? . . .“

„Wie meinen Sie das?“

„Ihre ganze komiſche Exaltation könnte ja auch Maske ſein . . . nicht? . . .“

„Aber was hat Sie denn zu Ihrer Impertinenz gereizt? . . .“ fragte ſie weiter, ohne ihm zu antworten.

Digitized by Google

„Doch nur Ihre Gegenwart ... die Art Ihrer Gegenwart ... Glauben Sie, daß ich bei Madame de Ch. dasſelbe riskiert hätte ..."

„Warum nicht? ..."

„Sie iſt im Vergleich zu Ihnen zart und fromm ..."

„Fromm? ..." ſagte Henriette leiſe und bedauernd ... „Eine beneidenswerte Tugend ..."

„Sie brauchen dies nicht auf das Religiöſe zu beziehen ... Ich will einen Vergleich machen. Ich denke mir zum Beiſpiel, Sie vermöchten ein gutes Tier über Waſſergräben und Hürden zu ſteuern ... auch Ihr Automobil zu lenken und ſo weiter ... verſtehen Sie? ..."

„Und ſie? ..."

„Ihr ſtünde dies alles nicht ... Darin liegt der Unterſchied ... Ihnen durfte ich eine Extravaganz ſagen, weil Sie, wenn Sie Neigung dazu verſpüren, ſich verteidigen können ... ſie dagegen lehnt durch ihre Geſtalt jeden Kampf ab ... ſie iſt eine von jenen Frauen, die beim Concours hippique ſtill und ſchön auf der Tribüne ſitzen ... ſo ſehe ich ſie ..."

Henriette lachte kurz und zu bewußt.

„Sie dürfen nicht glauben, daß ich damit andeuten wollte, Sie ſeien im Vergleich zu ihr erregend und Madame de Ch. zart und monoton, — durchaus nicht ... Sie ſind nur verſchieden ..."

„Ich finde Sie doch recht komiſch ..." ſagte Henriette mit einem klugen und überlegenen Geſicht ... „Sie ſtellen die Frauen wie Schachfiguren nebeneinander und behaupten dann: die eine iſt ſo, die andere ſo ... als ob nicht eine einzige und faſt jede alles ſein könnte.

Digitized by Google

Es kommt nur darauf an, daß man es mit Liſt und Liebe von ihr verlangt."

„Da mögen Sie wohl recht haben; nur gibt es eine Unzahl Frauen, die einer ſtarken Senſation eben doch nicht fähig ſind . . ." Bernard ſprach nachdrücklich und trotzig wie ein Schüler, der ſein Recht haben will.

„Ja . . . ja . . ." meinte ſie etwas tonlos. Der Diſcurs über die Frauen ſchien ſie doch ſehr wenig zu intereſſieren.

Draußen hatte ſich der Himmel aufgehellt.

Im Zimmer war eine weiche, ſchläfrige Stimmung. Die Rauchwolken der Zigaretten, die gegen den Plafond aufſtiegen, gaben der Luft etwas Mildes und Gedämpftes, die Vergoldungen der Stühle und Taburetts blinkten ſtill und müde durch den Raum, und das Blau und Grün der Gobelins ſchien in einen undefinierbaren, beruhigenden Ton zuſammenzufließen.

Henriette lag gelaſſen und träge in ihrem Fauteuil. Sie hatte ein Bein über das andere geſchlagen, ſo daß dieſes bis zur halben Höhe ſichtbar war. Sie trug Halbſchuhe mit einer Platinſchnalle, in deren Mitte ein Stein leuchtete.

Sie betrachtete ihre ſoignierten Finger, und da ſie ſich im übrigen gehen ließ, war die Partie um ihren Mund plötzlich wie gelockert. Ihre Lippen nahmen einen ſchlaffen Zug an, ihre Augen wurden für Sekunden ſeltſam trübe und verglaſt, und ihr Blick glitt deutlich ins Träumeriſche und Unbeſtimmte, bis der Mund, wie unter einem Gedanken oder Bild, ſich wieder ſtärkte und formte und jetzt allmählich jenen frivol wollüſtigen, faſt

Digitized by Google

saugenden Charakter gewann, der Bernard wie etwas Furchtbares widerstandslos berückte.

Der Anblick war um so lähmender, als für ihr schmales, edelgeformtes Antlitz diese Wandlung gar nicht unnatürlich schien, sondern in das Oval ihrer Züge sehr wohl hinein paßte.

Bernard saß wie entgeistert da. Er empfand eine unheimliche Schwäche und Widerstandslosigkeit in den Knieen. Er konnte einen Augenblick nur das eine denken, daß er heftig und komisch zittern würde, wenn er jetzt aufstehen müßte.

Eine unheimliche, gierige Ratlosigkeit pulsierte in seinen Gliedern.

Henriette schaute jetzt plötzlich auf, und in diesem Erwachen waren ihre Augen voller Erstaunen, daß er, daß überhaupt jemand da war.

„Ich habe mich vergessen ... Verzeihen Sie ..." ihre Stimme klang ernst und nachdenklich.

Er machte nur eine leise Handbewegung, die wie eine Abwehr oder Beruhigung zu deuten war, aber zugleich auch ein Zeichen eines diskreten Verständnisses enthalten konnte.

Henriette schien das zu stören, und sie fragte provokant und gereizt: „Ja, was haben Sie sich denn eben gedacht?"

Bernard antwortete ruhig: „Ich habe bisher wenig Menschen gesehen, die ihre eigene Sinnlichkeit instinktiv so ernst nehmen wie Sie ..."

„Sie sind unverschämt ..." antwortete sie, aber nicht stolz oder aufgebracht, sondern eher mit der Nuance eines Zugeständnisses. Sie hatte ihre rechte Hand auf

Digitized by Google

der Lehne des Fauteuils liegen und tippte nervös mit den Fingern, als ob die gegenwärtige Situation sie entnervte.

Bernard dachte, er könnte sich vorneigen und diese Hand nehmen, oder aufstehen, hinter sie treten, ihren Kopf halten und sie zärtlich und wild auf den Mund küssen. Aber er wußte zu wohl, wie leicht eine solche Bewegung ins Komische oder Peinvolle umschlagen kann und wagte es nicht.

Als ob aber nun sie von der Art seiner Überlegungen ahnte, lächelte sie boshaft und geheimnisvoll.

Darauf sagte er: „Frauen sind in allen Lagen, die sehr zu ihren Gunsten sind, grausamer als der Mann ..."

„Das ist recht banal ..." meinte sie dazu.

„Aber Sie können meinen Seufzer doch verstehen ..."

Er war wider seinen Willen demütig und zugleich malitiös.

Da fragte sie unvermittelt und direkt: „Was denken Sie sich eigentlich von mir? ..."

Er schaute ihr in die Augen, als ob ihm die Wahrheit nun nicht mehr entrinnen könnte: „Es war mir, als ob unser Freund Paul d'Aureville Ihr Geliebter sei ..."

Sie hatte sich sofort gefaßt und lachte laut:

„Sind Sie taktlos! ..."

Er fühlte, daß er in diesem Moment sehr komisch auf sie wirkte. Aber es mußte jetzt zu einer Entscheidung kommen. Als er jedoch den Mund öffnen wollte, fand er trotz aller Anstrengung keine gute Antwort. Er fühlte nur eine schmerzliche, brennende Hilflosigkeit.

In seiner Verwirrung fand er keinen andern Ausweg,

Digitized by Google

als ſich gekränkt zu ſtellen, wozu er ja gewiß keinen Grund hatte. Aber gerade in dieſer Unlogik ſeiner Handlung lag die Gebärde einer gewiſſen Brutalität, die ihm in dieſem Moment wohl tat.

Da aber ſtand Henriette von ihrem Sitze auf, kam auf ihn zu, legte ihm die Hand auf den Kopf und ſagte nur leiſe: „Liebſter . . .“

Er wollte ihre andere Hand faſſen, doch ſie entzog ſie ihm, lachte ſpöttiſch und vieldeutig; und er wußte nun wieder nicht, ob das vorige nicht Spielerei geweſen war.

Nun ſaß ſie wieder in ihrem Stuhl und hatte ein kühles und triumphierendes Geſicht.

„Sie ſind eine Teufelin,“ ſtöhnte er leiſe und atemlos.

Henriette rührte ſich nicht und hatte noch immer den ironiſchen Glanz eines großen Sieges in ihren Augen.

Da wurde er von einer ganz wahnſinnigen Wut erfaßt und begann unvermittelt gräßlich zu fluchen. Was er von furchtbaren und gotteslästerlichen und obszönen Schimpfworten wußte, ſtieß er gleich einem Irrſinnigen hervor, und die entſetzlichen Verwünſchungen rannen ihm wie etwas merkwürdig Kraftvolles und Beſtialiſches von den Lippen.

Henriette hatte ſich aufgerichtet und ſtarrte völlig verwirrt und mit aufgeriſſenen Augen auf ſeinen vor Leidenſchaft verzerrten Mund wie auf ein Schauſpiel, das ſie in ihrem ganzen Leben weder je geahnt noch für wahrſcheinlich gehalten hätte.

Dann aber brach ſie in einen Lachkrampf aus.

Bernard lehnte ſich erſchöpft zurück und ſchloß die Augen. Jetzt war ihm wohler.

Digitized by Google

Nach einer Weile hörte er ſie ſagen: „Ich habe wohl gehört, daß die Schweizer fluchen können, aber in dieſer Vollendung hätte ich es mir nie erträumt . . .“

Sie hatte nun plötzlich eine frohe Herzlichkeit in der Stimme.

„Sie wollen damit ſagen, daß ich einen pariſer Droſchkenkutſcher übertreffe? . . .“

„Es war ein ſchönes Zeichen von Kraft . . .“ beruhigte ſie ihn wohlwollend und gleichſam liebevoll.

„Wie kamen Sie vorhin auf d'Aureville? . . .“ begann ſie darauf wieder.

„Ich weiß nicht . . .“

„Würde Ihnen das ſchmerzlich ſein? . . .“

„Wozu verlangen Sie von mir ein Zugeſtändnis, über das Sie ſelbſt ſpotten würden? . . .“ Er hielt die Augen immer noch geſchloſſen.

„Ich kann Ihnen ſagen, daß Ihre Annahme falſch iſt . . .“

Jedes Wort klang klar und beſtimmt. Dennoch hatte er ein Gefühl, als ob ſie löge.

Er antwortete darum auch: „Es kommt ja in ſolchen Dingen auch nicht auf die Wahrheit an, ſondern nur auf die Ruhe . . .“

Ja, das wollte er: ſich mit gutem Willen und aller Kraft des Herzens beruhigen.

So ſaßen ſie eine gute Zeit ſtill und träumeriſch, als hinge jedes der Zukunft, vielleicht der allernächſten Stunde, nach.

Er hörte Henriette auf dem mattblauen weichen Teppich umhergehen, der das ganze Zimmer deckte und ihrem Schritt etwas Schwebendes und Unwirkliches gab.

Digitized by Google

Deutlich empfand er, wie die Fremdheit zwiſchen ihnen mehr und mehr aufhörte.

Für Augenblicke kam er ſich jetzt ſchon wie erlöſt vor.

Da ſagte Henriette: „Wollen Sie hinüberkommen, ich muß mich zu einem Tee umziehen ...“

Als er aufſtand, fiel ſein Blick auf eine bronzene Uhr mit großem weißen Zifferblatt, die auf dem Kamin vor dem Spiegel ſtand. Eine liegende Jünglingsgeſtalt ſchloß ſie nach oben ab. Neben der Uhr ſtanden zwei Leuchter aus gelbem Metall.

Henriette öffnete die Türe nach dem Korridor, und ſie gingen hinüber.

Im Ankleidezimmer legte die Zofe eben ein Kleid aus weichem, graublauem Seidenkaſchmir über einen Diwan.

Henriette war plötzlich wie verwandelt. Während er ſich abſeits in die Ecke ſetzte, wo auf einem Toilettetiſch die Inſtrumente der Manikure lagen, wollte ſie ihn gar nicht mehr beachten.

Sie ſchritt nun mit dem Mädchen, das das Kleid wieder aufnahm, in das Schlafzimmer nebenan, von dem Bernard nur ein Stück einer Ottomane ſah, die augenſcheinlich am Fußende eines Bettes ſtand. Davor lag ein großes weißes Fell.

Und nun begannen qualvolle Minuten für ihn. Während ſein wachſames, jeden Laut unwillkürlich aufſaugendes Ohr das Kniſtern und Fallen der Kleider wahrnahm, während ſein Auge geradeaus ſtarrte und dennoch wie aus bizarren Spiegelungen Henriettes Körper zu erkennen meinte, ſaß er ſtill, hielt in der Rechten eine ſchmale Nagelfeile und klopfte mit ihr ruhelos und rhythmiſch auf ſein Knie.

Digitized by Google

Eine marternde Erregung rann ihm über den Körper, ein peinigendes, beſchämendes Gefühl der Unentſchiedenheit und Machtloſigkeit übermannte ihn.

Er wußte jetzt auch, daß ihr ſtarkes leidenſchaftsvolles Weſen ihn von Anfang an gebannt hatte.

Jetzt erſchien die Zofe wieder. Sie war hager und ſchlank und hatte längliche, blutloſe Hände. Sie ging in einen Nebenraum, in dem rings an den Wänden hohe, weiße Schränke ſtanden und große Schachteln aufgetürmt waren. Aus einer nahm ſie einen Hut aus kakifarbenem Stroh, der unten mit ſchwarzem Samt überzogen und oben mit einer in Altgold gefaßten ſchwarzen Samtſchleife ebenſo einfach wie raffiniert gekrönt war.

Nun ſah er auch Henriette vor einem hohen dreiteiligen Spiegel ſtehen.

Das Licht floß durch einen milden weißen Vorhang auf das Kleid, deſſen Ton in dieſer Beleuchtung im Grau einer Wolke gebadet ſchien, durch die zuweilen das Blau des Himmels gedämpft hervorſtrahlte. An der einen Seite trug der Rock ein breites Band mit entzückender Stickerei aus japaniſchen Ornamenten, die den ſanften Glanz der Seide zu einer ſchönen Feierlichkeit erhöhten.

Schlank und voluptuös fielen die Linien des Stoffes über ihre Glieder, die von der Grazie der Farben zärtlich umarmt wurden.

Die Zofe ging hinaus, indes ſich Henriette noch puderte. Dann trat dieſe wieder ins Zimmer.

„Nun muß ich gehn . . .“ Sie ſprach lächelnd und doch faſt bedauernd und nahm, als ſie ſeine troſtloſe Miene ſah, ſeinen Kopf und küßte ihn ſanft auf den Mund.

Digitized by Google

Er wollte ſie umfaſſen, aber ſie war ſchon zurückgetreten und bedeutete ihm mit dem Finger, daß er ſich ruhig verhalten müßte.

In einem Zuſtand der merkwürdigſten Ungewißheit und Verwirrung verabſchiedete er ſich.

Auf der Heimfahrt dachte er mit qualvollen Ängſten daran, wen ſie wohl jetzt beſuchte.

Er ſah ſie plötzlich auf einem blauen ſeidenen Bett liegen. Etwas ſeitwärts gelehnt und um den Mund den verzaubernden Zug. In der Erinnerung tauchte auch wieder der kleine Fleck an ihrem Halſe auf. Er erblickte deutlich ihren Körper, in die fliederfarbene geſteppte Decke eingegraben.

Wie eine grauſame Viſion quälte das Bild ſeine Phantaſie.

Er war recht unglücklich.

Beim Luxembourg ſtieg er aus dem Wagen und ging in den Garten. Die Abendſonne fiel gelb und warm durch die Blätter auf den Boden, wo die orangefarbenen Flecke ſich in ruhiger Schwere hinmalten.

Der Himmel war nach dem Gewitter frei und blau, die Luft getränkt von warmem, feuchtem Leben.

Er ſetzte ſich auf eine Bank. Schläfrig zurückgelehnt atmete er langſam und tief.

Durch halbgeöffnete Lider ſah er die Menſchen wie kleine bewegte Figuren unter den Bäumen gehen. Er hörte Kindergeſchrei und Lachen und die Orgel des Karuſſells, aber alles war ihm ſo fern.

Neben ihm auf der Bank ſaß ein junges Mädchen und las. Sie mochte vierzehnjährig ſein. Um den Hals trug ſie ein feines goldenes Kettchen und ein ähnliches an der Feſſel der rechten Hand.

Digitized by Google

Um die Qual seiner Nerven zu beruhigen, versuchte Bernard eine Zigarette zu rauchen; und da ihr der Rauch ins Gesicht flog, fragte er die Kleine, ob es sie störe.

Sie war erschrocken, bekam einen roten Kopf und sagte: „Ach nein . . ."

Eifrig las sie weiter.

Über ihn aber kam in seiner Depression eine schwere Müdigkeit. Arme und Beine wurden ihm bewegungslos. Er empfand in den Augen nur noch ein träges Flimmern. Es tat ihm nun unendlich wohl, still dazusitzen. Er schloß die Augen.

Das junge Mädchen hatte die Bewegung gesehen und sah ihn an. Unsicher und vorsichtig anfangs, als könnte sie überrascht werden. In ihren Blick trat zu der Neugier ein Strahl von Mitleid.

Sie legte ihre Hände in den Schoß und schaute gleichfalls träumerisch und verschlafen auf die aufgeschlagene Seite ihres Buches, so daß ihr die Buchstaben wie zu einer rechteckig geordneten Masse zusammenschmolzen.

Ein Kindermädchen kam gefahren. Neben dem Wagen lief ein Junge und blies Trompete.

Bernard war aufgewacht. Er lehnte sich leicht zu der Kleinen hinüber und fragte sie einfach und gutmütig: „Wie heißen Sie?"

„Marie-Luise . . ." sagte sie und sah ihn furchtlos an.

„Es ist schön, hier zu sitzen . . ." begann er darauf.

„Ja," sagte sie, „. . . ich bin öfter nachmittags da, während Mademoiselle Kommissionen macht."

„Ah, Mademoiselle macht Kommissionen . . ." wiederholte er träge und gedankenlos.

Digitized by Google

„Sie läßt mich hier im Garten. Wir treffen uns um fünf ... Manchmal kommt sie auch später ..."

Marie-Luise hatte einen großen Panama mit rotweißem Band über die hellbraunen Haare gestülpt, die ihr über die Schulter fielen und von einer schmalen Spange zusammengehalten waren.

Bernard schaute auf seine Uhr: „Aber jetzt müßte sie doch schon bald hier sein ..."

„O, ich langweile mich nicht..." sagte Marie-Luise... „Und ich habe mich schon oft ans Warten gewöhnt ..." Sie zeigte dazu ein altkluges, fast melancholisches Gesicht.

„Es ist eine große Erleichterung für das Leben, wenn man sich frühzeitig an Geduld gewöhnt ..." Bernard wollte über sich lächeln, weil seine Stimme so ernst und lehrhaft klang.

Marie-Luise antwortete nicht.

Da sah er sie wieder von der Seite an. Ihr junges, schmales Mädchengesicht war in der Wärme des Abends sanft gerötet, und ihre Wangen hatten etwas Mildes und Flaumiges. Die Linie von der Stirne zur Nase knickte bei der Nasenwurzel vielleicht etwas zu wenig ein, dann aber ging sie auf einer schönen Kante gerade weiter, während die Nasenflügel, fein und nervös gebildet, zuweilen unter einem Atemzuge deutlich vibrierten.

Bernard stellte sich vor, wie schön das wäre, ganze Rudel von solchen halbreifen Mädchen wie junge, wilde Pferde auf einer Wiese herumtollen zu sehen.

„Jetzt kommt Mademoiselle ..." hörte er die Kleine in seine Träumerei hinein sagen.

Ein rotleuchtender Sonnenschirm kam unter den Bäumen heran.

Digitized by Google

Mademoiſelle näherte ſich mit träg elaſtiſchem Gang, wie in wohliger Müdigkeit. Ihr rotbraunes Waſchkleid ſaß eng anliegend und prägte den Oberkörper und die Hüften deutlich aus. Sie ſetzte ſich, ſeufzte leiſe auf und ſteckte ihre Haare zurecht, als wären ſie eben erſt und zu eilig friſiert worden.

„Ich habe mich verſpätet ...“ ſagte ſie, „... wir müſſen bald gehen.“

Marie-Luiſe hatte eine ernſte Miene aufgeſetzt: „Sie haben Ihre Beſorgungen gemacht? ...“

„Ja, mein Herz ...“

Bernard ſah in ihr ſchläfriges Geſicht, auf ihre Lippen, die noch feucht waren wie von langen Küſſen, und lächelte.

Da lächelte ſie auch und ſtreckte ſich, daß ihr Korſett knackte.

„Gehen wir!“ ſagte ſie.

Sie ſtanden auf. Marie-Luiſe machte einen Knicks, Mademoiſelle neigte ein wenig ihren Strohhut, auf den ringsum blaßrote Roſen geſteckt waren.

Bernard ſchaute ihnen nach, und ſein Blick irrte von den weichen Formen der Gouvernante, die in ihrem müde ſchwebenden Gang noch die Spuren einer Liebesſtunde trug, zu dem aufrecht und ſicher ſchreitenden Körper des jungen Mädchens.

Digitized by Google

Neuntes Kapitel

Am kommenden Vormittag erhielt er einen Rohrpostbrief von Henriette, worin ſie ihm Nachricht gab, daß ſie ihn abends zum Eſſen erwarte. Sie ſchrieb kurz und klar, mit einer breiten Feder, die jedem Buchſtaben eine feſte, unverrückbare, faſt männliche Form gab.

Dieſe Nachricht verſetzte ihn wieder in einen ganz überreizten Zuſtand.

Als er ſich im Bade den Puls fühlte, hatte er wohl ein Dutzend Schläge mehr als ſonſt.

Den Nachmittag verbrachte er in derſelben gereizten Spannung. Nach dem Frühſtück verſuchte er zu ſchlafen, vermochte es aber nicht. In den Garten wollte er nicht gehen. Dort ſäße gegen Abend vielleicht Marie-Luiſe mit ihrem Buch. Deutlich ſah er ihren ſchlanken, kindlich geformten Hals.

Zwiſchendurch dachte er ſich, wie köſtlich es wäre, dieſe einfache Atmoſphäre als Vorbereitung für den Abend auf ſich wirken zu laſſen.

Dann mißtraute er wieder. Er befand ſich immer mehr in einem Sturm unbändiger Erwartung, und dieſes innere Glühen wollte er nicht dämpfen. Er wußte nicht, ob er Henriette liebte, aber dennoch war ihm, als würde er langſam einem Feuer zugeſchoben. — In dieſer Friſt, die er noch vor ſich ſah, lag vielleicht der Genuß. Und

Digitized by Google

ihn durfte er nicht trüben. Wie in einen Käfig wollte er sich einspannen, um mit keinem Blicke entrinnen zu können.

Er begann langsam durch die Zimmer zu gehen gleich einem Gefangenen.

Zum hundertsten Male stellte er sich den Abend vor in seinem Verlauf.

Sie würden langsam essen, — weiter kam er nicht.

Er starrte zum Fenster hinaus und sah weiße und bunte Sonnenschirme im Park.

Wieder stand der Concierge unter der Türe und reckte seinen runden, hängenden Bauch in die Sonne.

Henriette war jetzt wohl noch bei Morel. Sie saß vor ihm auf dem Stuhl, und er suchte die Formen ihres Gesichtes und Halses.

Nun mußte wohl auch bald die Gouvernante mit ihrem schwebenden Schritt zu Marie-Luise kommen. Wie verschlafen sie gestern ausgesehen hatte. Wie liebessatt zugleich.

Gegen sechs Uhr begann er sich umzuziehen.

Dann saß er in unerträglichen Qualen am Fenster. Später ließ er sich vom Mädchen einen Wagen holen...

In einem Laden am Boulevard St. Germain kaufte er in der Eile noch ein paar zart purpurne Päonien. In ihrer großen dekorativen Form müßten diese Blüten deutlich mit Henriettes Wesen zusammengehen, dachte er sich.

Endlich kam er an. Es war schon ein Viertel nach acht.

Wie er im Salon wieder vor dem chinesischen Götzen stand, dessen Fratze ihn starr angrinste, bekam er Herz-

Digitized by Google

klopfen. In einer unendlichen Schwäche hatte er faſt jeden Halt verloren.

Er ſah hinunter auf den Boulevard. Durch das offene Fenſter drang die Luft friedlich und warm herein und ſchmiegte ſich wie ein weiches, ſeidenes Tuch an ſein überhitztes, fiebriges Geſicht.

Durch die Wipfel und das Laubwerk der Bäume konnte er die gegenüberliegenden Faſſaden nur in ganz komiſchen und zufälligen Ausſchnitten ſehen, die wie merkwürdig verſteckte Flecke aus dem Grün herausſtachen.

Jetzt hörte er Henriettes Schritt über den Korridor kommen.

Sie trug dasſelbe Kleid wie am geſtrigen Abend. Die bunten japaniſchen Stickereien überſtrahlten als etwas ſehr Diskretes und Vielfältiges zugleich das gedämpfte Blau der Seide; und was ihn jetzt ganz faſzinierte, war, daß der weiche Mouſſelinſtoff Henriettes Glieder je nach ihrer Stellung zum Licht verhüllte und wieder ausprägte, und dies mit ſo viel tiefem ſinnlichem Reize, daß ihn jetzt wieder unerträglich und grauſam das qualvolle Verlangen überkam.

„Wir fahren nach dem Eſſen für eine Stunde in den Zirkus . . .“ ſagte Henriette und gab ihm die Hand.

Er war enttäuſcht.

„Sie werden einen wunderbaren Negerboxkampf ſehen, — zwei Champions von Amerika und Europa . . .“

„Gut . . .“ ſagte er. Aber die Nachricht war ihm entſetzlich. Was ſcherten ihn die Neger und das Boxen.

„Kommt Ihnen das ungelegen?“ fragte ſie, als ſie bei Tiſch ſaßen.

Digitized by Google

„Nein ...“ entgegnete er etwas melancholiſch ... „mir kommt nie etwas ungelegen ...“

Während des Eſſens war er einſilbig und verſtimmt. Er wollte jetzt in allem nur die Abſicht Henriettes ſehen, ihn von ſich zu entfernen.

Unterdeſſen las ſie ihm aus einer Zeitung die Bedingungen des Kampfes vor. Es würde ein Match zu zwanzig Rounds ſein; dem Sieger ſollten fünfzigtauſend Francs zufallen.

Auf der einen Seite des Blattes war ein glatt geſchorener grinſender Negerkopf abgebildet, mit einer breitgequetſchten, nach innen geknickten kleinen Naſe.

Bernard nippte, als ob ihn das alles ſehr wenig anginge, an ſeinem Glaſe, bis Henriette, die dieſer paſſive Widerſtand zu ärgern ſchien, kurz und klar ſagte: „Man muß einen Mann zuweilen zu einem Vergnügen zwingen, bis er ſeinen Reiz begreift ...“

Er antwortete: „Dieſer Fall war bei mir bisher noch ganz ſelten nötig ...“

„Wir werden in einer Stunde wieder darüber reden ...“

Das Mädchen trat herein, legte einen Briefumſchlag neben Henriette auf den Tiſch und ſagte: „Der Chauffeur iſt da ...“

Henriette entnahm der Enveloppe zwei Tickets für den Cirque de Paris. Sie hatten noch Zeit. Der große Match begann erſt um zehn.

Den Kaffee tranken ſie wieder nebenan.

Bernard war nun trotz ſeines Widerwillens auf den Boxkampf geſpannt. Henriette brachte eine Zeitſchrift, in der die beiden Gegner von der Rückſeite photographiert waren. Der eine, Bobb Ouleß, zeigte eine über-

Digitized by Google

menſchlich ſtarke, von Wildheit ſtrotzende und geſpannte Muskulatur. Von ſeinem Stiernacken ging die Linie ſeiner Kraft wie über rieſige Knüttel nach dem wie aus Eiſen gehämmerten, aufrecht geſtellten Unterarm. Die Rückenmuskeln traten in harten Wülſten heraus, und der Unterkiefer des ſeitlich gewendeten Kopfes ſprang in brutaler Wucht vor. Sam Langſtrong, der andere Champion, ſchien kleiner zu ſein, die Form ſeines Kopfes war ſpitzer, der Rücken und die Arme glatter, aber die Schultern von unendlicher Breite.

„Er iſt ſtärker als Bobb ...“ ſagte Henriette ... „trotzdem er neun Kilogramm leichter und vierzehn Zentimeter kleiner iſt. Er hat vor acht Tagen in London Tim Davis, den furchtbaren Auſtralneger, in der dritten Round knock-out gemacht ...“

Bernard erhielt jetzt von Henriette noch einen knappen Vortrag über die Theorie des Boxens. Sie deutete ihm die gefährlichſten Stöße und Schläge an, benannte ſie und gab ſo ein kleines Bild vom allgemeinen Verlauf und den möglichen Zufälligkeiten eines Matches.

Sie kam darob in eine nicht geringe Erregung; und von reizvoller Komik war, wie ihre kleine Fauſt die atemraubenden Hiebe austeilte. Das Fieber, in das ſie allmählich geriet, verurſachte ihr offenbar ein körperliches Behagen, denn je mehr ſie ſich mit dieſen Geſten und Kombinationen beſchäftigte, um ſo ſtrahlender wurde ihr Geſicht, und ihre Augen bekamen einen faſt grauſamen, ſtahlharten Glanz.

Nach halb zehn Uhr fuhren ſie in den Zirkus.

In der Avenue de la Motte Piquet ſtand zu beiden Seiten des Trottoirs ein unabſehbarer Troß von Auto-

Digitized by Google

mobilen; aus der rue Duvivier dröhnte widerlich laut das Geräusch einer Lokomobile.

„Hier wird die Kraft für die Lampen des Kinematographen erzeugt, der den Match aufnimmt . . .“ erklärte Henriette.

Als sie im Entree standen, hörten sie von ferne lautes Gemurmel, darauf Beifallklatschen.

Bernard wurde nervös und fragte einen Kontrolleur, ob der große Match schon begonnen hätte.

„Nein,“ sagte der Mann . . . „dies ist die letzte Round um das Leichtgewichtchampionat von Frankreich.“

Ehe sie eintreten konnten, hatten sie die halbe Rundung des Zirkus zu umgehen.

Als sie sich dann noch durch eine Menge von Kontrolleuren und Polizisten, die jeden Eingang umlagerten, durchgedrängt hatten, kamen sie zu ihren Plätzen, die unweit des Einganges in einer kleinen rechteckigen Loge lagen, in der noch zwei Amerikaner saßen.

Vor ihnen in der Mitte des Parterres war eine nicht sehr große, von weißen Seilen umspannte Estrade errichtet.

Ein paar Fuß über dem Parkett ging rings der Kranz der Logen, hinter denen sich in endlosen Rundungen die Sitze der Estrade und der Galerien aufbauten.

Bis hoch unter das Dach war Mensch an Mensch, Kopf über Kopf geschichtet. Der Eindruck hatte durch das Riesenmaß der Halle und die Unzahl der begierigen Menschen eine seltsame Größe. Während im Parkett und in den Logen die avancierteste Sportswelt von Paris in allem Prunk ihrer Existenz saß, die Damen wie für eine Première der Oper geschmückt, während

Digitized by Google

ringsum viele Sprachen dieser Erde die gleißende Atmosphäre durchschwirrten, Prophezeiungen und Vermutungen sich überboten und mit dem Feuer aller Temperamente sich mischten, schwand mit der Höhe der Ränge diese Stimmung der Pracht. Die kleine Bourgeoisie oben aber diskutierte mit nicht weniger Eifer den Ausgang des Kampfes, indes hoch auf den obersten Galerien, wie an die Decke geklebt und zu dunkeln Punkten verkleinert, der Plebs auf den im elektrischen Licht weißleuchtenden Kampfplatz herunterstarrte.

„Es ist der größte Match, der bisher in Europa stattgefunden hat ..." sagte Henriette.

„Da kommt er ..." flüsterte sie dann plötzlich. Rings wurde jemand stark akklamiert.

In einem blaugrauen Peignoir kletterte eben ein mittelgroßer Neger auf die Estrade, dem eine ganze Herde von Soigneuren mit Kesseln und Becken folgte. Er ließ sich auf einem Fauteuil, der in der entgegengesetzten Ecke stand, nieder, streifte die Ärmel zurück und begann sich in aller Ruhe die Handgelenke zu bandagieren.

Wieder erscholten Bravorufe und wehten die Tücher. Bobb Ouleß hatte, gleichfalls gefolgt von einer Herde Neger, den Kampfplatz betreten. Er war populärer und dankte mit einem gutmütigen Lächeln, wobei er seinen Unterkiefer merkwürdig verschob. Auch er begann sich, umgeben von seiner Truppe, zum Streit zu rüsten.

In dem Riesenraum herrschte jetzt verhältnismäßige Ruhe. Man betrachtete gespannt die beiden Kämpfer und ihr Gefolge.

„Wie klein er ist ..." sagte eine Dame nebenan auf

Digitized by Google

Italieniſch. Sie ſah mit erregten, in ihrer Schwärze blauſchimmernden Augen auf Sam, der etwas eingeknickt daſaß und ſich eben die olivledernen Boxhandſchuhe überſtreifen und befeſtigen ließ.

Mit dem Speaker, der ein dicker Menſch war, trat jetzt der Arbiter auf den Ring.

Er wurde nebſt den beiden Boxern, die ſich dabei erhoben, dem Publikum vorgeſtellt, das laut Beifall klatſchte. Dann folgte der Veranſtalter des Matches, darauf eine Menge berühmter Boxer, ſo daß bald der ganze Ring von Willies, Dixies und Sammies bedeckt war, die in ihren Smokings ganz die Gentlemen markierten.

Jetzt entblößten ſich die beiden Neger. Sie waren noch allein mit dem Schiedsrichter. Als Sam ſeinen Peignoir von den Schultern gleiten ließ, ging eine Welle der Bewunderung durch das Volk.

Henriette drehte ſich um: „Der Menſch iſt ſo breit wie die Concorde . . .“ Ihre Stimme zitterte in einer ſtarken Erregung.

Jetzt ertönte der Gong. Der Speaker ſchrie: „Erſte Round . . .“

Die beiden ſtanden ſich gegenüber. Sam reichte dem anderen nur bis zu den Schultern. Sofort attackierte er und ſchien auf den Zehen zu gehen. Bobb Ouleß hatte blockiert. Sam griff wieder an und traf ihn in die Flanke. Es war ein ſtarker, harter Schlag. Bobb wollte ſich jetzt auf ſeine Kraft und ſein Gewicht verlaſſen und verſuchte Sams Parade durchzuſchlagen. Sam parierte, wurde aber einmal am Kopf getroffen. Er ging langſam vor und ſchien den Gegner auszu-

Digitized by Google

spähen. Der Vorteil war bei Bobb. Da ertönte der Gong. Die ersten drei Minuten waren um.

Bernard glaubte kaum geatmet zu haben. Die beiden zogen sich auf ihre Sessel zurück, während die Soigneure auf die Estrade kletterten. Die einen fächelten den bis auf eine kurze seidene Hose nackten Kämpen mit weißen Tüchern Kühlung zu. Einer stand hinter Sam Langstrong und hielt ihm einen nassen Schwamm auf den glattrasierten Kopf, während er ihm zugleich das Genick massierte.

Henriette erklärte Bernard, daß sich die Weißen zumeist auch die Beine soignieren ließen, während das bei den Negern eine Seltenheit sei.

Schon war die Minute verstrichen, der Speaker schlug auf den Gong und schrie die zweite Round aus.

Bobb begann mit einem Seitenhieb von links, der den anderen ins Gesicht traf. Dieser wartete eine Sekunde, ehe er ripostierte, versuchte dann einen Stoß mit der Rechten auf Bobbs linke Gesichtshälfte, der ihm aber pariert wurde. Darauf drang er in Bobbs Blockade ein. Die Körper waren hart ineinander. Die bronzeschimmernden Arme rieben sich wie Eisenschienen, bis Sam seine Rechte frei hatte und seinem Gegner vier schwere Schläge in die Nieren hämmern konnte. Da der Clinch zu lange dauerte, trennte der Schiedsrichter die beiden. Sam attackierte darauf wieder und traf Bobb am Kinn, erhielt aber gleich einen direkten Stoß auf das linke Auge, der dieses sofort aufschwellen ließ. Die Round endete mit einem Vorteil Bobbs.

„Die nächste Round wird schon interessant . . ." sagte Henriette in der Zwischenpause. Über ihr Gesicht flackerte

Digitized by Google

eine selige unbändige Spannung ... „Er wird ihn schlagen, glauben Sie mir ..."

„Wer?" fragte Bernard.

„Aber doch Sam ... wie sicher er ist ..."

Zufällig sagte der Amerikaner, der neben ihr an der Rampe saß, gleichzeitig: »He is very clever in footwork ...«

Bernard mußte die Augen schließen. Ihn blendete das heiße, grelle Licht des Kinematographen. Indem er sich etwas vorneigte und hinter Henriettes großem Hut Deckung suchte, hörte er das Geräusch der Stimmen wie ein leises rhythmisches Trommeln. Er nahm nichts mehr wahr als die gigantischen schwarzen Körper, die gleich lauernden Tieren aufeinander losgingen mit ihren langen Armen, an denen die ledernen Handschuhe wie dunkle Klumpen saßen, erst vorsichtig in die Luft griffen, um dann in dumpfen Schlägen hart und gräßlich zuzuschlagen.

Unter dem Klang des Gongs fuhr Bernard wieder auf.

Sam drang jetzt auf den andern ein und schien plötzlich unerhört zu wachsen. Wie ein Jaguar ging er vor, er sprengte wieder Bobbs Garde, legte sein Gesicht vorsichtig an des andern linke Brusthälfte und schlug ihm dabei in die Weichen. Der Arbiter trennte sie. Bobb schien jetzt aufs höchste gereizt zu sein. Er stürzte vor, glitt aber bei einem Fehlschlag aufs linke Knie; Sam trat zurück nnd ließ ihn aufstehen. Dann näherte er sich aber, schlug ihm mit seiner Lederfaust auf die linke Brust, dann aufs Herz, daß es dröhnte, und traf Bobb zuletzt noch mit furchtbarer Kraft unter das Kinn. Bobb wich einen Moment zurück, neigte den Kopf nach hinten

Digitized by Google

und verzog sein Gesicht zu einer schmerz- und jammervollen Fratze.

Durch die Galerien ging es wie ein Rauschen.

„Bravo ... bravo, Sam ...“ Das Klatschen prasselte aus der Höhe wie ein Platzregen nieder.

Irgendwo in dem Riesenraum fing ein Mensch furchtbar zu schreien an. Alle lachten.

Bernard hatte fortgesehen und hörte nun wieder Applaus. Bobb, der ernstlich getroffen war, hatte Sam dennoch wieder einen harten Schlag auf die linke Gesichtshälfte versetzt.

„Er hat ihn wieder aufs Auge geschlagen, und sein Kopf hat sich doch nicht um einen Zentimeter bewegt ...“ sagte Henriette in der Pause ... „Sams Schädel ist wie aus Granit ...“

Sam ließ sich in der Zwischenpause Eis auf seine geschwollene Augenhöhle legen, während er aus einer kleinen Flasche eine gelbe Flüssigkeit in seinen Mund schüttete, mit der er gurgelte, um sie dann wieder in ein Becken zu speien.

Henriette, die ihm durch das Glas zusah, sagte: „In spätestens fünf Minuten ist sein linkes Auge zugeschwollen ...“

Bobb war unterdessen von der Schar seiner Soigneure dicht umringt. Auch er schien sich den Mund zu spülen, als ob ihm der andere Zähne eingeschlagen hätte.

Der Speaker verkündete die vierte Round.

Sie begannen mit einem Clinch und wurden vom Schiedsrichter getrennt. Gleich darauf erhielt Bobb wieder zwei furchtbare Stöße aufs Herz und den Magen. Einen Augenblick wollte der Riesenkörper schwanken.

Digitized by Google

In einem unheimlichen Schmerzgefühl zog er den Bauch ein, daß der rieſige Bruſtkorb wie ein Vorſprung darüber ſtand. Er ging zurück, Sam verfolgte ihn, traf ihn auf die rechte Augenhöhle und ſchlug ihm faſt zugleich einen furchtbaren Uppercut unter das Kinn. Bobb ſtieß ganz irr in die Luft, als ob er für Momente die Beſinnung verlöre.

Henriette griff mit der linken Hand nach Bernard und ſagte, ohne ihren Blick vom Ring abzuwenden: „Jetzt fällt er . . ."

Aber Bobb ermannte ſich, er verdrehte gräßlich die Augen und ging wieder vor. Sam Langſtrong empfing ihn mit einem Schlag auf den rechten Backenknochen, daß es klatſchte, und traf ihn noch einmal mit einem Uppercut. Wieder ſchien er verloren. Wieder raffte ſich der ſtahlharte Körper konvulſiviſch auf, während ſeine Schläge über Sam weg ins Leere gingen. Als dieſer nun attackieren wollte, um ihn niederzubringen, ertönte der Gong.

Der ganze Zirkus ſchien wie nach etwas Furchtbarem aufzuatmen. Dann hob ein heißes Gepraſſel von Worten und Rufen an. Bobbs Anhänger ſchienen verzweifelt zu ſein. Da und dort entſpannen ſich laute und gehäſſige Diskuſſionen.

Man erwartete, daß Sam ſeinen Gegner in der nächſten Round niederſchlagen werde.

Bobb lag in ſeinen Stuhl zurückgelehnt, wie ein Zertrümmerter. Indes die einen ihm Luft zufächelten, maſſierten ihm zwei mit Öl die dunkle mächtige Bruſt, und ein Dritter ſchüttelte ihm den Inhalt einer Schale in den Mund.

Digitized by Google

Als der Speaker die fünfte Round ausſchrie, ſchloß Bernard die Augen. Für ein paar Augenblicke war ihm dieſe ganze Hinrichtung unerträglich. Da die Sehnerven vorher maßlos geblendet worden waren, erſchien ihm alles ſchneeweiß. Dann hörte er die Füße der Kämpfenden dumpf auf der Eſtrade tappen. Jetzt tönten zwei Schläge nacheinander. „Bravo, Bobb ... bravo ...“ Die Galerien ſtampften. Bobb ſchien ſich zu erholen. Eine Dame ſagte in der Nebenloge: „Sams linkes Auge iſt jetzt ganz zu . . .“ Darauf wurde es wieder ſtill, als erwarte man einen heftigen Schlag. Er ſchien fehlgegangen zu ſein, denn es hob ein lautes Gemurmel an. — „Bobbs Stöße ſind wie Liebkoſungen für Sam ...“ hörte Bernard Henriettes Stimme ſagen ... „Schlafen Sie?“ fragte ſie darauf. „Nein ...“ erwiderte er, „aber der Eindruck iſt auch ſo ganz ſeltſam.“ Als der Gong tönte, ſah Bernard auf. Bobb ſchritt jetzt aufrecht und wie gekräftigt zu ſeinem Sitz zurück.

Die ſechſte Round begann wieder mit einem Vorteil für Bobb. Nach ein paar Finten plazierte er ſeinem Gegner mit der linken Fauſt einen Schlag ins Geſicht, ohne daß ſich Sams Kopf um eine Nuance bewegte. „Bravo, Sam,“ klatſchte das Parkett. Als ob ſich ſein rechter Arm plötzlich um einen Dritteil verlängert hätte, ſchlug dieſer Bobb mitten auf den Schädel, war gleich darauf wieder corps à corps mit ihm und verſetzte ihm mit aller Liſt aus dieſer Poſition einen Stoß, daß Bobbs Kopf umklappen wollte. Er warf ihn zurück und ſtreckte in einer unwillkürlichen Hilfsbewegung die Zunge weit heraus; ſie war ganz blutig.

Der Arbiter trennte die beiden.

Digitized by Google

Bobb verzog ſein Geſicht zu einer ſcheußlichen Grimaſſe und ſtürzte wütend vor; Sam aber gab ihm einen Stoß auf die Naſe und gleich hernach noch einen mit der Rechten ſeitlich gegen den Unterkiefer, ſo daß ihm das Blut aus Naſe und Mund floß. Die Unterlippe ſchien verletzt zu ſein und ſchwoll ſofort auf. Das Blut rann ihm über das Kinn und am Hals entlang.

Sam, der wutbebend vor ihm ſtand, verlor einen Schlag, ſo daß ihm Bobb trotz ſeiner Schwächung noch einen „Direkt" auf den linken Backenknochen verſetzen konnte und ſich nachher bis zum Ende der Round zu blockieren vermochte. Bobbs Geſicht war jetzt von Schweiß und Blut völlig entſtellt. Seine Soigneure wuſchen ihn in der Pauſe, ſteckten ihm Watte in die Naſe und rieben ſein brennendes Geſicht mit Fett ein.

Sam lag zurückgelehnt auf ſeinem Stuhl und gurgelte wieder mit der gelben Flüſſigkeit, die ihm ein ſtämmiger Neger aus einer großen Flaſche in den Mund ſchüttete wie einem Pferd. Dazu ſtanden zwei vor ihm und ſchwenkten die Tücher, während ein dritter ihm das kalte Waſſer aus dem Schwamm von dem kahlen Schädel in den Nacken rinnen ließ.

Die ſiebente und achte Round verliefen ruhiger, da Bobb ſich nur blockiert hielt. Sam trieb ihn von einer Ecke der Eſtrade zur anderen, immer angreifend. Er verſuchte alle erdenklichen Tricks, um ihn zu reizen und zum Angriff zu verlocken. Aber Bobb wehrte nur ab, ohne zu ripoſtieren.

„Er verſucht Sam zu ermüden ..." ſagte Henriette etwas beſorgt.

Digitized by Google

Der Arbiter ſchritt in weiten Kreiſen um die beiden herum, das Geſicht erhitzt und rot wie eine Tomate.

In den Rängen ſchien das Intereſſe leiſe nachzulaſſen. Während die Leute vordem jeden Schlag mit einer Äußerung des Beifalls oder des Bedauerns begleitet hatten, begannen ſie jetzt den Ausgang allgemein zu diskutieren.

Da begann Sam die neunte Round mit zwei furchtbaren Schlägen der Linken. Bobb gelang ein „Direkt", aber Sam erwiderte mit aller Kraft. In einem Clinch hämmerte er ihm die Weichen und ſtieß ihm gleich darauf unter das Kinn, daß Bobb zitterte und in die Luft griff.

Es wurde ſehr ſtill.

Alle Augen und Gläſer waren auf die beiden wie auf einen Henker und ſein Opfer gerichtet.

Sam, deſſen linkes Auge hoch aufgeſchwollen war, traf Bobb, deſſen herkuliſcher Körper ſich unter furchtbaren Schmerzen zu krümmen ſchien, mit einem harten Schlag auf die Naſe, als ihn Bobb mit ſeinem routinierten Stoß wieder in die linke Augenhöhle ſchlug, daß es klatſchte.

Sam hielt den Schlag aus, ohne zu zucken.

„Bravo, Bobb!!! Bravo, Sam!!!" Alles brach in Jubel aus. Die Leute auf den Rängen ſtampften rhythmiſch mit ihren Stöcken.

Sam aber hielt ſein Geſicht eine Sekunde unbeweglich wie gemeißelt in die Luft, als ſei er verwirrt, bis ſich ſein breiter ſtahlharter Körper auf einmal aufbäumte.

Er ſchritt langſam vor, ſchlug ein paar Finten und

Digitized by Google

durchbrach Bobbs Garde. Wieder waren ſie Corps à Corps.

Bobb holte über die Schultern hinweg nach Sams Rücken und ſchlug ihm in die Nieren.

Da glitt Sams linker Arm blitzſchnell, wie eine braune Schlange aufzüngelnd, nach oben.

Als ob dieſer Stoß von dem Gewicht eines ganzen Körpers geſtützt würde und ſich bis in die Kuppel der Halle fortpflanzen wollte, ſchlug er ihm gegen den Unterkiefer.

Bobbs Kopf zuckte.

Sam trat ein wenig, faſt unmerklich, zurück.

Da glitt der ſtrotzende Körper des anderen wie etwas Todmüdes in einer Ohnmacht langſam zu Boden.

Sam ſchaute zu ihm nieder. Seine Geſte hatte faſt etwas von Zärtlichkeit.

Alles war atemlos ſtill.

Der Schiedsrichter ſtand mit der Uhr über Bobbs Kopf gebeugt.

Sechstauſend Menſchen ſchienen mit ihm zu zählen: „One, two, three . . .“

Nach der zehnten Sekunde ſagte der Arbiter: „Out!“

„Wir wollen gehen . . .“ Henriette bebte, als jetzt die Halle unter dem Beifall erzitterte. Während Bobbs Soigneure auf den Ring kletterten, ſah Bernard durch das Glas, daß dem Schwarzen, der das Haupt wie zu einem tiefen Schlafe ſeitwärts geneigt hatte, ein dünner Strom Blut aus dem Munde floß.

Als ſie draußen in der Nacht und im Gewühl ſtanden, mußten ſie minutenlang auf- und niedergehen, bis ſie in dem gewaltigen Troß den Chauffeur fanden.

Digitized by Google

Henriette war so erregt, daß Bernard befürchtete, sie könnte einen Weinkrampf bekommen.

Noch im Wagen zitterte sie am ganzen Körper.

Bernard nahm ihre linke Hand und küßte sie sanft und oft, als vermöchte sie das zu beruhigen.

Sie überließ sie ihm, und als er aufsah, kam ihm ihr Gesicht wie etwas Erregtes und Hilfloses entgegen. Ihr Atem floß zusammen, ihre Lippen glitten ineinander, und als ob sich plötzlich wie in einer magischen Transformation aller Sturm der Nerven in Leidenschaft verwandelte, durchraste es ihre Sinne mit furchtbarer Gewalt.

Der Wagen hielt. Es waren nur wenige Minuten vergangen.

Als Bernard sich aufrichtete, fühlte er seine Kniee wie gelähmt. Im Halbdunkel suchte er nach seinem Hut.

„Sie müssen mich noch hinaufbringen . . . ich bin müde . . .“ sagte Henriette und zog ihren Abendmantel über die Schultern.

Der Chauffeur öffnete das Kupee und ging an das Haustor, um dem Concierge zu läuten.

Als sie die Treppe hinanschritten, dachte Bernard unwillkürlich an die Szene mit jener Baronin V. in der Nacht nach seiner Ankunft.

Er konnte es nicht verhindern, daß jener Augenblick vor ihm aufstieg, trotzdem es ihm widerstrebte.

Im Eßzimmer hatte das Mädchen ein kleines Souper bereitgestellt. Henriette war wie verwandelt. Während ihr Bernard Butter und Kaviar auf geröstete Brotschnitten strich und Wein einschenkte, der mit weißem Gischt in den flachen Gläsern schäumte, war sie bald

Digitized by Google

ausgelaſſen fröhlich, bald kühl, aber immer voller Diſtanz.

Sie beſprach nun mit Ernſt und innerſtem Intereſſe den Verlauf des Boxkampfes, erklärte die Entwicklung der einzelnen Phaſen und kam zu dem Schluß, daß Sam den andern ſchon in der ſechſten Round hätte knock-out machen können, wenn er nicht aus Rückſicht auf das Publikum oder den Kinematographen den Match hätte verlängern wollen.

„Aber dieſe ſtarken, wunderbaren Körper ...“ ſagte ſie zum Schluß und verſank darauf in Träumen.

Bernard, dem das Blut ins Geſicht geſchoſſen war, erwiderte kurz und faſt gehäſſig: „Ich weiß nicht, ob dies alles ſo wertvoll iſt ...“ Und er tat einen langen Zug an ſeiner Zigarette, als wollte er ſich völlig gleichgültig ſtellen.

Henriette maß ihn nur mit einem großen Blick, in dem ebenſo viel Neugier wie berechnetes Erſtaunen lag, ſchlürfte an ihrem Glaſe und entgegnete in demſelben indifferenten Tonfall: „Sie ſind unausſtehlich temperamentlos ...“

„Mag ſein ...“

„Sehn Sie ...“ fuhr ſie fort ... „ein wenig geiſtreich zu ſein vermag heute jeder Menſch der Geſellſchaft. Dadurch unterſcheidet man ſich noch nicht von Hunderttauſenden. Dagegen ſeinen Körper für einen ſolchen furchtbaren Kampf zu trainieren, verlangt Energie, Willenskraft und Mut, Schärfe des Geſichtes und der Inſtinkte. Wenn heute jeder Europäer das Boxen lernte, wüßte man, was das heißt, auf der Erde ſtehen, ſich mit den Sohlen auf dem flachen Boden verankern; jeder

Digitized by Google

hätte das exakte Bewußtsein seiner Kraft in den Gliedern, jeder lernte den andern beobachten, seine Bewegungsrichtung ergründen; die Menschen würden gesünder ... die Rasse stärker. Sie hat sich zu lange nach der Geistigkeit hin entwickelt ..."

„O Gott, dafür können wir reiten oder fechten ..."

„Waren Sie schon je in einem Fechtsaal so erregt wie heute? ..."

„Vielleicht wäre ich es bei einem Duell ..."

„Das ist damit nicht zu vergleichen; das Boxen ist ein friedlicher Kampf ..."

„Ein friedlicher Kampf ..." Bernard lachte kindlich und laut ... „Sehen Sie sich jetzt den armen Bobb an ..."

„Sie werden ihn baden und pflegen, ihm das Blut stillen und ihn zu Bett legen wie etwas Kostbares, in zwei Tagen werden Sie ihn wieder auf seinem 40 HP durch das Bois rasen sehen. Dafür hatte er aber auch dreißig Minuten lang die Chance, fünfzigtausend Francs zu gewinnen ... Wieviele Mitglieder des französischen Hochadels hätten diese Möglichkeit, kraft ihres Geistes oder ihres Körpers?"

„Es ist eine Infamie, solche Witze zu machen ..." Bernard sah sinnend nach ihrem Halse, auf dessen mattem Weiß die großen Perlen mit müdem diskretem Glanze lagen.

„Wie viele von denen," fügte er hinzu, „die dank ihrer Erziehung und Veranlagung große Vermögen erworben haben, wären geneigt, ihre von der Arbeit deformierten Hände gegen die schmalen, gepflegten Finger eines Aristokraten einzutauschen, oder böten Unendliches

Digitized by Google

dafür, seinen von schöner tiefinnerer Gelassenheit bewegten Gang zu besitzen . . ."

Henriette antwortete darauf nur: „Glauben Sie, eines Tages wird man aller dieser Menschen müde sein . . ."

„Das hat mit ihrer ererbten Qualität nichts zu tun . . ." warf er nochmals ein.

„Sie sind nicht zu überzeugen . . ."

„Legen Sie Wert darauf? . . ." fragte er spöttisch.

„Nein . . ." antwortete sie prompt und klar.

Er hatte jetzt Lust, aufzustehen und sich zu verabschieden. Aber er empfand zugleich, daß er damit vielleicht alles aufs Spiel setzte, und wußte aus Erfahrung, wie schmerzvoll der in solcher Stimmung befriedigte Trotz gebüßt werden kann.

So saß er etwas eingeknickt und fühlte nur eine widerliche, entsetzliche Bangnis in seiner Brust. Er hatte plötzlich die Angst, Henriette, an die sich nun schon seit Tagen die Unruhe seiner Gedanken und seines Gefühls gehängt hatte, wieder zu verlieren. Und diese Aussicht kostete er schon jetzt in den wenigen Sekunden als etwas unendlich Qualvolles und Demütigendes.

Aber die Situation wurde mit jedem Augenblick unhaltbarer.

Er sah auf. Henriette schaute ihn mit ihren graublauen Augen kritisch und klar an, als ob er jetzt einen Entschluß fassen müßte, oder als ob sie erstaunt sei, daß er noch hier sitze.

Darüber verlor er alle Fassung. Er sah sich um, wie wenn er sich nun entfernen wollte.

Da fragte sie milder: „Sie sehen so verwundert aus . . . was fehlt Ihnen? . . ."

Digitized by Google

Erſt wußte er nichts darauf zu erwidern und ſchwieg beharrlich.

Endlich ſagte er, während er mit der rechten Hand nervös eine kleine ſilberne Gabel auf dem Teller hin und her ſchob: „Es iſt mir unklar, ob Sie dieſe Komödie aus Schamhaftigkeit oder aus Raffinement ſpielen . . .“

Es war ihm, als ob er jedes ſeiner Worte im Zimmer widerhallen hörte. So lautlos wurde die Luft nachher.

Sie antwortete: „Kann eine Frau nicht vielerlei Hemmungen haben?“

„Gewiß . . .“

Nach einer Weile ſagte ſie melancholiſch: „Und dann wiſſen wir ja ſo wenig voneinander . . .“

Trotzdem ihre Stimme offen und ehrlich geklungen hatte, war ihm dennoch, als ob hinter allem doch eine Gaminerie ſteckte. Aber vielleicht war ſie ebenſo furchtſam wie er im Ausdruck von Gefühlen.

Als ob ſie ſeine Reflexion ahnte, fuhr ſie fort: „Sie verkennen mich vielleicht doch; es mag ſein, daß ich viel einfacher bin, als Sie ſich denken . . .“

Er fühlte ſich plötzlich niedergeſchlagen wie vor etwas ſchmerzvoll Ausſichtsloſem, und dieſe Enttäuſchung malte ſich ſo bitter auf ſeinem Geſicht, daß ſie aufſtand: „Ich will Ihnen einen Beweis geben, kommen Sie . . .“

Als er ihr in das Ankleidezimmer nachſchritt und ſie das Licht aufdrehte, das einen mattgrünen Duft über das Zimmer ſtreute, wußte er noch nicht, wie ihm geſchah.

Vielleicht trieb ſie die Düperie ſehr weit, vielleicht hatte ſie ganz beſondere Ambitionen, vielleicht war ſie eine von jenen jungen Damen, die ſich infolge ihrer innerſten Kühle ſo ſicher fühlen, daß ſie gefahrlos die Pfade, die

Digitized by Google

dicht an den Abgründen der Leidenſchaft entlang führen, ruhig beſchreiten und dabei die entnervendſten Paſſionen entfachen.

Sie kam aus ihrem Schlafzimmer zurück mit einem in Pergament gebundenen kleinen Buch.

„Es iſt ein Traktat über die Liebe," ſagte ſie.

Sie ſaß ihm gegenüber in einem Fauteuil, während er beim Fenſter ſtand.

„Von Stendhal?" fragte er.

„Nein ... von einem modernen Autor ... ich leſe zuweilen vor dem Einſchlafen darin ..."

„Und nun? ..."

„Darf ich Ihnen eine Stelle zu leſen geben? ..." Sie nahm einen Stift und zog einen Strich an den Rand.

Dann reichte ſie ihm das Buch.

Er las: »Pour beaucoup de femmes, aimer un homme, c'est en tromper un autre.«

Er ließ das Buch ſinken und fragte gepeinigt: „Was ſoll ich damit anfangen? Kommt es für uns beide darauf an, jetzt davon zu reden? ..."

Sie lag mit geſchloſſenen Augen im Stuhl. Ihre halboffenen Lippen wölbten ſich ſehnſüchtig und dürſtend, ihr Geſicht war jetzt plötzlich kindlich, furchtſam und beſcheiden, aller Stolz ſchien von ihr gewichen zu ſein ...

Da ging er auf ſie zu und küßte ſie gierig und ſanft, heftig und weich, koſend und brutal und umſchlang ſie dabei, als müßte er alles Leben aus ihrem Körper ſaugen.

Und nach jedem Kuſſe ſtarrte er auf ihren Mund und berauſchte ſich daran, wie der furchtbare Zug, der ihn ſchon tagelang gepeinigt hatte, ſich formte, wie das Einfache und Keuſche ſchwand und auf ihre Lippen der

Digitized by Google

heiße, atemloſe Wunſch trat, die Verzückung und der Wahnſinn, das Marternde und Schamloſe, das teuflich ſchöne und lähmende Bild der Raſerei.

Während ſie wieder zurückſank, löſte er ihr mit fiebernden Händen die Haken ihres Kleides, doch als er es niederſtreifen wollte, ſtand ſie plötzlich mitten im Rauſche auf und floh ins Schlafzimmer.

Er hörte ſie auf und ab gehen.

Indeſſen ſaß er auf der Lehne des Stuhles und ſtarrte wie ein Entgeiſterter nach der Wand. Da ſtand ein kleiner Schrank aus rotem Holz mit vergoldetem Beſchlag. Eine Schublade war aufgezogen. Bunte ſeidene Taſchentücher lagen darin, und in einer Ecke vorn ſtand ein Fläſchchen mit Parfüm.

Als Henriette wieder zurückkam, hatte ſie nur einen blauſeidenen Kimono um ſich geſchlungen, der ihren ganzen Körper gleich etwas Wunderbarem verbarg.

Sie war nun wieder ſeltſam gefaßt und heiter und hatte den kühlen ironiſchen Zug um die Augen.

Als ſie ihn ſo derangiert daſitzen ſah, lächelte ſie leiſe und ſpöttiſch.

Er ſah ſie an und war entſetzt, daß wieder alle Erregung von ihr gewichen war.

„Sie ſind die perfideſte der Heuchlerinnen . . .“ raunte er ihr zu und, als ſie nicht antwortete: „Die wievielte Ihrer Verwandlungen iſt das? . . .“

„Machen Sie mir Platz . . .“ ſagte ſie kurz und luſtig, da er noch immer auf der Stuhllehne ſaß.

Sie kauerte ſich in den Stuhl, den Kopf vornübergeneigt, und ihre Poſe glich auffallend der, die ſie damals bei Morel auf dem Podium gehabt hatte.

Digitized by Google

Da durchzuckte ihn plötzlich ein Entschluß, der ihn leise lachen machte.

Henriette horchte erstaut auf.

Er ging in die andere Ecke des Zimmers, wo der Tisch und ein paar Sessel standen, und begann sich langsam zu entkleiden.

„Sie haben sich wohl in Ihrer Wohnung getäuscht? . . .“ kicherte Henriette, die ihm mit aufmerksamen, großen Augen zusah.

Er antwortete nicht, sondern legte Stück um Stück der Kleidung sorgfältig auf einen Stuhl und setzte sich dann still auf eine Causeuse, die daneben stand. Dabei schaute er geradeaus, fühlte aber, daß Henriettes Blicke unaufhörlich an ihm auf und nieder glitten.

„Ich hatte mir Sie magerer gedacht . . .“ sagte sie nach ein paar Augenblicken ruhig.

„Zu liebenswürdig . . .“ antwortete er und verneigte sich.

„Ihre Beine sind gut, die Brust aber ist zu wenig trainiert . . . Aber fassen Sie Mut, noch ist nicht alles verloren . . .“

„Sie taxieren mich wie ein Rennpferd . . .“

„Gute Rasse könnte ich Ihnen zwar keine nachsagen . . .“

„Wie schätzen Sie mich ein? Halbblut? . . .“

„Ja . . . ungefähr . . . ausgezeichnetes Jagdpferd; zum Derbycrack scheinen Sie kein Talent zu haben.“

„Aber ich werde den Grand Steeple gewinnen,“ jauchzte er und schnellte auf. In zwei Sprüngen hatte er sie erreicht.

Sie war aufgeschreckt und hielt ihm beide Hände ent-

Digitized by Google

gegen. Er faßte ſie aber von der Seite am Halſe und bog ihren Kopf zurück.

Sofort gab ſie die Stellung auf und verſuchte, ihn von ſich zu drängen; in dieſem Moment waren ſie Körper an Körper.

Aber er fühlte, wie ſtark ihr geſchmeidiger Leib war. Wie ihre Arme ſich gleich elaſtiſchen Federn gegen ihn ſtemmten, wie ſie kräftiger wurden, je mehr das Blut in ihnen pulſierte. Ihm war, als ob er jede Sekunde etwas von ihrer Nähe verlöre. Sein Atem ging heißer, ſein Herz klopfte ihm in den Schläfen.

Vor ſich ſah er nur ihr Kinn, da ſie ihr Geſicht zurückgeneigt hatte und nach oben ſah.

„Teufelin . . .“ keuchte er. „Teufelin.“

Da blitzte vor ihm ein Streif ihres Halſes auf. Blitzſchnell hatte er ſich darübergeneigt und biß hinein.

In einem unwillkürlichem Ruck kam ihr Geſicht zurück. Da fand er ihren Mund. Während zwei Atemzügen war ihr ganzer Körper ſchwach.

So trug er ſie hinein.

Später lag er atemlos auf dem Teppich am Boden. Sie ruhte mitten auf dem breiten Bett, und ein nervöſes Zittern ging zuweilen durch ihren Körper.

„Frierſt du? . . .“ fragte er nach einer Weile leiſe und ſchaute lächelnd nach der Decke.

„Lieber . . . Lieber . . .“ ſagte ſie leiſe, faſt ſchmerzlich.

Digitized by Google

Zehntes Kapitel

Lucienne kam zu Fuß von der Place Clichy her. Es war am Spätnachmittag und um die Zeit, da sie früher d'Aureville erwartet hatte. Wie etwas in wehmutvoller Süße Vergangenes lag das hinter ihr.

Nun schritt sie diesen Weg durch das Vorstadtgedränge, langsam und träumerisch, wie man über ein herbstliches Feld geht. Ringsum sprühte das Geschrei der Avenue St. Ouen, das Geknarre der großen Lastwagen und das Fluchen der Fuhrleute. Da lagen auf dem Trottoir ungewaschene verwahrloste Kinder, die nach Schmutz und Unrat rochen.

Vor einer Taverne saßen Arbeiter und Dirnen und schrieen ihr in aller Gutmütigkeit ihre obszönen Witze nach. Ein Betrunkener kam daher, stand plötzlich vor ihr still, als wollte er sie umarmen. Dann aber trat er beiseite, nahm den Hut ab und sagte mit der Geste eines großen Herrn: „Passieren Sie, Madame . . ."

Wie glücklich war sie damals mit Paul d'Aureville gewesen, als sie sich an verschwiegenen Abenden in diesem verrufenen Quartier verbargen. Wie himmlisch waren jene kleine Diners, die sie anfangs selbst gekocht, und wie hatten ihnen die Früchte geschmeckt, die sie in dem kleinen Laden am Square einkaufte.

Und jene selig bizarren Sommernächte, da sie in ver-

Digitized by Google

zückter Müdigkeit vom Balkon auf die Anlagen hinuntergestarrt hatten, wo auf den Bänken alles in Paaren saß und im Kampf ihrer Leidenschaften zuweilen wüste Flüche aufklangen, jubelndes Gekicher, oder auch ein leiser ferner Gesang.

Nun stand sie vor dem Haus mit der weißen Fassade und stieg etwas müde die Treppen auf. In der Wohnung hallten ihre Schritte peinlich laut, und das Parkett des Korridors knarrte griesgrämig. Jede Bewegung weckte ein demütigendes Echo der Verlassenheit.

Im Salon war ein Fenster offen geblieben, und eine dünne Schicht von grauem Staub lag auf den Möbeln. Sie war lange nicht mehr dagewesen. Wie in einem Fanatismus jagte sie nun alles Unreine und die stickige Luft hinaus. Nein, es sollte wieder anders werden. Diese Räume und alle Zeichen der Erinnerung müßten ihr wieder eine Bürgschaft des Glückes bieten.

Einen Strauß gelber Azaleen hatte sie mitgebracht, als ob die Blumen mit ihrer starken, schreienden Farbigkeit die Verschlafenheit der Zimmer aufwecken könnten.

Sie hatte auch an d'Aureville geschrieben, obwohl sie wußte, daß er nicht kommen würde. Sie nahm diese Demütigung gleich etwas Natürlichem auf sich, denn in ihm hatte so lange der starke Ausdruck ihres Wesens bestanden, daß sie sein Verhalten fast nur wie eine schlimmere Seite ihrer selbst aufnahm, wenn ihr auch die Täuschung darin nicht verborgen war und sie sich nicht verhehlte, daß er sie zu Ende genossen hatte, wie man ein Gefäß austrinkt und es dann zur Seite stellt, als etwas, das überwunden ist. Sie war sich auch darüber klar, daß sie an dem jetzigen Zustand

Digitized by Google

selbst Schuld trug, weil ihr Körper und ihre Seele ihm zu rückhaltlos, zu unverborgen und ohne List gehört hatten, in einer unerhörten Redlichkeit. Sie hatte seiner Leidenschaft nicht bewußt Entbehrungen auferlegt, sie hatte nicht jenes Netz scharmanter Ränke um sich gewoben, die dem Manne durch das Hindernis und die Schwierigkeit einen stets neuen Reiz bedeuten.

Sie hatte mit ihrer Liebe siegen wollen, ihrer Menschengüte ... Und dafür war sie nicht stark genug gewesen oder d'Aurevilles Menschlichkeit zu schwach.

Auf dem Klavier lagen noch Noten. Sie versuchte zu spielen. Ein „Air" von Bach. Während sie in dieses feste Gefüge eindrang, wuchsen die zerrissenen Strähnen ihrer Stimmung wieder zusammen. Der starke Geist dieser Musik, ihre feste, klangtiefe Architektonik gaben ihrem Herzen Besänftigung und zugleich neue Willenskraft.

Die Korridorglocke läutete. Lange und anhaltend. Es konnte nicht d'Aureville sein, denn dieser läutete zweimal kurz und schrill.

Sie öffnete die Zimmertür und lauschte.

Draußen regte sich niemand.

Nach einer Weile gingen langsame, schlürfende Schritte treppab.

Lucienne setzte sich wieder ans Klavier und summte leise eine schwärmerische Melodie.

Wieder läutete es. Sie ging nun zur Türe und fragte, wer da sei.

Es war Bernard.

Er trat ins Zimmer, und sie sagte: „Sie sehen frisch aus ..."

Digitized by Google

„Ich bin auch sehr glücklich . . .“ antwortete er mit Nachdruck.

Er hatte sich in den Stuhl neben dem Klavier gesetzt.

„Wo kommen Sie her? . . .“ fragte sie . . . „Wußten Sie, daß ich hier bin? . . .“

„Ich sah Sie vor einer Stunde bei der Madeleine ins Tramway steigen . . .“ Lucienne begann wieder zu spielen. Sie wollte ihn nach d'Aureville fragen, schämte sich aber und schwieg.

Er saß zurückgelehnt und fragte nach einer Weile: „Darf ich rauchen? . . .“

Sie hörte zu spielen auf, atmete den Zigarettenduft ein und meinte: „Nun riecht man doch, daß ein Mann da ist . . .“

Da antwortete er: „Ich habe d'Aureville seit Tagen nicht mehr gesehen . . .“

„Ich auch nicht . . .“ Sie schnitt ein komisches Gesicht dazu, und doch war ihr Lächeln trüb.

„Kommen Sie noch oft hierher?“

„Manchmal, jedenfalls so lange, bis ich es komisch finde . . . von dem Tage an bleibe ich aus . . .“

Sie schlug wieder Akkorde an, und er hörte mit etwas trägem Gesichte zu. Die leichte Erregung war jetzt von ihm gewichen, und seine Züge waren eher müde und abgespannt.

Da begann er wieder: „Als ich Sie vorhin auf das Tramway steigen sah, hatten Sie so etwas Mildes im Gesicht und eigentlich doch viel Kompliziertheit . . . ich kenne noch keine Frau aus Ihrer Kategorie . . .“

Sie blickte auf: „Wie meinen Sie das mit der Kategorie?“

Digitized by Google

„Ja, das iſt ſehr wichtig . . .“ hob er mit ſeiner Erklärung an . . . „man kann viele Frauen lieben, nur nicht zwei aus derſelben Kategorie, das wäre banal . . .“

„Ich habe alſo bei Ihnen eine Chance? Sie ſind komiſch; aber ich verſtehe das Prinzip Ihrer Einteilung noch nicht . . .“ Lucienne hatte ſich auf dem Klavierſtuhl herumgedreht: „Wie viele Gruppen oder Kategorien haben Sie denn? . . .“

„O, ſehr viele . . . es bilden ſich immerfort neue . . .“

„Aber warum denn dieſe Unterſcheidung? . . .“

„Sehen Sie,“ ſagte er. „Da lerne ich in der Geſellſchaft oder ſonſtwo eine Frau kennen, ſehe ſie ſtehen und gehen, erfahre etwas über ihre Gedanken und ihr Temperament und denke mir: Dieſes Weſen haſt du vor drei Jahren in Florenz oder in München . . . oder ſonſtwo geliebt . . .“

„Dieſelbe?“

„Ich meine natürlich eine ähnliche . . . Aber weil ich die andere genau kenne, gibt mir meine Phantaſie, indes ich vor ihr ſitze und ſie in einem Lächeln die Lippen wölbt, das ganze Bild ihres Liebestalentes . . . ich empfinde ihren Körper durch die Hülle des Kleides, erkenne die Hilfloſigkeit oder Verworfenheit ihres Geſichtes in der leidenſchaftsvollſten Verzückung . . . ich habe alſo die Erfahrung nicht mehr nötig . . .“

„O, Sie können ſich täuſchen . . .“

„Das mag ſein, aber ich würde doch nicht nach dieſer Frau ſtreben, ſondern eine andere vorziehen, die mir als etwas Seltenes und Neues erſchiene . . .“

„Sie ſcheinen für die Abwechſelung veranlagt zu ſein . . .“ lächelte Lucienne malitiös . . . „Sie lieben die großen

Digitized by Google

Unterſchiede. Ich würde aber einen Mann viel mehr ſchätzen, der ſtets im Kreiſe ſeines eigentlichen Typus bliebe und ſein Glück in den ganz kleinen Differenzierungen dieſer Weſen fände ... Wäre dies nicht raffinierter? ..."

„Sie können recht haben, aber in dieſen Dingen entſcheidet ſchließlich doch nicht die Überlegung, ſondern der Wunſch, der Inſtinkt ..." Er ſchaute aus dem Fenſter und ſah in der Ferne ein Fabrikkamin, aus dem der Rauch tiefſchwarz und ſenkrecht in die Höhe ſtieg.

„Sehen Sie dieſe Rauchſäule ..." ſagte er jetzt ... „ſo beſtimmt und gerade; es iſt, als ob man ſich daran aufrichten könnte ..."

„Das iſt es immer, was wir ſuchen," lachte ſie, „etwas, woran man ſich aufrichten kann; wie ſchwach müſſen wir doch ſein ..." Sie hatte ſich wieder umgedreht und begann im Dreivierteltakt ein pikantes, getupftes Scherzo mit einem knappen klingenden Motiv.

Während er mit geſchloſſenen Augen hinhorchte, hatte er unwillkürlich die Viſion von ſchillerndem fließendem Waſſer, und in einer merkwürdigen Gedankenverbindung ſtand ein Bild aus ſeiner Knabenzeit vor ihm, da er oft im Sommer in einem ſchattigen kühlen Bach geſtanden und unter den Steinen nach Krebſen geſucht hatte, bis ihm der Krampf in die Waden kroch.

Lucienne, die ſich in ihrer Ruheloſigkeit wieder vom Klavier erhoben hatte, ſchritt jetzt gepeinigt im Zimmer auf und ab.

Als ob er ihr damit einen Troſt geben könnte, ſagte

Digitized by Google

er: „Vielleicht ist es der Schmerz, der Ihrem Gesichte eine ganz fremde Glut gibt . . ."

„Glauben Sie, daß es Frauen gibt, die leiden müssen, um schön zu sein?" fragte sie . . . „Wenn ein Mann davon berückt wird, ist es meist nur Mitleid . . . und Mitleid, so edel dieses Gefühl sein mag, dauert nicht . . ."

„Was dauert überhaupt?" Bernard hatte die Stirne gekraust in einem komischen altklugen Zug.

„Nichts . . ." sagte Lucienne . . . „wollen wir gehen? . . ."

Sie fuhren wieder zur Madeleine, wo sie sich verabschiedeten.

Bernard sah auf die Uhr. Es war kaum halb sechs. Und er sollte Henriette gegen sieben am Boulevard Montparnasse erwarten.

Er hatte noch eine entsetzlich lange Stunde vor sich. Wie ihn vorher die Ungewißheit gequält hatte, quälte ihn jetzt die Erwartung.

Nun dachte er nach, ob die kleine Marie-Louise wohl noch im Luxembourg sitze, und fuhr hinüber.

Ein stiller, schläfriger Abend lag über dem Park. Die Ammen saßen im Schatten der Bäume, wiegten die Kleinen und sangen mit müden, monotonen Stimmen.

Selbst das Karussell stand still, und vor dem Kasperletheater lehnten zwei kleine Jungen und starrten mißmutig nach der Bude.

Bernard hatte Mitleid, gab ihnen Geld und schickte sie zum Karussell.

Laut und schreiend begann die Orgel zu spielen. Wie etwas Schreckliches irrte die Melodie aus Troubadour unter den Bäumen.

Digitized by Google

Da und dort fuhr einer auf und verwünschte den Lärm.

Bernard machte es Spaß. Nun wurde es im Garten plötzlich lebendig. Als die Arie mit einem hohen, wimmernden Ton verklungen war, bildeten sich schon Gruppen, die auf und ab gingen.

Nach einer Weile aber schienen alle wieder zu schlafen. Die Jungen hatten sich vor das Kasperletheater gestellt und waren so mißvergnügt wie zuvor.

Nun schlenderte er gegen das große Bassin und sah von ferne schon Marie-Louise auf der Bank sitzen.

„Sie sind lange nicht mehr dagewesen ..." meinte sie.

„O ja ... ich habe auch Besorgungen ..." lachte er.

„Wie Mademoiselle? ..." kicherte nun auch sie.

„Wie alt sind Sie? ..." fragte er später.

„Dreizehn vorbei ..." Sie hielt wieder ein Buch auf dem Schoß.

„Was lesen Sie? ..."

Es war „Sappho" von Daudet. Mademoiselle hatte das Buch hier liegen lassen.

„Verstehen Sie das? ..."

„Schon vieles, und was ich nicht verstehe, frage ich Mademoiselle ..."

„Und was sagt dann Mademoiselle? ..."

„Sie lacht, und dann verstehe ich es doch ..." Ihr Blick ging nach einem jungen Paar, das in enger Umarmung vorbeischritt. Bernards Blick glitt an Marie-Louise nieder. Sie trug einen fußfreien Rock, weiße Schuhe und dazu hellgraue seidene Strümpfe.

Als ob sie seinen Blick fühlte, schlug sie ein Bein kokett über das andere.

Digitized by Google

„Ich werde mit achtzehn Jahren heiraten . . .“ ſagte ſie plötzlich heiter und unbekümmert, nachdem das Paar verſchwunden war.

„Wiſſen Sie das ſo genau?“

„Ach ja, ich finde ſchon einen Mann . . .“ Ihre Kinderſtimme klang gelaſſen und zuverſichtlich.

„Gewiß,“ ſagte Bernard ernſthaft . . . „Wie muß er denn beſchaffen ſein? . . .“

„Er muß jung ſein und ſchlank, muß Pferde haben und ein Automobil, und unter der Dienerſchaft will ich einen Neger . . .“

„Einen Neger . . .“

„Ja, einen ganz kleinen Neger; wir haben im vorigen Winter aus Tanger einen mitgebracht, aber er iſt uns bald weggelaufen . . .“

„War das ein Marokkaner? . . .“ fragte Bernard und lachte bei der Idee, daß es in Paris jetzt ſchon ſchick würde, die afrikaniſchen Beziehungen auch durch die Farbe ſeiner Dienerſchaft zu dokumentieren.

„In drei Jahren ſind Sie alſo ſchon bald verheiratet . . .“ begann er wieder und zündete ſich eine Zigarette an.

„Vielleicht . . .“ ſagte ſie und ſeufzte . . . „Genau weiß man es ja nie . . .“

Nun ſchwiegen ſie beide und horchten auf eine Hummel, die vorbeiſurrte. Im abendlichen Licht jagten ſich die Mücken und taumelte ein vereinzelter Schmetterling . . .

„Es iſt, als ob er betrunken wäre . . .“ lachte Marie-Louiſe und ſah ihm nach.

„Werden Sie auch heiraten? . . .“ fragte ſie nach einer Weile mit zaghafter Stimme.

Digitized by Google

Bernard fuhr auf und ſagte: „Ich habe noch nie darüber nachgedacht, und außerdem lieben mich die Frauen nicht . . .“

„Das ſcheint mir unwahrſcheinlich . . .“ erwiderte ſie mit leiſer Beſtimmtheit.

Er ſah ſie ſinnend an.

„Woran denken Sie? . . .“ fragte er.

„Ich denke, daß Mademoiſelle es gut hat . . .“

„Warum?“

„Sie geht nun faſt jeden Nachmittag zu ihrem Maler . . .“

„Woher wiſſen Sie das? . . .“

„Weil ſie's mir verraten hat . . . aber nun iſt's bald vorbei. Zum Grand Prix kommen Papa und Mama von Vichy, und dann gehen wir alle nach Deauville . . .“

„Dann iſt Mademoiſelle wohl ſehr traurig?“

„Ja, dann ſitzen wir mittags im warmen Sand, bauen Burgen und ſetzen uns hinein. Und Mademoiſelle erzählt mir von ihrem Maler, bis wir beide ganz müde werden . . .“

„Hat ſie keine Sorge, daß Sie ſie verplaudern? . . .“

„Nie . . .“ Marie-Louiſe hob den Kopf völlig rabiat . . . „Das iſt das ſchönſte, was ich bisher erlebt habe . . .“

Da er lächelte, forſchte ſie zaghaft: „Finden Sie nicht auch, daß ſolch ein Geheimnis etwas Schönes iſt?“

„Gewiß . . . und was tun Sie nachher?“

„Dann fangen wir auch Krabben, und gegen Abend baden wir. Darauf freu ich mich jeden Tag . . . ich laſſe mir das Waſſer über die Beine rieſeln und ſchreie dazu . . .“

Digitized by Google

„Weshalb?“

„Weil es kalt iſt, und weil mich das kitzelt . . .“

„Und nachher?“

„Dann eſſen wir. Papa und Mama gehen ins Kaſino, und wir werden ſchlafen geſchickt . . . Mademoiſelle und ich ſchlafen im ſelben Zimmer . . . Erſt ſchauen wir noch lange aufs Meer hinaus . . .“ Marie-Louiſe vollendete den Satz nicht und ſagte unvermittelt: „Wenn ich ein junger Herr wäre, ginge ich abends erſt um zehn Uhr aus. Da wollte ich ſo viel erleben . . .“ Sie hielt den Atem an, als ob er antworten müßte. Da er ſchwieg, ſetzte ſie hinzu: „Das tun Sie wohl manchmal auch?“

„Nun ja . . .“ ſagte Bernard und blies eine blaue Rauchſträhne in die Luft . . . „Sie ſind neugierig . . .“

„Ich möchte gern ſo viel wiſſen . . . Mir iſt oft, als ſei ich Karo, und der iſt immer angebunden . . .“ wie aus einer heißen Wallung kamen ihre Worte.

„Jeder Menſch zerrt an einer Kette . . .“ Bernard ſah auf die Uhr. Es war jetzt halb ſieben.

„Müſſen Sie bald gehen? . . .“ fragte Marie-Louiſe neugierig . . . „Wir ſind heute erſt nach fünf in den Park gekommen . . .“

„Ja, ich werde erwartet . . . Mademoiſelle bleibt heute lange aus . . .“

Marie-Louiſe ſprudelte erſt nach längerem Nachdenken heraus: „Aber wenn ſie kommt, hat ſie erhitzte, rote Wangen, ſie iſt dann viel ſchöner als ſonſt. Da lieb ich ſie und möchte mich an ſie ſchmiegen . . . begreifen Sie das? . . .“

„Gewiß . . .“ Bernard ſchaute wieder nach links,

Digitized by Google

wo der Tennisplatz gelb und warm in der Sonne leuchtete, gleich einer farbigen Scheibe, in der sich die ruckweisen Bewegungen der Spieler wie etwas Weißes und Grelles spiegelten. Und dies alles schwebte hinter den Laubgängen so spielerisch und entlegen, als handele es sich um Schauspieler auf einer Bühne.

„Sind Sie glücklich?" fragte die Kleine wieder. Sie hatte ihr Kinn auf die Hand gestützt, als wollte sie sich eine meditierende Pose geben.

„Glücklich . . . ja, zuweilen auch . . ."

„Ich bin sehr unglücklich . . ." Sie schien plötzlich ganz bewegt. Tränen schossen ihr in die Augen.

Er tröstete sie leise.

Nach ein paar Augenblicken schaute sie auf und sagte: „Das tut gut."

„Weinen?"

„Ja . . . Sie sind so gut zu mir . . ." Ihre Miene war altklug und melancholisch . . . „Aber ich möchte oft entsetzlich häßlich sein und alle Menschen ärgern . . . begreifen Sie auch dies?"

„Ich schon, aber die anderen werden es nicht begreifen . . ."

„Die ich ärgern will? . . ."

„Ja die . . ."

„Mag sein . . . Außer Mademoiselle begreift mich überhaupt niemand . . ."

„Das kann ich mir denken . . ." sagte Bernard nach einer Pause.

Sie wandte den Kopf und schaute ihn aus den Augenwinkeln an: „Ich hätte dies nicht von Ihnen erwartet . . ."

Digitized by Google

„Was denn? . . .“ Er hatte nur an Henriette gedacht und hatte ſich eben verabſchieden wollen.

„Daß auch Sie mich nicht verſtehen wollen . . .“ Ihre Worte klangen zaghaft und klagend.

„Aber gewiß will ich das . . . Mir dürfen Sie alles ſagen, was Sie quält . . .“

Mit dieſer einen Tatſache ſchien ſie ſchon ganz zufrieden zu ſein. Sie ſaß jetzt ſtill neben ihm, wie in einer ruhigen Seligkeit.

Zum Abſchied nahm er ihre kleine Hand und küßte ſie, als wäre ſie eine große Dame.

Sie machte dazu ein entzückt lächelndes und zugleich gnädiges Geſicht.

Sobald er das Gitter erreicht hatte, warf er ſich in einen Wagen und jagte der Gare Montparnaſſe zu.

Inzwiſchen war Morel noch an der Arbeit.

„Wie unplaſtiſch Ihr Geſicht iſt . . .“ ſagte er zu Henriette, die auf dem Podium ſaß. Sie hatte die Schultern entblößt, und ihre Haut leuchtete, als finge ſie alle Sonne des Raumes auf.

„Unplaſtiſch?“

„Ja, die Partie um die Augen iſt jetzt vom Licht ganz aufgelöſt, ganz maleriſch. Die Form hat gar keine Feſtigkeit mehr . . .“

„Was verlangen Sie von mir?“

„Natürlich etwas ganz Unmögliches.“ Plötzlich ſagte er: „Sie könnten auch Amerikanerin ſein . . .“

„Vielleicht.“ Sie hatte ſeine Frage abgebogen und ſchwieg. Da hob er wieder an: „Sie ſind eine gute Reiterin . . .“

„Wer hat Ihnen das geſagt? . . .“

Digitized by Google

„Ich glaube, Siret . . ."

„Er hat mich zuweilen im Bois geſehen . . ." Morel knetete aufmerkſam an der Augenhöhle herum.

„Halten Sie Siret nicht für einen Filou? . . ." fragte ſie darauf.

„Manchmal ſchon, aber dann meine ich doch wieder, daß er ein anſtändiger Kerl iſt . . ."

„Anſtändig wohl in letzter Linie . . ."

Morel ließ die Hand ſinken.

„Haben Sie Beweiſe?"

„Er ſchmeichelt Ihnen doch und inſpiriert zugleich Artikel gegen Sie? . . ."

„Nun gut," begann Morel und ſchritt dozierend auf und ab . . . „er ſchreibt in gewiſſen Fällen Artikel gegen mich . . . Sie halten dies für unmoraliſch? . . . Aber wenn es ihm Ernſt damit iſt? Wenn er die Arbeit wirklich nicht für ſo gut hält wie manche andere?"

„Dann iſt er aber doch nicht Ihr Freund . . ."

„Im Gegenteil, er wird wieder anderes von mir ſchätzen. Für ihn als Rezenſenten handelt es ſich doch nur darum, daß er in dem Moment, wo er am Schreibtiſch ſitzt und ſein heiliges oder unheiliges Amt ausübt, aufrichtig iſt. Wie er ſich ſonſt verhält, iſt weit weniger bedeutſam. Er muß doch auch mit uns leben, und es iſt jedenfalls für die Geſellſchaft angenehmer, wenn er mit einer witzigen Lüge über eine Peinlichkeit hinweggleitet, als wenn er die Stimmung ſtört."

Henriette ſah Morel, der wieder das Modellierholz und ein Klümpchen Ton in der Hand hielt, fragend an.

Digitized by Google

„Ich ſpreche natürlich nicht von mir, ſondern von der Geſellſchaft . . .“ wiederholte er.

„Darin haben Sie recht, daß jede Lüge zur Höflichkeitsform werden kann, wenn man den relativen Charakter der Ausſage erkennt . . .“

„Auf ſolchen Erkenntniſſen . . .“ lachte Morel, „baſiert unſere ganze Lebensdiplomatie . . .“

Er begann nun von einer Auktion in der Salle Petit zu erzählen, wo fünf ſeltene Vaſen aus chineſiſchem Porzellan zum Verkauf kommen ſollten. Eine von ihnen, auf der ein ſeltſames Seeungeheuer mit großer Virtuoſität und zugleich Einfalt emailliert war, beſchrieb er genau.

„Haben Sie die Kollektion von obſzönen chineſiſchen Zeichnungen noch? . . .“ fragte er dann.

„Ja . . .“ antwortete Henriette.

„Ein Amerikaner, der mich beſuchte, würde ſie gerne ſehen, wenn möglich ſogar kaufen . . .“

„Lieber Meiſter,“ ſagte ſie lächelnd, „einmal habe ich nicht die Nötigung, dieſe Raritäten zu veräußern, und dann möchte ich auf den Ruhm, etwas von den exquiſiteſten Laſzivitäten des gelben Reiches zu beſitzen, gerne verzichten. Ich lege alſo keinen Wert darauf, dieſen Herrn zu ſehen . . .“

„Es iſt ſchade . . .“ ſagte darauf Morel . . . „Wenn man ſchon die Möglichkeit hat, Koſtbarkeiten zu ſammeln, ſollte man ſie nicht egoiſtiſch verſtecken. Zudem iſt der Mann ein ſehr hervorragender Gelehrter und Profeſſor an einer Kunſtſchule in Waſhington . . .“

Er kam nun wieder auf ſein beliebtes Thema, daß die materiellen Beſitztümer ſo ungleich verteilt wären, zu ſprechen.

Digitized by Google

„Ich wollte nur soviel besitzen . . .“ wünschte er sich . . . „daß ich, nachdem mir die Welt einen großen Namen gegeben, auch ebenso große Pläne verwirklichen könnte. Ich wollte nicht schwelgen, sondern nur arbeiten . . . arbeiten . . .“

„Ich beneide Sie, daß Sie noch diesen Wunsch haben.“ Henriette sah auf die Uhr. Es war halb acht.

„Wollen wir aufhören?“ fragte er.

„Ja, ich will an die frische Luft . . .“

Morel wusch sich die Hände, knöpfte ihr noch die Bluse oben am Halse zu und geleitete sie bis zum Portal.

Draußen trieb der Chauffeur schon den Motor an.

Henriette stieg ein und sagte: „Halten Sie wie neulich an der Ecke des Boulevard Montparnasse . . .“

Dort stand Bernard und wartete.

Als er neben ihr im Wagen saß, suchte er ihre Hand, und seine Finger umklammerten die ihren.

„Du bist spät daran . . . ich habe so qualvoll lange gewartet . . .“

Das Automobil sauste den Boulevard hinunter. Er schloß die Augen. Es lag wie ein heißes Träumen über seinem Gesicht. Henriette war ihm jetzt in jeder Fiber so sehr Erlebnis, daß er fast an ihrer Wirklichkeit zu zweifeln begann. Noch vor Minuten hatte er kaum für möglich gehalten, daß sie kommen würde, trotzdem er wußte, daß alle Wahrscheinlichkeit dafür sei. Doch mit der Größe des Glücksgefühls wuchs sein Fatalismus, denn er hatte sich bei den Frauen längst daran gewöhnt, mit der ungünstigsten Formel zu rechnen. Aber diese Ungewißheit steigerte seine Erwartung, und

Digitized by Google

jede neue Begegnung hatte das Strahlende eines blendenden Geschenks.

Und doch, in den Augenblicken, da er ihrer ansichtig wurde, fiel es oft wie Kühle über den Sturm seiner Brust, der Aufstieg seines Jubels sank jäh zurück, um sich erst nach Minuten langsam wieder aufzurichten. Es war, als ob der Schmerz der Erwartung nicht sofort in Glückseligkeit umgetauscht werden könnte, als ob er um seine Existenz kämpfte, bis ihn die neuerwachenden Wogen des Blutes wegspülten.

„Du sprichst nicht ... bist du erzürnt? ..." fragte Henriette, die ganz in der anderen Ecke des Kupees saß, aber immer noch seine rechte Hand hielt und mit ihr spielte.

„Nein ..." sagte er ... „ich bin glücklich ..." Er sah nun auf die beiden Hände nieder, die jetzt nebeneinander auf dem Polster lagen und dennoch, durch das Leder ihrer Handschuhe hindurch, eine das Verlangen und den Atem der anderen spürten.

„Ja ..." antwortete sie ... „wir wollen glücklich sein ..." Aber in ihrer Stimme war etwas von Zaghaftigkeit, als ob sie selbst schon zu oft das Zufällige und Unabsehbare des Glücks erfahren hätte.

Sie fuhren erst nach ihrer Wohnung und dann zum Pavillon d'Armenonville, um dort zu essen.

Auf der Terrasse saßen sie am offenen Fenster. Es war einer von jenen warmen und doch frischen Abenden, wie man sie in Paris um die Mitte des Monats Mai oft in seltener Herrlichkeit erlebt. Die Umrisse der Bäume und Büsche standen dunkel und ruhig in der tiefblauen Luft. Auf dem kleinen Teich vor dem Pa-

Digitized by Google

villon lagen ein paar Lichtreflexe, wie verirrt und verloren, und doch von weißem, klarem Glanze.

Rings aber waren die vielen eleganten Genießer, Frauen, in Seide und Tüll gehüllt, und wie zur Schau gestellt, gleich bizarren und wiederum mit allen komplizierten Schönheiten veredelte Blüten.

Dazu die weichen Kantilenen der Musik von Verdi... der Ort, die Luft, die geschmückten, heiteren Menschen waren wie ein Vorspiel zu einem großen, zauberhaften Reigen der Liebe, in dem weiche Walzertakte und dann wieder lüsterne Groteskken der Melodie in schwebender Harmonik zum Nachthimmel stiegen.

„Heute sind es zwei Wochen, seit ich zum erstenmal bei dir gegessen habe ..." sagte Bernard.

Er konnte, da Henriette zum Orchester hinüberstarrte, wieder lange nach ihrem Munde sehen, der für ihn immer noch und immer mehr ein verlockendes und lähmendes Geheimnis war. Und von diesem Bilde irrte seine Phantasie zu allen den Tagen und Nächten, die hinter ihnen lagen wie blühende Gärten, die, von heißer Sonne überströmt, ihren Körpern Glut zugefächelt und sie mit zärtlichen Müdigkeiten erfüllt hatten, die in allen ihren Abgründen noch ein Genießen trugen.

Henriette sprach vom Grand Prix in Longchamp, als sie plötzlich abbrach und sich entfärbte ... Sie starrte geradeaus, nach einem Wesen, das sie überraschte.

„Was ist dir? ..." Bernard erschrak und drehte sich um.

Vom Mittelgang her kam ein Herr im Frack, der seinen Eveninghat etwas zurückgeschoben hatte und d'Aureville sehr ähnlich sah.

Digitized by Google

Henriette aber hatte ſich ſchon erholt und ſagte: „Es iſt nichts ... gar nichts ...“

Bernard redete nicht weiter darüber. Aber es war ihm jetzt gewiß, daß ſie einmal — vielleicht noch vor Wochen — d'Aurevilles Geliebte geweſen war.

Der Gedanke überfiel ihn wie ein feiner, ſchmerzvoller Nadelſtich, der nur ein paar Sekunden dauerte. Sofort beſchwichtigte ſein Intellekt dieſe Regung des Gefühls. Er hatte doch gewiß nicht einmal in den leiſeſten Senſationen ſeines Herzens ein Recht, ſie dafür zur Verantwortung zu ziehen. Das lag hinter ihr, abgeſchloſſen, wie der Akt eines Dramas zu Ende geht. Nun ſtand ſie in einem neuen Daſein ... Das war doch einfach und deutlich.

„Ja, ſo ſollte es ſein ...“ ſprach ihm wieder eine ſkeptiſche Idee zu ... „Aber wenn nun dieſes alte Leben doch herübergriffe, wenn der Akt wohl, nicht aber das Drama zu Ende wäre, wenn er jetzt erſt mitten darin ſtünde? ... Und ... “ fuhr er in ſeiner Überlegung fort ... „Das iſt eine Wahrheit: es kommt ſelten vor, daß eine amoureuſe Frau eine frühere Beziehung völlig vergißt ...“ Er mußte plötzlich und unwillkürlich an Melanie denken. Trotzdem ihm der Vergleich häßlich erſchien, fühlte er ſich komiſch gedemütigt, weil er nur Frauen genießen ſollte, die alle ſchon durch d'Aurevilles Gemächer gegangen waren.

Ein quälender Widerwille ſtieg in ihm auf. Zugleich hatte er eine Empfindung von Mutloſigkeit. Henriette war jetzt durch die Kraft der Leidenſchaft in ihm übermächtig ...

Es blieb ihm nur das eine: die Gewißheit,

Digitized by Google

daß ihm jetzt ein Konflikt entsetzlich schmerzvoll wäre . . .

„Was denkst du? . . .“ fragte Henriette und schaute langsam, gleichsam vorsichtig, auf.

Sie hielt ihren Blick auf ihn geheftet, aber es war, als ob er fast keine Leuchtkraft hätte. „. . . Bist du traurig?“

„Nein . . .“ sagte er. „. . . Wir wollen froh sein . . . Liebling . . . wir wollen froh sein . . .“ Und als ob er ihr dies nun noch ausführlich erklären wollte, fuhr er fort: „Man muß sich auch Mühe geben, glücklich zu sein, und den Willen dazu haben.“

„Ja, den Willen . . .“ Sie lächelte.

Wie sie jetzt schön war. Ihr Hals wuchs stolz gereckt aus der schlanken Elastizität ihres Körpers, und darüber saß, wie mit geistvoller Grazie ersonnen, das matte Oval ihres Gesichtes, in dem sich jede Regung der Nerven in einer wunderbaren Vibration fortpflanzte.

Bernard war jetzt so gierig und dankbar für jede Stunde der Seligkeit, daß vor ihrem Bilde und seinem Wunsche die Zweifel und Schmerzen gleich etwas Totem niederfielen und sein Blick und sein Verlangen sich badeten in dem Wunder und den Reizen ihrer Natur.

Alles — der Abend und die Musik, der Sturm und die Erwartung der kommenden Stunden — überwältigte ihn . . . Wie ein vages Meer sah er rings den glänzenden Saal, und nur eines war Zukunft und Erfüllung und berauschende Vision — Henriette.

Als ob sie seinem Wunsche entgegenschritte und das-

Digitized by Google

ſelbe Verlangen hegte, ſagte ſie unvermittelt: „Wir wollen bald nach Hauſe fahren ...“

Er nahm ihre Worte wie eine Verſicherung ihrer ſelbſt. Wieder wollte ein Zweifel ſich an ihn klammern ... Aber er riß ſich los. Nein ... ſie gehörte ihm ... ihm ... mit jedem dumpfen Drange ihres Bluts ...

Im Wagen lehnten ſie ſtumm aneinander, als hätten ſie beide es im Tiefſten mit der Erwartung zu tun.

Später ging Henriette im Schlafzimmer wie auf einer geraden Linie auf und ab.

„Du ...“ ſagte ſie zu Bernard, der auf dem Fell der Ottomane lag ... „Ich glaube, irgendeiner meiner Ahnen iſt beim Zirkus geweſen, es würde mich jetzt maßlos reizen, auf einem Seil zu gehen ...“

Sie zeigte, wie ſie dabei den Fuß aufſtellen würde.

„Aber ...“ meinte ſie ... „das Seil verdirbt den Gang ...“

Nun ſetzte ſie die linke Ferſe auf, legte langſam die Schwere ihres Körpers nach vorn und hob die rechte Ferſe graziös und elaſtiſch. Als der linke Fuß auf ſeiner ganzen Fläche ſtand, ruhte der andere nur noch loſe auf dem Ballen.

Das Licht floß über ihren Körper, der in der Spiegelung der Kriſtalle und in den Reflexen der weißen Mullvorhänge wie in gedämpften Strahlen aufloht, und glitt an ihren knabenhaften Hüften nieder bis zu ihren Fußſpitzen.

Bernard erſchien ſie auf einmal viel kleiner, als er ſie in ſeiner Vorſtellung hatte.

Er lächelte darüber und ſpottete leiſe.

„Du wirſt erfahren, wie groß ich werde ...“ ſagte

Digitized by Google

ſie zuverſichtlich, ſtieg elaſtiſch über ihn hinweg und ſetzte ſich auf den unteren Rand des Bettes, ſo daß ihr Geſicht wie etwas Fernes und Lächelndes über ihm ſtand.

Er aber ſchloß die Augen und atmete in qualvoller Verzückung den Duft ihrer blanken Glieder ein, bis ſie gleich einem holden Geſpenſt ſich wieder zu ihm neigte und ihn in ihren weißen Armen begrub . . .

Nachher öffnete er ein Fenſter, und ſie horchten in die Stille der Nacht hinaus. Aus den Champs-Elyſées kam dumpfes, verworrenes Geräuſch, und vom Quai d'Orſay hörten ſie zuweilen den langgezogenen Pfiff einer Lokomotive . . .

„Wirſt du dich ſpäter einmal dieſer Nächte erinnern? . . .“ fragte ſie wie aus einer heißen Verträumtheit heraus.

Er antwortete nicht und legte nur ſeinen Arm um ihren Hals, wo er jetzt leiſe das Klopfen ihres Herzſchlages ſpürte.

Sie machte ſich wieder los und lag dann langausgeſtreckt auf der mattſeidenen Decke des Bettes . . .

Bernard kniete vor ihr nieder, biß in ihre rechte Hand, daß ſie wimmerte, und hüllte ihren Leib in ein Netz taumelnder, gleitender Küſſe, die kaum ihre Haut berührten und doch wie Flammen über ſie hinrieſelten.

„Liebling . . .“ raunte ſie mit erlöſchenden Augen und zog ihn an ſich mit ihren ſchmalen Händen; ſie ruhten beide wie auf einem feurigen Teppich, der ſie aufjagte, daß ſie in ihrer Wildheit ſtöhnten und ihre Sinne kreiſten wie in einem grauſam verglühenden Tanz.

Dann ſah er ſie wieder wie einen Schatten durch

Digitized by Google

das Zimmer gleiten, gleich einem Phantom, von dem er nichts wußte, als daß es seine Nerven auf eine furchtbare Höhe spannte.

Und wieder kam sie näher, umschloß ihn mit scheuer Glut und so zärtlich spielerischer Hingabe, daß er auf eine neue, fast ungekannte Art glücklich wurde.

Dies waren die Augenblicke, wo er sie im Tiefsten seines Herzens zu lieben glaubte.

Digitized by Google

Elftes Kapitel

Der Vorſommer war mit milder Glut über Paris gekommen. Die Tage waren ſchon drückend und heiß, die Nächte aber von lauer, ſtrahlender Klarheit.

Bernards Daſein glich jetzt einer einzigen glücklichen Ekſtaſe. Wenn ein nüchterner Betrachter ſeiner augenblicklichen Exiſtenz an Begriffe wie Ausſchweifung oder an ähnliche eine Schwäche andeutende Worte gedacht hätte, wäre er in einer nicht geringen Täuſchung befangen geweſen.

Alle dieſe Deutungen hätten auf ihn durchaus nicht zugetroffen. Bernard fühlte ſich geſund und heiter wie einer, der nun erſt die Luft ſeines Herzens atmet. Das Laſter, das aller Menſchen Untergang ſein ſoll, bekam ſeiner Natur bis jetzt beſſer als die Tugend.

Oft, wenn er in blauer Morgenſtunde vom Boulevard St. Germain nach Hauſe fuhr, oder, falls ſich kein Wagen fand, allgemach dahinſchlenderte, in den Sinnen die koſtbare Müdigkeit von den vergangenen Stunden, dann trug er in ſeiner Seele ſo viel harmoniſche Ruhe, wie einer, der endlich, wenigſtens für kurze Zeit, das Ziel aller Wünſche gefunden hat.

Manchmal freute es ihn dann, in einem Bäckerladen ein Glas Vichy zu trinken und von den friſchen, duf-

Digitized by Google

tenden Kuchen zu eſſen, die ein Menſch mit einer weißen Schürze und nackten, behaarten Beinen aus der Tiefe der Backöfen heraufrug. Nachher ſchlief er feſt und tief bis zum Dejeuner, wo er ein blutiges Stück Entrecôte mit der Luſt eines jungen Raubtieres verzehrte.

Doch das Genußreichſte waren die erſten Stunden des Nachmittags: mit irgendeiner Lektüre ſaß er am Fenſter, vor Augen das dunkle, tiefe Grün des Parkes, die fernen Stimmen wie etwas Imaginäres im Ohr, und in den Nerven eine leiſe Erregung, jenes ſüße, fluoreszierende Gefühl, das wie ein Funke zwiſchen Ermüdung und Begeiſterung des Blutes hin und her ſpringt.

Eines Nachmittags entſchloß er ſich endlich, wieder einmal bei Madame de Ch. einen Beſuch zu machen. Außer beim Jour hatte er ſie ſeit Wochen nicht mehr geſehen, und ein Verlangen nach ihrer ſanften, beruhigenden Gegenwart erfaßte ihn.

Der Baron war ausgefahren, und Madame de Ch. ſaß mit Margot auf der Gartenterraſſe.

„Nun, wie geht es Ihnen ...“ fragte ſie freundlich und etwas mokant und legte ſich in ihrem Korbſtuhl zurück, während Margot in den Salon ging.

Bernard erzählte viel zu weitſchweifig, daß er die meiſte Zeit im Louvre verbringe, um Studien für eine Abhandlung über den Einfluß der ägyptiſchen und aſſyriſchen Kunſt auf die phöniziſchen Altertümer zu machen, und ſprach von einer phöniziſchen Inſchrift auf dem Sarkophag eines Königs von Sidon.

Auf dieſe Schwindelei, die er ruhig, und, wie er

Digitized by Google

meinte, glaubwürdig vorgetragen hatte, sagte sie lächelnd: „Sie sind vielseitig . . . ich habe Sie neulich auch in den Champs-Elysées mit Mademoiselle Seymour gesehen. Sie kamen im Automobil von der Concorde her . . .“

Bernard wurde etwas blaß: „Ja, das mag wohl sein!“

Sie hatte ihm mit den zwei Worten bewiesen, daß sie seine Lüge durchschaut hatte, und dies ärgerte ihn nun.

Die Baronin trug immer noch eine Falte des Lächelns um den Mund, und er quälte sich mit dem Gedanken, wie er sich herausreden solle.

Seine Verlegenheit wäre noch komischer geworden, wenn nicht in diesem Moment die Kleine im Salon eine Sonate zu spielen begonnen hätte.

So tat er, als ob er zuhörte, und schwieg.

Madame de Ch. schien sich seiner erbarmen zu wollen und sagte, Jaurès würde am kommenden Tag seine Interpellation über die Ereignisse des ersten Mai zu Ende führen, und der Ministerpräsident müßte sie übermorgen beantworten.

„Man ist sehr gespannt darauf . . .“ fügte sie hinzu und fragte dann: „Wollen Sie uns begleiten?“

Er sagte sofort zu und war selbst begierig, das Schauspiel der französischen Kammer in einer so kritischen Zeit zu sehen.

Dabei verfolgte ihn der Gedanke, daß die Baronin einen instinktiven Widerwillen gegen Henriette haben müßte, aus einem Grunde, den er nicht kannte und auch nicht zu enträtseln vermochte. Er empfand dies als etwas Trauriges, fast Schmerzhaftes.

Die Baronin sprach nun vom Grand Prix, der in zwei

Digitized by Google

Wochen zum Austrag käme, und der acht Tage früher stattfindenden großen Steeple Chase in Auteuil.

Bernard spielte seine Rolle weiter und sagte, daß er noch nicht wüßte, ob er hinkommen werde. Zugleich hielt er diese Taktik für sehr unklug, denn irgendwo müßte er mit Henriette doch der Baronin begegnen. Und diese Bewegung empfand er schon jetzt als peinvoll, trotzdem sein Herz instinktiv für die Geliebte Partei ergriff. Aber in der Ironie der anderen lag etwas, das anzudeuten schien, daß er sich vielleicht durch diese Leidenschaft bloßstellte oder komisch machte.

Wenn es nicht einfache Neckerei war ...

Wenn diese Frage nicht schon ein Zugeständnis gewesen wäre, hätte Bernard die Baronin schon jetzt um eine Erklärung gebeten.

Er ängstigte sich instinktiv um Henriette. Und zugleich ängstigte sich seine Leidenschaft, die jetzt so stark mit ihr verkettet war, um die Gefahren ihrer Existenz.

Er fühlte, als ob er schon irgendetwas Schmerzliches wüßte, ein wehes und wundes Drängen in seiner Brust.

„Wie geht es d'Aureville? ..." fragte Madame de Ch.

„Ich habe ihn ein paar Tage nicht mehr gesehen ..." antwortete Bernard. Zugleich besann er sich. Am Tage vor jenem ersten Besuch bei Henriette war er zum letztenmal mit jenem auf dem Montmartre gewesen. Sie hatten in Moulin de la Galette getanzt und waren beinahe in Streit gekommen mit dem Zuhälter eines Mädchens, das sie nachher stehen ließen.

Das war am zweiten oder dritten Mai gewesen.

Digitized by Google

Bernard war selbst erstaunt. Schon ein Monat lag hinter jener letzten Begegnung. Und doch hatte es nicht in seiner Absicht gelegen, d'Aureville zu meiden.

Ob aber nicht Henriette gleich einem unsichtbaren, geheimnisvollen Regisseur sie beide dirigierte, ohne daß es ihnen zum Bewußtsein kam ...

Wieder fühlte er sich traurig und beklommen. Seine Sinne verlangten nach ihr wie nach etwas Wunderbarem und Beseligendem. Sie gab ihnen alles, was sie wünschten und ersinnen konnten, und darum Ruhe ...

Er durchlebte Augenblicke des Glückes, wie er sie früher nicht gekannt hatte. Wenn ihre taumelnde Leidenschaft gewütet, daß sich Lust und Schmerzen mischten, fanden sich ihre Seelen in einer grausamen Müdigkeit, und dann waren sie sich so nah wie Menschen in der größten Not ihres Lebens. Dann empfand er mit ihr eine Zusammengehörigkeit wie mit einem Wesen, an das ihn Furchtbares und Geheimnisvolles kettete, und magische Strahlen lagen über jenen Momenten der blutendsten Hüllenlosigkeit.

Die Kleine brach ihr Klavierspiel ab und kam herausgelaufen.

Die Baronin küßte sie auf die Stirne und auf die Augen, und ihre Hände umfingen sie so weich und anschmiegend, daß Bernard in einer leisen Träumerei vor den beiden saß.

„Sag Monsieur Bernard, was Mama ist ..." Die Baronin hatte sich niedergeneigt, und die beiden Gesichter lagen hart nebeneinander. Und doch schien es, als ob das der Mutter feiner und zarter wäre.

Margot neigte ihren Kopf etwas vor und flüsterte

Digitized by Google

geheimnisvoll und doch gleichsam jauchzend vor Stolz: „Mama ist die allerschönste Frau ..."

Die Baronin lachte, und Bernard sagte: „Ja ... ja das glauben wir auch alle ..."

Zum Lohn dafür löste Margot der Baronin eine blaßrote Nelke aus dem Gürtel und hielt sie ihm hin.

Er stand auf und küßte ihre schmale kleine Hand, wie er es einst Marie-Luise im Luxembourggarten getan. Auch Margot schnitt ein altkluges und gnädiges Gesicht, so daß sie alle drei laut lachten.

Es war mittags gegen drei Uhr, als sie bei der Chambre des Députés vorfuhren.

Bernard half der Baronin aus dem Wagen, und sie traten in den Hof, der von Wartenden schon ziemlich besetzt war.

Als sie die Karte des Ministers vorwiesen, führte sie ein Diener in die erste Etage, und öffnete ihnen die Türe zu einer Loge. Ein mildes Zwielicht umfing sie. Vorn an der Brüstung saßen schon Damen. Madame de Ch. setzte sich auf einen Stuhl hinter ihnen und blieb so im Dunkeln. An der Wand gegenüber lehnten zwei Herren, die von Neuerungen im Marineministerium sprachen.

Die Bänke des Amphitheaters waren noch wenig besetzt.

Ein sozialistischer Abgeordneter referierte mit leiser Stimme und las eine Statistik über die Tätigkeit einzelner Syndikate vor. Die Deputierten gingen aus und ein und diskutierten so laut in den Gängen, daß der greise Präsident der Kammer in kurzen Zwischenräumen

Digitized by Google

mit seinem langen Stabe auf den Tisch schlug und mit der Glocke läutete.

Das Gemurmel hörte nicht auf.

Bernard neigte sich vor. In den Logen sah er rings einen leuchtenden, vielfarbigen Kranz von Damenhüten. Die Stimmung war schließlich dieselbe wie vor einer Matinée im Theater.

Da ertönte in einer Nebenloge eine schrille Damenstimme, die sich mit einem Herrn zankte. Nun wurde es still. Auch der Referent hatte aufgesehen, und der Präsident schaute voll Interesse hin. Die Abgeordneten drehten sich um, und die Leute, die in den Gängen standen, starrten herauf.

Man erwartete einen interessanten Zwischenfall.

Die Dame aber verstummte nun, und der Deputierte las einförmig weiter.

Bernard hatte sich neben die Baronin an die Wand gestellt, konnte aber des Hutes wegen ihr Gesicht kaum sehen.

Und doch war er ihr äußerlich noch nie so nahe gewesen. Als er sich vorbeugte, streifte sein Rock mit einem fast unhörbaren Knistern den Ärmel ihres Kleides. Diese ferne Berührung gab ihm eine ganz eigentümliche Sensation.

Er erinnerte sich wieder jenes Momentes, da sie einst aus dem Pavillon du Pré Catelan getreten waren.

Sie schaute in den Saal. Er dachte an jenen sehnsüchtigen Augenblick, als er damals das ganze Parfüm ihres Körpers und Wesens einzuatmen geglaubt hatte.

„Warum haben Sie mir vorgestern diese Geschichte erzählt?“ fragte sie plötzlich und schaute auf. Der Hut

Digitized by Google

ließ nur die untere Hälfte ihres Geſichtes frei. Auf dem Kinn lag ein Streifen Licht, der auch noch die Lippen berührte.

„Sie meinen, weshalb ich Ihnen das Märchen vom Louvre erzählt habe?“

„Ja . . .“

„Muß ein Mann um einer Frau willen nicht immer lügen? . . .“ Bernard hatte ſich hinter ſie geſetzt und ſah, wie ihre Augen an der Glasdecke der Kuppel hafteten.

„Das mag zuweilen ſein . . .“ antwortete ſie gedämpft.

Das Geſchwirr der Stimmen im Saal wurde lauter und rauſchte gleich einer Woge hoch auf. Der Referent hatte ſeinen Sitz verlaſſen, und ein heftig geſtikulierender Herr mit langen Haaren und klangvoller Stimme hob an, Angaben, die Jaurès in ſeiner geſtrigen Rede gemacht hatte, zu komplettieren. Ein paar Minuten lang redete er knapp und in kurzen Sätzen. Man ſchien auf ihn zu hören. Dann aber begann er ausführlich die Lohntarife verſchiedener Fabrikbranchen zu vergleichen, und ſeine Stimme ſank allmählich im Geräuſch des Raumes unter.

Bernard fragte Madame de Ch. nach dem Abgeordneten. Sie nannte einen provenzaliſchen Namen.

„D'Aureville hat mir neulich gleich nach Ihnen einen Beſuch gemacht . . .“ begann ſie darauf wieder.

„Ich habe ihn lange nicht mehr geſehen . . .“ ſagte er jetzt aufrichtig.

Madame de Ch. lächelte gütig und ſpöttiſch zugleich.

„Das Lügen verlangt eine beſondere Technik . . . die meiſten Menſchen lügen zu kompliziert . . .“ ſagte er

Digitized by Google

nach einer Weile. Da sie nicht antwortete und schwieg, fragte er: „Glauben Sie nicht?“

„Es ist möglich, es sind aber nicht alle dafür disponiert ...“

„Ich habe als Knabe mit großer Leidenschaft gelogen ...“ fuhr Bernard fort ... „und ich empfand eine starke innere Spannung dabei ...“

„Im Grunde ist es aber doch eine schlechte Gewohnheit ...“

„Gewiß, aber ich hatte damals einen unmäßigen Drang zum Erlebnis, und da mir die äußere Form meines Daseins nicht genügte, suchte ich eine innere, quasi als Vervollständigung ...“

„Darum logen Sie.“

„Ja? ...“

„Und heute?“

„Meist nur zum Schutz einer Frau ...“

„Dies ist ganz scharmant von Ihnen ...“ Sie traf ihn erst mit einem Seitenblick, als sie gleich darauf sagte: „Jetzt ist der Ministerpräsident eingetreten ...“

Bernard sah erst nach ihrem Halse, dann nach dem Minister. Er hatte sich in eine der vorderen Reihen gesetzt und eine schwarzlederne Mappe vor sich hingelegt.

„Er ist schon sehr grau ...“ sagte Bernard.

„Wie Sie einen Politiker einschätzen ...“ lachte die Baronin.

„O, ich finde, daß ihm sein Kopf nicht schlecht steht ...“ sagte Bernard wieder ... „Wie lange bleiben Sie noch in Paris? ...“ fragte er dann Madame de Ch., während der Deputierte noch von der wirtschaftlichen Situation der Eisenbahner sprach.

Digitized by Google

„Bis Mitte Juni ... dann sind wir in Paramé ..."

„Ist das Bretagne?"

„Ja; kennen Sie Dinard?"

„Ich habe davon gehört ... Ein Amerikaner, den ich in München kannte, hat dort manchen Sommer für bürgerliche Verhältnisse ein Vermögen im Pocker verspielt ..."

„Fahren Sie nach der Schweiz? ..."

„Ich weiß es nicht ... ich weiß nie so viel voraus ..." sagte er etwas befangen.

„Ich kann mir das denken ... wenn man so jung ist ..." entgegnete die Baronin mit einer stillen Ironie. Sie hatte sich zurückgelehnt, als ob sie müde wäre.

„Woher rührt Ihre Antipathie gegen Mademoiselle Seymour?" fragte er sie jetzt unvermittelt. Er sah ihr so starr in den Nacken, daß sie sich umdrehte.

„Ich habe keine Antipathie gegen diese Dame ..." antwortete sie wie erstaunt, aber mit so viel Kühle, daß ihre ganze Abneigung zum Ausdruck kam.

Er wußte nichts darauf zu antworten und starrte vor sich hin.

Aus dem Saal drang nun neuer Lärm. Klappern von Pulten. Es war kaum eine Minute vergangen, doch die Bänke hatten sich gefüllt.

Als Bernard hinschaute, stand der Ministerpräsident mit verschränkten Armen auf dem Podium und wartete. Er erschien jetzt eher klein und dick. Sein grauer Schnurrbart hing ihm in einem Bogen nach vorn auf den Mund herab, über seiner kleinen Nase baute sich die Stirne breit auf, bis zu dem gebleichten Haarschopf, indes die Augen, scharf und klein, rings im Kreise irrten.

Digitized by Google

Als es ruhig geworden war, begann er langsam, und die Worte fielen wie Steine in den Saal:

„Meine Herren! Ich bin direkt und persönlich von dem sehr ehrenwerten Herrn Jaurès interpelliert worden, und ich will ihm zu allererst meine Verehrung aussprechen für die vornehme Leidenschaft seiner sozialen Gerechtigkeit, die seine Beredsamkeit so wunderbar belebt.

Durch den Klang seiner Leier führte Amphion, der Sänger, ganz bescheiden die Mauern von Theben auf. Vor der Stimme des Monsieur Jaurès erfüllt sich aber noch ein viel größeres Wunder. Er spricht, — und alle Konflikte in der Organisation der menschlichen Gesellschaft sind mit einem Schlage gelöst . . ."

Im Saal erscholl Gelächter.

Der Minister fuhr fort: „Unser verehrter Monsieur Jaurès wirft mir vor, daß ich die Arbeiterklasse am Tage des ersten Mai bedrängt und malträtiert hätte. Schön. Ich frage nun: ‚Wo bin ich dieser Arbeiterklasse begegnet?'"

Jaurès, der auf der äußersten Linken saß, hob sein bärtiges, breites, gutmütiges Gesicht und lachte laut.

„War es die Arbeiterklasse, die ich in Montlucon zurücktreiben ließ?" fragte wieder der Minister.

Ein sozialistischer Abgeordneter schrie ihm entgegen: „In Paris und im Departement de la Seine hatten zwanzigtausend Mann Soldaten das Aufgebot schon vor dem ersten Mai. War diese Maßregel nur um der öffentlichen Sicherheit willen oder zur Unterdrückung der gesetzlich gewährleisteten Manifestationen der Arbeiter?"

„Meine Herren," fragte der Minister, „habe ich die Reden der Herrn Jaurès, Constant, Vaillant mit einem einzigen Wort unterbrochen?"

Digitized by Google

Es wurde wieder still. Ringsum waren die Geſichter unbeweglich.

„Habe ich ...“ des Miniſters Stimme war deutlich, faſt klirrend ... „die Arbeiterklaſſe hinter den Barrikaden bekämpft, vor denen der Leutnant Lautour fiel? ...

„Habe ich als Miniſter die Arbeiterklaſſe härter bedroht als ſie mich, den Miniſter, als ſie mir Soldaten tötete, Offiziere verwundete, Militärzüge zur Entgleiſung brachten? ...“

„Das iſt nicht wahr ...“ kreiſchte eine Stimme der Linken. Ein Abgeordneter war aufgeſtanden und bewegte die Hände, als wollte er ſich Gehör verſchaffen.

„Das einzige, was nicht wahr iſt ...“ des Miniſters Stimme durchſchnitt den ganzen Skandal ... „iſt Ihre Antwort ...“

„O! O!“ tönte es ihm entgegen. Darauf wieder aufreizendes und höhniſches Gelächter.

„Ich kämpfe nicht gegen die Arbeiter, ſondern gegen die Syndikate als revolutionäre Parteigebilde ...“

Jetzt bäumte ſich die äußerſte Linke auf wie ein Mann. Alle ſchrieen wirr durcheinander. Der Präſident ſchlug mit dem Stab auf den Tiſch und gab Klingelzeichen.

Umſonſt.

Der Miniſter wartete ruhig mit verſchränkten Armen, bis ſich der Aufruhr gelegt hatte.

Dann ſprach er ruhig weiter. Die Spannung hatte etwas nachgelaſſen, denn er las eine Anzahl Dokumente aus ſeinem Doſſier vor.

Die Türe der Loge wurde geöffnet, und der Zugwind bewegte leiſe die weißen leuchtenden Federn auf dem Hut einer Dame, die vor der Baronin ſaß.

Digitized by Google

„Er ſpricht wundervoll . . .“ flüſterte jene ihrer Nachbarin zu.

„Er hat die Geſte des Ariſtokraten . . .“ antwortete dieſe und drehte den Kopf. Bernard ſah ein intenſiv jüdiſches Profil.

Im Saal laſtete wieder eine bängliche Stille.

„Ich habe Beweiſe . . .“ Die Stimme des Miniſters durchſchnitt mit greller Schärfe die gelbe, ſchon abendliche Atmoſphäre des Raumes.

Er verlas Telegramme aus der Provinz, Nachrichten an die Polizeipräfektur, die die Angſt des Publikums und der Behörden ſchilderten. Individuen hatten verſucht, eine Eiſenbahnbrücke zu ſprengen.

„Verbrechen ſind geſchehen . . .“ So weit konnte man ihn hören, als ſich wieder wirres Geſchrei erhob.

Er wiederholte: „Verbrechen ſind geſchehen . . .“

„Notwehr . . .“ ſchrie ihm einer ins Geſicht.

„Notwehr . . . meine Herren, Notwehr . . .“ erwiderte der Miniſter und lachte laut.

Die Glocke des Präſidenten durchſchnitt wieder den Lärm.

Von der Tribüne ſchrie eine Stimme: „Es lebe der Anarchismus!“

„Zur Ordnung! Pfui! Zur Ordnung!“ keifte, ſchrie, zeterte man von allen Seiten.

„Die Tribünen ſprechen mit!! Die Tribünen ſollen geräumt werden!!“

Der Präſident läutete unaufhörlich.

Endlich trat wieder Ruhe ein.

Da fuhr der Miniſter fort: „Es iſt klar, daß man Soldaten vor die Barrikaden, hinter denen hervor man mit Steinen wirft und mit Revolvern ſchießt, nicht mit

Digitized by Google

der Order ſchicken kann, daß ſie ſich nicht verteidigen dürfen mit den Waffen, die ihnen gegeben ſind.

„Denn, was Sie die ‚Arbeiterklaſſe' nennen, nenne ich anarchiſtiſche Streikgenoſſenſchaften. Sobald bei uns ein Menſch in den Streik getreten iſt, tut er nach Ihrer Anſicht nicht ſeine Pflicht, wenn er nicht manifeſtiert — man weiß ja nie, wie das endet — und wenn er nicht außerdem die vergewaltigt, die anderer Anſicht ſind . . ."

„Lügen . . . Lügen . . ." ſchrieen ſie wieder von unten.

„Wer lügt . . ." fragte der Miniſter . . . „Ich habe in der ‚Humanité' geleſen, daß ich Tote verſteckt hätte . . . Ich habe gezittert vor Empörung . . . Ich, der Miniſter des Innern, verberge Leichen . . ."

„Lügen . . . Lügen . . ." ſchrieen ſie weiter.

In der Mitte war man jetzt von den Sitzen aufgeſtanden. Die Linke ſcharrte und klapperte in regelmäßigem Rhythmus mit den Pulten. Die Zwiſchengänge waren dicht gefüllt von heißerregten Menſchen, die ſich höhnten und bedrohten und die Luft mit kreiſchenden Lauten erfüllten. Über die Brüſtungen der Logen aber neigten ſich ſchöne Geſichter, ſchwankten die Reiher und Blumen großer Hüte in blitzenden Farben.

Immer noch läutete der Präſident, als gelte es Sturm, ſein langer weißer Bart und ſeine Glatze fuhren nervös in der Luft hin und her. Sein linker Arm langte über die Brüſtung hinunter zum Sitz des Miniſters. Er drückte ihm die Hand und verſicherte ihn in dieſem Aufruhr ſeiner Sympathie . . .

Es war eine Wildheit und Verwirrung wie in einer Schlacht.

Digitized by Google

Wieder beugte ſich der Präſident nieder. Aus der Bewegung ſeines Mundes ſah man, daß er heftig auf den Miniſter einſprach. Aber man hörte keinen Laut.

Der Miniſter lächelte nur und wartete.

Allmählich wurde es ſtill.

Man war müde. Der Proteſt hatte aufgehört. Nur der Provenzale, der vorher geredet hatte, geſtikulierte unaufhörlich. Der Präſident verwies ihn zur Ruhe.

Da verlangte er das Wort.

Der Präſident verweigerte es ihm, da der Miniſter noch nicht zu Ende wäre.

„Ich habe hier ebenſo das Recht zu reden ...“ proteſtierte jener.

Da trat der Miniſter einen Schritt vor: „Aber dann halten Sie doch Ihre eigene Rede und nicht die meine ...“

Alle Parteien erhoben ein großes Gelächter.

„Nun hat er gewonnen ...“ ſagte die Baronin zu Bernard.

Jetzt konnte der Miniſter enden: „Was ich der Kammer zu ſagen habe, iſt dies: Die revolutionären Syndikaliſten ſuchen den Staat zu desorganiſieren, um ihn beſſer zerſtören zu können.

„Die antimilitariſtiſche und antipatriotiſche Propaganda hat nur dieſen einen Sinn.

„Nicht die Angſt vor dem Militärdienſt oder die Furcht vor dem Krieg bildet den Grund.

„Was man erſtrebt, iſt die Zerſtörung und Verſeuchung des Heeres, die Vernichtung der Vaterlandsidee.

„Denn die Inſtitution unſerer Armee und das Gefühl für das Vaterland ſind die Stützen unſeres Staates ...“

Digitized by Google

Gehackt und knapp, wie Schüsse in eine große Stille, kamen diese Sätze hervor.

Dann klappte der Minister die Mappe zusammen und verließ die Estrade.

Sprühender Beifall brach los.

Die ganze radikale Partei erhob sich, um ihn zu beglückwünschen. Sein kraftvoller weißer Kopf ging fast im Gewühl unter.

Als sie aus dieser Siedehitze wieder in die laue Abendluft traten, die über der Seine und der Place de la Concorde schwebte, und Madame de Ch. ihren Chauffeur heranwinkte, sagte Bernard: „Der Mensch ist fast ein Genie ... Er hat kaum zwanzig Sätze gesprochen ..."

„Es ist schön, daß Sie von diesem Nachmittag befriedigt sind ..." antwortete sie, während sie einstieg ...

Er stand noch auf dem Trottoir, als der Wagen schon über die Brücke nach den Champs-Elysées hinrollte ...

Digitized by Google

Zwölftes Kapitel

Als er an demſelben Abend in Henriettes Salon trat, ſagte die Zofe: „Mademoiſelle iſt krank, aber ſie wird Sie empfangen . . .“

Sie lag, in einen grünſeidenen Kimono gehüllt, auf dem Bett und hatte Fieber.

Ihr Geſicht ſchien ſchmaler als ſonſt trotz der heißen, geröteten Wangen. Ihre Augen hatten einen verſchleierten matten Glanz.

„Ich ärgere mich . . .“ ſagte ſie und verſuchte gute Miene zum böſen Spiel zu machen.

„Worüber, Darling?“

Sie erzählte, daß ſie nach Tiſch Migräne bekommen hätte. Gegen Abend ſei der Arzt dageweſen . . .

„Wie froh ich bin . . . daß du da biſt . . .“ Henriette griff nach ſeiner Hand . . . „Ich wäre ſonſt ſo allein . . .“

„Liebling . . .“ tröſtete er ſie und küßte ihr einen Finger nach dem andern. Das Spieleriſche ſeiner Bewegung heiterte ſie auf.

Henriette erſchien ihm jetzt mit ihrem trüben Lächeln zum erſten Male hilflos. Aber ſie wurde dadurch nicht weicher, nicht weiblicher. Nur ein merkwürdiges Staunen war in ihr Geſicht gekommen, als wundere ſie ſich ſelbſt ein wenig über ihre Lage.

Die Zofe brachte Tabletten und löſte ſie in Waſſer.

Digitized by Google

„Mir iſt heiß . . .“ ſagte Henriette und wollte ein Fenſter öffnen laſſen.

Bernard riet ihr davon ab.

Als die Zofe wieder weg war, ſchlug ſie in einer Wallung den Kimono zurück, und Bernard küßte ihren heißatmenden Leib, ihre Glieder, die durch die Seidenreflexe in grünes Licht getaucht waren.

Dann hüllte er ſie wieder ein. Sie ließ alles mit ſich geſchehen gleich einem Kind.

„Wo warſt du heute? . . .“ fragte ſie dann.

Er beſann ſich erſt. „In der ‚Chambre des Députés‘ . . .“ ſagte er.

„Allein?“

„Nein, mit Madame de Ch. . . .“

„Ich glaube, ſie iſt die Geliebte des Miniſters . . .“ warf Henriette ein.“

„Du täuſcheſt dich . . .“ antwortete Bernard ſofort und beinah heftig.

„Warum erregſt du dich?“ Sie ſchaute ihn erſtaunt an.

„Nur aus einem Gerechtigkeitsgefühl . . .“

Da ſagte Henriette mit Nachdruck: „Über dieſe Frage könnteſt du nur entſcheiden, wenn du ſelbſt ihr Geliebter wäreſt . . . und nicht einmal dann . . .“

„Haſt du ihn in der Kammer geſehen?“ fuhr ſie fort.

„Ja, von weitem . . . aber er hat nicht geſprochen . . .“

„Sein Reſſort hat ja auch mit Politik wenig zu tun . . .“

„Der Miniſter des Innern hat heute das Kabinett gerettet . . .“

„Ja . . . ja . . .“ antwortete Henriette gleichgültig . . . „das iſt ja auch ſeine Pflicht . . .“

Bernard war mißgeſtimmt.

Digitized by Google

„Was fehlt dir?“ fragte sie.

„Ich verstehe dich nicht, daß du über diese Frau solche Frivolitäten sagen kannst . . .“

„Wer weiß, was sie von uns beiden sagt . . .“

„Aber das wäre doch noch kein Beweis, daß sie . . . Und solche Äußerungen scheinen mir bei dir überhaupt fremd und unsympathisch . . .“ Bernard hörte selbst, wie aufgebracht seine Stimme klang.

„Was für Äußerungen? . . .“

„Daß ich, selbst wenn ich ihr Geliebter wäre, es nicht wüßte, ob sie nicht zugleich die Geliebte des Ministers ist . . .“

„Merkt ein Mann so etwas?“ warf sie spöttisch und gereizt ein.

„Es ist mir nicht klar, ob du diesen Zustand nur bei Madame de Ch. für wahrscheinlich hältst, oder im allgemeinen?“

Henriette drehte den Kopf, aber ihr Blick glitt an ihm vorbei ins Leere.

„Du bist heute unausstehlich . . .“

„Muß ich denn nicht so sein? . . .“ Er schaute sie an. Ihr schmales erhitztes Gesicht lag bewegungslos in den weißen Kissen.

„Hast du auch schon gelitten?“ hörte er sie fragen.

„Am meisten aus Eifersucht . . .“

„Ich glaube, man darf nicht auf die Vergangenheit, sondern nur auf die Gegenwart eifersüchtig sein . . .“ Diese Worte tönten zaghaft und leise.

„Aber von ihr sprechen wir doch . . .“ Er sagte es mit solcher Bestimmtheit, daß sie plötzlich die Augen öffnete.

Digitized by Google

Dann aber erſchlaffte ihr Geſicht wieder, und ſie fragte müde: „Du mißtrauſt mir?“

„Ja . . .“ ſagte er einfach und klar.

Sie antwortete nicht mehr.

So ſaßen ſie lange ſchweigend.

Hatte er nun Gewißheit? Ein dumpf laſtender Schmerz quälte ihn.

Er dachte an die Baronin, wie an etwas unendlich Senſibles und zugleich Friedvolles. Dann tauchte wieder d'Aureville auf . . . immer d'Aureville . . .

Aber was wußte er ſchließlich? Schwieg Henriette jetzt aus bloßer Gekränktheit oder aus Schuldbewußtſein? Oder aus beiden Gründen . . .?

Die Qual wurde unſäglich.

Vom Boulevard her hörte er dumpf ein Automobil tuten.

Er wollte einen Entſchluß faſſen und alles vergeſſen. Glücklich wollte er ſein und mit Gewalt jeden Gedanken wegräumen, der ihn beirren könnte.

Vielleicht waren dies alles nur Phantome, mit denen ihn die Vorſehung quälte, um ihn die allerletzten, höchſten, ſchmerzvollſten Grade dieſer Leidenſchaft koſten zu laſſen.

Unvermittelt dachte er an Marie-Louiſe, dieſes Kind der vornehmen Welt, das ſeine verkommene Gouvernante jetzt täglich dort in den Garten führte, wo es mit ſeinen nervöſen großen Augen nach den Menſchen ſtarrte.

Als ſeine Blicke wieder zu Henriette zurückkehrten und ihre halboffenen Lippen ſtreiften, die ihm ſo oft in traumhafter Verzückung immer dieſelben berauſchenden

Digitized by Google

und ſchamloſen Worte geſtammelt hatten, fühlte er, wie der Widerſtand in ihm zerbrach . . .

Ja, er wollte alles ertragen und hinnehmen, um dieſes Glückes willen, das er nicht mehr entbehren konnte . . .

„Du tuſt mir unrecht; was kann ich dafür?“ ſagte Henriette plötzlich und bewegte ihre Hände unruhig auf der ſeidenſchimmernden Decke des Bettes.

„Nichts,“ antwortete er.

Wie wenn ſie dadurch Mut bekommen hätte, fuhr ſie fort: „Es kann ſich doch niemand für die Zukunft, für Menſchen und Augenblicke, die er nicht kennt, aufſparen . . .“

„Das verlangt auch niemand . . . obſchon es viele Frauen gibt, die es tun . . .“ ſagte er langſam und empfand, wie ſie ſeinen Gedanken verſchoben hatte, um ihn von der Vorſtellung, ſie könnte jetzt noch d'Auréville gehören, abzubringen.

„Kannſt du nicht davon loskommen?“ fragte ſie wieder, als ob ſie wenigſtens die Beziehungen völlig zugeben wollte, die ſie früher an den andern geknüpft hatten.

„Ich weiß nicht . . .“ Er ſtand auf und küßte ſie auf beide Augen, ſie ſchmiegte ſich an ihn, und er fühlte, wie dankbar ſie ihm war.

Für einen Augenblick wurde ſeine Qual bezwungen, und eine vage Hoffnung ſtieg in ihm auf.

Henriette hatte jede Senſation ſeiner Gefühle mitempfunden. Auch ſie wurde jetzt wieder ganz unbefangen und froh und erzählte, daß ſie am kommenden Sonntag zur großen Steeple-Chaſe nach Auteuil fahren wollten.

Sie hatte eine Nummer vom „Paris-Sport“ auf dem

Digitized by Google

Toilettetisch liegen und begann die Chancen der einzelnen Pferde zu diskutieren, las die Namen der Jockeys und Trainer vor, redete von der Kondition der Tiere und von dem Gewicht, das sie voraussichtlich zu tragen hätten.

Bernard, der ein angeborenes Interesse für Hindernisrennen hatte, wurde von ihrem Eifer und ihrer wirklichen Kenntnis des Sportes mitgerissen.

So waren sie eine Zeitlang recht vergnügt.

Da nahm er, nur aus Spielerei, einen englischen Roman in die Hand, der seitwärts auf einem Stuhle lag. Als er ihn aufschlug, fiel ihm eine Amateurphotographie in die Hand, die einen älteren eleganten Herrn mit langem, gepflegtem Bart darstellte, der mit Henriette auf einem Dogcart saß. Im Hintergrunde war ein Landhaus und daran anschließend eine große Allee.

Er wollte das Buch sofort wieder schließen; Henriette jedoch ließ sich das Bild geben, betrachtete es lange und sagte: „Das ist mein Vater . . ."

Bernard antwortete nichts darauf, denn er hatte ganz instinktiv die Gewißheit, daß sie die Unwahrheit sprach. Dieses Gefühl zu begründen, wäre ihm sicher unmöglich gewesen, aber es existierte . . .

Da nun sie den Band wortlos zuklappte und das Bild wieder darin begrub, wollte er darin eine direkte Bestätigung seiner Gedanken sehen.

Sie nahm sich nicht einmal mehr die Mühe, auf ihren Vorspiegelungen zu bestehen oder sie zu differenzieren. So dachte er es sich. Vielleicht war es ihr auch recht gleichgültig.

Digitized by Google

In Henriette aber bildete ſich trotz allem eine gewiſſe innere Unſicherheit und Nervoſität. Seine kühle Skepſis ſchien ſie weniger zu kränken als zu ärgern. Sie hatte bisher mit Bewußtſein ein beſtimmtes Bild von ſich in ſeiner Phantaſie erſtehen laſſen, und durch ſein ſtarkes ſeeliſches Entgegenkommen war ihr das leicht und ſicher gelungen.

Jetzt aber ging er nicht mehr mit. Er ſtörte durch ſeine Paſſivität und Ironie wiſſentlich die Fäden, mit denen ſie die Dinge zu verknüpfen und ſo zu motivieren vermochte.

Sofort ſchloß ſich ihr Syſtem nicht mehr und zeigte Lücken.

Sie nahm wieder den „Paris-Sport" zur Hand und las ſcheinbar mit Intereſſe darin.

Über Bernard kam eine tiefe Niedergeſchlagenheit.

Er hatte bis vor einer Stunde noch trotz mancherlei Einwänden und Überlegungen eine klare glückliche Vorſtellung von ihr gehabt. Nun ſchien ſich plötzlich alles zu verſchieben, zu ſchwanken. Dieſe Umwandlung ſchmerzte ihn, weil ſie ſich unaufhaltſam, ohne daß er es hindern konnte, vollzog, ebenſo wie es Henriette quälte, daß er durch ſeinen Widerſtand ein gut Teil Schuld an der ſchmerzlichen Situation trug.

Andrerſeits aber empfand Bernard ſeine Liebe zu groß, als daß er nicht ſelbſt bei den ſchlechteſten Ausſichten von ſeinen Nerven verdammt geweſen wäre, mit Henriette verbunden zu ſein.

Wenn ſie aber geahnt hätte, wie ſehr er ihr verfallen war, und wie demütig zugleich ſeine Sinne die Koſtbarkeit ihres Weſens ſchätzten, ſo hätte ſie gewiß

Digitized by Google

mehr von ihrer Sicherheit behalten; und das wäre ihm wiederum zur Beruhigung geworden.

So aber bedrängten ſie ſich mit ihrer gegenſeitigen Unſicherheit.

Zuletzt fand er keinen anderen Weg mehr, als nachzugeben und ſich ihr anzupaſſen. Dieſe Kriſe mußte durchſchritten werden. Nachher würde nach allen Demaskierungen wieder eine neue, vielleicht ſtillere, tiefere Unbefangenheit kommen. Denn, dachte er, die Liebe in ſich verlangt Beſtand, und eines zerſtört nur das tiefere Geſicht des anderen, um es neu zu bilden . . .

„Träumſt du?" hörte er Henriette ſagen.

„Ja . . ." ſagte er . . . „ich liebe dich . . ."

Er umgab ſie bis ſpät in die Nacht mit aller Fürſorge und Sorgfalt, trotzdem er immer mehr fühlte, daß ihre Krankheit bloß imaginär war.

Auf dem Heimweg aber überfiel ihn der alte Haß mit neuer Gewalt. Vielleicht war ſie oft eine Stunde, bevor er ſie traf, während er ſie ſchon mit der ſchmerzvollſten Spannung ſeiner Seele erwartete, bei d'Auréville geweſen. Vielleicht war dieſer gerade, um ihr näher zu ſein, vom Luxembourg nach der rue des Saints-Pères umgezogen. Vielleicht machte ſie ihn, Bernard, vor den Augen des anderen komiſch, um deſſen Eiferſucht zu düpieren.

So wüſt und qualvoll erſchien ihm dies alles plötzlich.

Er hatte Sehnſucht nach einem ganz einfachen, unkomplizierten Weſen, in deſſen Schoß er ruhig, ohne einen tieferen Anteil des Herzens, ſchlafen könnte.

Er mußte ein Mittel zur Beruhigung ſeiner Nerven finden. Er mußte in die Balance kommen.

Digitized by Google

Seine Gedanken gingen wieder zu Henriette.

Wie ruhig war die erste Zeit ihrer Leidenschaft gewesen. Unbekümmert und ausgelassen, wie aus dem Unermeßlichen genährt ... Und heute all das Trübe.

Das lag nun schon einen Monat zurück ...

In diesem Augenblick glitt trotz seiner innersten Erregung eine kühle, klare Reflexion durch das Gewirr seiner Gefühle.

Wenn er die Gewißheit hätte, daß sie ihn mit d'Aureville betröge, wollte er sich rächen. Er wollte d'Aureville so weh tun, wie er ihm getan hatte. Lucienne wollte er besitzen.

Und eines Abends würde er ganz ruhig zu Henriette kommen und ihr sagen: „Ich bin rehabilitiert, ich habe seine Geliebte auch verführt."

Dieser Gedanke berauschte ihn, wie nur ein großes Gefühl des Trotzes und Hasses es vermag.

Seltsam! Jetzt fühlte er sich fester, stärker, — als ob er für den allerschlimmsten Fall einen Hort und eine Sicherheit hätte.

Er erkannte nicht, daß dieser ganze Plan auf falschen Schlüssen beruhte. Denn einmal war Lucienne für d'Aureville vielleicht nicht mehr so begehrenswert, daß die Tat, durch die er sich ihr gegenüber mit einer großen Verantwortung belastete, seinen Widersacher als eine wirkende Rache treffen könnte.

Dann aber hatte ja das Verhältnis zwischen d'Aureville und Henriette viel früher bestanden, als das seine; und wenn jemand rachsüchtig sein konnte und durfte, war es gewiß d'Aureville und nicht er.

Doch sein Herz war so sehr mit Henriette verkettet,

Digitized by Google

daß er bei ihr das gleiche für möglich hielt und zudem im tiefſten Grunde, wenn er vielleicht auch nicht daran glaubte, die naive Empfindung hatte, es ſei mit ſeiner Leidenſchaft jede frühere und andere in ihr ausgelöſcht worden. Und da war nun d'Aureville wieder erſchienen . . .

Darin lag der Raub . . .

Darum fühlte er ſich von ihm betrogen.

Dafür wollte er ſich in ſeinem Liebesegoismus rächen . . .

In dieſem Kampf ſeiner gequälten Seele war er bis zum Boul'Mich' gekommen und ging noch in die Bar über dem Café Soufflet.

Der Raum war nicht eben überfüllt. Bernard beſtellte ſich einen Whisky.

In der Mitte des Zimmers tanzten zwei ſchlanke, leidlich elegante Mädchen Boſton, während zwei andere auf den hohen Stühlen an der Bar ſaßen.

Seitwärts machten zwei falſche Zigeuner in roten Jacken auf einer Mandoline und einer Gitarre eine klingende und monotone Muſik.

Bernard wäre ſo ziemlich ruhig und ungeſtört geweſen, wenn ſich nicht eine junge elegante Schwedin mit einem Herrn an den Nebentiſch geſetzt hätte, die peinlich nach Äther roch. Sie hatte einen ſchlechten Teint und ein abgemagertes Geſicht, was aber zu ihrer Schlankheit nicht ſchlecht paßte.

Ihr Atem breitete den Äthergeruch ſchnell in dieſer ganzen Ecke des Lokales aus, und Bernard wollte eben zahlen, als Melanie mit drei Amerikanern ankam.

Sie ſetzten ſich erſt zum Barman. Dann kam ſie herüber, um ihn zu begrüßen.

Digitized by Google

Sie hatte den alten vertrauten Ton und ſagte gleich: „Sie ſind ein Filou!“

Bernard war etwas erſtaunt. Er wollte eben antworten, als ihre Naſe in der Luft ſchnupperte und ſie rief: „Es riecht nach Äther . . .“

Die ſchlanke, blonde Schwedin ſchaute mit einem halb fragenden müden Blick auf.

Melanie ging wieder zu ihren Amerikanern und ſprach leiſe auf ſie ein, während die drei jungen Herren intereſſiert zu Bernard herüberſahen.

Dann kam ſie wieder und ſagte: „Wollen wir gehen? Ich habe mit Ihnen zu reden . . .“

Als ſie unten auf der Straße waren, fragte er ſie: „Was haben Sie denn zu Ihren Freunden geſagt?“

„Ich ſagte, Sie ſeien mein früherer Geliebter, von dem ich das Kind hätte, — darum müßte ich mit Ihnen ſprechen . . .“

Bernard lachte und fragte: „Warum haben Sie mich einen Filou genannt? . . .“

„Weil ich in der letzten Woche den Baron d'Aureville traf . . . Sie wiſſen doch: der Ihre Wohnung hatte . . . Und er ſagte, Sie kennten ihn genau und wären ſein Freund . . .“

„Und nun?“

„Sie haben damals gelogen!“

„Was iſt dabei? . . .“ fragte er wieder und betrachtete ſie erſtaunt.

Sie war verblüfft und antwortete: „Allerdings nichts . . .“

„Sie ſind ein köſtliches Tierchen . . .“ ſagte er . . .

Digitized by Google

„War es Ihnen eben nicht ſchwer, Ihre Freunde zu verlaſſen? ... Sie ſchätzen doch die Amerikaner ..."

„Ach Gott ..." ſeufzte ſie ...

„Haben Sie ſich zu beklagen?" fragte er.

„Nein, aber der Dampfer hat ſich heute verſpätet ..."

„Haben Sie auch noch ein Verhältnis mit einem Schiff?" Er ſchaute ſie gleichſam erſchrocken an.

Sie ſchüttelte den Kopf und meinte ruhig: „Sie ſind ein Eſel ..."

„Gut ... aber wie iſt das denn mit dem Dampfer?"

„Die Amerikaner bekommen doch ihr Geld jede Woche, nicht wahr? ... Nun war in dieſer Woche die See ſtürmiſch, und das Schiff iſt darum für die heutige Poſt zu ſpät in Havre eingelaufen. Der Check wird morgen früh vielleicht da ſein. Dann iſt aber Sonntag, und die Bank iſt geſchloſſen; und wenn ihnen der Barman nicht wie gewöhnlich leiht, haben alle drei bis Montag kein Geld ..."

„Ach ſo? ..." ſagte er ... „Dem Umſtand, daß auf dem Ozean ein Sturm war, habe ich jetzt Ihre Geſellſchaft zu verdanken ..."

„Ja ..." antwortete ſie ... „Sie können ganz zufrieden ſein ..."

„Das meine ich auch ..." ſagte er diesmal leiſe und vergnügt. Melanies komiſche Unbekümmertheit tat ihm in ſeinem jetzigen Zuſtand wirklich wohl. Er vermochte den ganzen Jammer ſeiner Nerven zu vergeſſen. In der Sicherheit, die ſie gegenüber allen Situationen dieſes Lebens hatte, erſchien ſie ihm wie ein Born der Kraft.

Langſam ſchritten ſie durch die laue Nacht den Boule-

Digitized by Google

vard herauf, auf dem die übrigen Mädchen aus den Cafés jetzt mit Geschäker auf und ab promenierten, um sich noch einen Galan zu ergattern.

Überall war heiteres, fröhliches Treiben.

Bernard hielt im Schreiten Melanies linken Arm mit der Hand umfaßt. Durch ihre dünne Bluse empfand er den warmen Hauch ihres Fleisches. Ihr Gesicht sah ruhig und selbstzufrieden in die blaue Dämmerung, da sie sich wenigstens für diese Nacht gesichert fühlte.

Und mehr verlangte sie von dem gütigsten Geschick nicht.

Sie setzten sich vor das d'Harcourt.

Melanie hatte noch Hunger und bestellte sich Hors d'Oeuvre. Sie aß Hummersalat und steckte sich wie ein schlecht erzogenes Kind große Bissen Brot in den Mund, die ihr die Wangen weit auseinandertrieben.

Als sie zu Ende war, trank sie mit einem Zug ein Glas White Star und lehnte sich zurück.

„Das tut gut . . .“ sagte sie und bat um eine Zigarette.

Bernard hatte ihr mit seltsamem Vergnügen zugeschaut. Er hatte lange nicht mehr einen Menschen mit so gesundem, bestialischem Vergnügen essen sehen.

„Und was haben Sie dem Baron d'Aureville erzählt?“ fragte er sie, als sie nun mit Eifer dicke Rauchsträhnen in die Luft blies.

„Er fragte mich, ob ich bei Ihnen geblieben sei . . . da sagte ich, daß ich gleich wieder gegangen wäre und ihn sehr betrauert hätte . . .“

„Glaubte er es? . . .“

„Nein; das ist aber auch gar nicht nötig . . .“

Digitized by Google

Die drei Amerikaner waren unterdeſſen auch den Boulevard heraufgekommen, hatten ſich in die Nähe geſetzt und gaben Melanie durch allerlei Zeichen zu verſtehen, daß ſie die Unterredung über die Zukunft ihres Kindes jetzt wohl bald abbrechen könnte. Sie aber ſchien dafür ganz unempfindlich.

„Wir wollen bald gehen . . .“ ſagte ſie . . . „dieſe drei Roaſtbeefs geben ja keine Ruhe . . .“

Auf dem Wege fragte Bernard ſie, ob ihr Freund jetzt nicht eiferſüchtig ſei und ſich quäle . . .

„Das iſt doch ſehr gut . . .“ entgegnete ſie . . . „Solange einer nicht verrückt wird und ſchießt, iſt es ſogar beſſer ſo. Man ſoll einen Mann zuweilen betrügen, und er darf es erfahren. Ein paar Tage bleibt er aus, aber wenn er liebt, kommt er wieder. Er haut mich vielleicht, aber er wird noch viel mehr an mir hängen . . .“

„Iſt das nicht ſeltſam? . . .“ fragte Bernard. Es war, als ob ſie ihm ſeinen eigenen Zuſtand ausmalte.

„Ja . . . mir kommt es auch merkwürdig vor . . .“ antwortete ſie gutmütig . . . „Aber die Männer ſind eben ſo . . .“

Ihr Humor ſchien fortwährend zu wachſen. Zu Hauſe turnte ſie noch im ganzen Schlafzimmer herum, gab ihm Stöße mit ihren nackten Beinen und gebärdete ſich wie ein kleines Ungeheuer, ehe ſie zur Ruhe kamen . . .

Spät in der Nacht wachte Bernard auf. Er hörte ſie leiſe neben ſich ſchnarchen. Er machte Licht und ſah ihr Geſicht, auf dem eine ſtille Seelenruhe lag, neben ſich auf dem Kiſſen ruhen. Sie hatte den Mund offen und zog in langſamen, tiefen Zügen die Luft ein.

Digitized by Google

Es war ſchwül im Zimmer. Die Partie um Mund und Naſe war erhitzt und gerötet.

Er dachte in dieſem Moment an Henriette wie an etwas ganz Fernes. Vielleicht vermöchte er jetzt alles zu überwinden.

Aber neben Melanies heißem Körper hielt er es nicht mehr aus.

Er ſtand auf, nahm eine Decke und ſetzte ſich im Pyjama in einen Fauteuil im Wohnzimmer.

Die Stores waren offen, und er ſtarrte durchs Fenſter hinaus. Es wollte eben Tag werden. Der Himmel war blaß, in einer weichen grauen Tönung.

Er ſann über Madame de Ch. nach . . . über Henriette . . . über vieles, was ihn bewegte, und was er jetzt dennoch mit einer leiſen Bewegung zur Seite ſchob.

Er ſchloß die Augen und wollte ſich nur mit ſeiner Müdigkeit beſchäftigen. Das war erquickend und müßte gewiß zu einem Reſultat führen . . .

Halb zuſammengeknickt ſchlief er im Stuhle ein.

Digitized by Google

Dreizehntes Kapitel

Den kommenden Tag verbrachte Bernard in einem maßlos schlechten, der Verzweiflung nahen Zustand. Melanie, die ihn für die Dämmerung eines Abends etwas Erleichterung und die Täuschung einer harmlosen Oberflächlichkeit gebracht hatte, stürzte ihn schon am folgenden Morgen in die Abgründe der schlimmsten Depression.

Ihr Geplauder erschien ihm jetzt peinvoll banal, ihr Körper vulgär und jeder feinen Form entbehrend. Er schickte sie zeitig weg.

Als ob auch das letzte von ihrer Atmosphäre, die sie in seine Räume gebracht hatte, weichen müsse, ließ er stöbern, verbrannte Räucherwerk und trieb so nicht nur jeden Rest ihrer äußeren Existenz, sondern auch jede Regung einer Erinnerung hinaus.

Mit einer unendlich süßen und gierigen Sehnsucht kehrten seine Gedanken zu Henriette zurück. Als ob diese vergangene Nacht nur vom Zufall ersonnen worden sei, um ihn zur Besinnung zu bringen und die Distanz zwischen Henriette und jedem andern Weibe zu vergrößern, verlangte seine Leidenschaft mit einer dankbaren Demut nach ihr.

In diesen Stunden verließ ihn jeder Stolz und jedes Selbstgefühl. In einer milden Träumerei folgten seine Gedanken ihrem Bilde, als ob es alle Ruhe und alle Seligkeit des Herzens gewährte.

Digitized by Google

Am Mittag kaufte er ſich bei Auguſtin Roſen von mattem Purpur aus edler engliſcher Zucht. Gegen Abend fuhr er dann in ihre Wohnung. Mit erregtem Herzen ſtieg er die Treppen hinan. Oben ſagte ihm das Mädchen, Mademoiſelle ſei ausgegangen und komme auch zum Diner nicht zurück.

Einen Moment ſtand er ſehr erſtaunt vor der Perſon, die ihre langen blutloſen Hände hängen ließ und ihn indifferent anſtarrte.

Er gab ihr die Blumen und ſtieg langſam und etwas verwirrt wieder die Treppen hinunter.

Eine merkwürdig zwieſpältige Stimmung durchſtrömte ihn. Was ſollte er nun mit ſeiner Freude, ſeiner Liebe und ſeiner Demut beginnen? ... Er kam ſich vor wie jemand, der nach mühſeligen Erfahrungen endlich dazu bereit iſt, etwas Gutes zu tun, und der nun durch einen komiſchen Zufall daran verhindert wird.

Er ging zu Fuß nach Hauſe, ohne zu einem Entſchluſſe zu kommen. Erſt verſuchte er einen Brief zu ſchreiben, gab es aber ſchließlich auf, da er ſich nicht mit Unrecht dachte, daß Henriette, falls ſie zürnte oder ihn abſichtlich miede, ihm dadurch gewiß nicht näher käme, und daß eine gewiſſe Kühle von ſeiner Seite viel eher die Liebe oder Leidenſchaft, die noch in ihr ſchlummerte, zu wecken vermöchte.

Es war ihm ſehr ſchwer, dieſen Grad vom trotzigen Stolz aufzubringen.

So ſchrieb er nur ein kurzes Billett, mit der Bitte, ſie möchte ihm Nachricht geben, wann ſie ihn wieder empfangen könnte.

Zwei Tage kam keine Antwort.

Digitized by Google

Am Mittwoch erſt erhielt er einen Rohrpoſtbrief, worin ſie ihm ſchrieb, ſie hätte plötzlich Beſuch aus London bekommen. Er ſolle ſie aber am nächſten Sonntag nach dem Dejeuner zur verabredeten Fahrt nach Auteuil abholen.

Dieſe Nachricht traf ihn wie ein Schlag.

Wenn ihn ſchon die Erwartung der vergangenen Tage ſchmerzhaft viel Nervenkraft gekoſtet hatte, wurde ſein Zuſtand jetzt völlig unerträglich.

Erſt marterte er ſich unaufhörlich mit Zweifeln darüber, wo und mit wem ſie ihre Zeit verbringe. Er kam auf die Idee, ſie durch ein Detektivbureau beobachten zu laſſen, wagte es aber doch nicht, einzig aus Furcht, es möchte etwas noch Schlimmeres, vielleicht ſogar ein dritter Liebhaber zutage kommen.

Zuletzt quälte ihn nur noch die rein zeitliche Diſtanz. Was auch immer während dieſer Woche geſchehen möchte, — es ſollte ihm gleichgültig ſein. Wenn er ſie nur wieder ſähe! Mit ihr in derſelben Luft leben könnte.

Manchmal war es ihm auch, als ſei das Ganze nur eine ſehr klug von ihr kalkulierte Strafe für ſeine Eiferſucht und zugleich ein Mittel, ihn noch mehr an ſich zu ketten.

Was waren das für Stunden . . . Tage und Nächte . . .

Am Donnerstag hatte er keine Luſt, zu Madame de Ch. zum Jour zu gehen. Er fühlte ſich todmüde und abgehärmt.

Mit einer rührenden Sorgfalt ſpann er ſich in das Netz ſeiner Tragödie ein. Alle dieſe Schmerzen der Sehnſucht und Erwartung hatte er ſchon oft ausgekoſtet,

Digitized by Google

aber ſie waren ihm noch nie ſo tief, ſo wirklich ſchmerzhaft erſchienen.

Jeden Abend um fünf ging er in den Park hinüber und wartete auf Marie-Louiſe. Sie war verſchwunden und kam nicht mehr.

Die Eltern waren wohl aus Vichy zurück, und auch die Gouvernante mußte auf ihren Maler verzichten.

Am Freitag früh faßte er den Entſchluß, bis zum Sonntag zu verreiſen. Schon war er daran, zu packen, um nach Fontainebleau zu fahren. Er wollte den Wald und die Gärten genießen, am Schloßteich den Karpfen zuſehen, die im Glanze ihrer Schuppen dick und faul in der Sonne ſtanden und ihre runden gefräßigen Mäuler aufſperrten, und dann wollte er wieder all das Grün und den warmen ſummenden Sommertag in ſich aufnehmen. Wie erquickend das ſein müßte . . .!

Da kam ihm der Gedanke, daß ihn Henriette vielleicht ſchon am Samstag rufen könnte, oder vielleicht noch heute Abend. Und er wäre dann fort. Vielleicht ſtünde gerade in jenen Stunden alles auf dem Spiel . . . Wie ängſtlich er geworden war . . .!

Er blieb zu Hauſe.

Die Zeit bis zum Sonntag mußte er jetzt mit allen Qualen und Erwartungen auskoſten.

Und noch etwas kam dazu, was ihn wunderte und ihm zugleich weh tat.

In ſeinem genußſüchtigen Egoismus hatte er erwartet, dieſe furchtbare Spannung bis zum Augenblick des Wiederſehens halten und ſteigern zu können, um zuletzt mit Henriette in einer unſäglichen Seligkeit zu vergehen.

Digitized by Google

Aber ſchon in der Samstagnacht wich der Sturm ſeines Herzens einem Zuſtand der Apathie, die ihn ſchmerzte, weil ihm darin ein furchtbarer Aufwand von Seelenkraft zu verſinken ſchien.

Am Sonntag in der Frühe erhielt er ein Telegramm, worin ſie ihm nur kurz riet, ſich nicht zu verſpäten, und wie in ihren früheren Briefen ſchloß: „I kess you my dear . . .“

Wie wenig und wieviel!

Wieder kaufte er ſich am Vormittag Roſen, dieſelben wie neulich. Er ging ſchon um zwölf zu Foyot zum Frühſtück, um ſich nicht zu verſpäten.

Nun begann die Spannung ſeiner Nerven wieder zu wachſen.

An einem Tiſche ihm gegenüber ſaß ein älterer feiner Herr mit weißen Favoris in Begleitung einer ſehr eleganten jungen Perſon.

Sie waren fröhlich wie kluge Menſchen, die einen Genuß auszukoſten wiſſen, und hatten die inſtinktive Vertraulichkeit von Menſchen, die den vergangenen Abend zuſammen verbracht haben.

Die Dame war entzückend kindhaft; ſie trug einen großen weißen Strohhut mit ſeidenen Waſſerroſen garniert, dazu ein weißes Leinenkleid. Von den Hüften an, die ein dunkelblauer Gürtel aus Mouſſeline zart umfing, war der weiße Linon mit Einſätzen von Venezianerſpitzen verziert und zu beiden Seiten geſchlitzt, ſo daß das Unterkleid aus delfterblauem Atlas hervorſchimmerte.

Bernard überſchaute das ſcharmante Bild, indes die kleine Fee mit ihren ſchmalen Händen dem würdigen

Digitized by Google

Herrn drollige Geſten machte und dann wieder unter einem Gekicher die Krempe des Hutes vor ihr Geſicht ſenkte.

Gegen halb zwei war Bernard in Henriettes Wohnung. Im Salon wurde eben der Kaffee ſerviert.

Er wartete bis gegen zwei Uhr und hörte unten ſchon den Chauffeur vorfahren.

Da erſt erſchien ſie.

Heiter, lächelnd, unbefangen, mit allem Charme ihres Weſens. Sie nahm ihm, wie einem kleinen Jungen, den Kopf zwiſchen die Hände und küßte ihn auf den Mund.

Die ganze Diſtanz der Zeit und ihrer Seelen war mit einer Bewegung ausgeglichen.

Sie ſetzten ſich zum Kaffee. Henriette plauderte vergnügt davon, daß ſie in dieſer Woche mit ihren Freunden aus London einmal in Chantilly und einmal in Tremblay zum Rennen geweſen, außerdem geſtern auf einer Autotour in Fontainebleau . . . Bernard ſtand bei dem Gedanken, daß er ſie dort getroffen hätte, das Herz ſtill . . . aber ſie ſprach mit ſoviel Verve und Unbekümmertheit, daß er alsbald mitgeriſſen wurde.

Dann ſtand ſie auf, ging kokett mit allerlei Komödianterei im Zimmer auf und ab, um ihm ihr Kleid wie ein Mannequin vorzuführen.

Es war eine ſmarte Viſion aus weißem Tüll und iriſchen Spitzen, worüber ſie eine lange erhaben geſtickte Tunika trug. Der Untergrund war aus blauem Atlas, von ähnlichem, wie er ihn an der kleinen Dame bei Foyot beobachtet hatte. Doch Henriettes Taille umfaßte eine

Digitized by Google

breite Schärpe, die mit langen Enden herabfiel. Der Hut war dunkel mit weißer Innenkrempe und von einem großen dunklen Reiher überschattet.

Henriette fand an dieser Toilettenrevue ein jauchzendes Vergnügen, und Bernard wurde es von neuem gewiß, daß eine kluge Wissenschaft um die Kleiderfragen und -sorgen einer Frau ein ebenso gerader Weg zu ihrem Herzen ist wie die spirituellste Bemerkung über die Liebe und ihre schönen Extravaganzen.

Dies alles geschah mit sprudelndem Temperament, so daß die Uhr kaum über zwei war, als sie unten ins Automobil stiegen.

Durch die Hitze, die über der Stadt lag, schimmerte der Himmel graugetönt. Am Horizont schwebten kaum sichtbar in der Glut ein paar blasse, weiße Wolken.

Durch die Avenue du Bois de Boulogne hinaus fuhr eilig ein Troß von Wagen, die sich auch schon verspätet hatten.

„Das erste Rennen wird um zwei Uhr gelaufen, die große Steeplechase um drei . . ." sagte Henriette und hielt wieder den „Paris-Sport" in der Hand . . . „Im großen Rennen wird ein Feld von zwölf Pferden sein . . ."

Henriette war seelenvergnügt und studierte dennoch mit Eifer das Programm . . . „Die Vierjährigen werden zweiundsechzig Kilogramm tragen, die Fünfjährigen siebzig und die Sechsjährigen zweiundsiebzigeinhalb. Jeder Gewinner der großen Steeplechase von Paris oder Liverpool drei Kilogramm extra . . ." erklärte sie und gab Bernard mit dem Sonnenschirm einen Klaps auf die Knie.

Digitized by Google

Während sie die Porte Dauphine passierten und dann den kleinen Seen entlang fuhren, wo eine bunte Menschenmenge zu Fuß nach dem Rennplatz drängte, saß Bernard wie ein Entgeisterter neben Henriette. Mit wachen Sinnen sog er in einer seligen Vibration seiner Nerven das Glück dieses Augenblickes ein. Er empfand wie in einer erinnerungsvollen Divination den Atem ihres Körpers, der in den weißen, duftenden Hüllen ihrer Eleganz pulsierte; und wenn er seinen Blick oft unwillkürlich und wie fragend zu ihr hinwandte, wollte er alles Vergangene und Erlebte für etwas Phantastisches halten.

Als sie ankamen, war eben das erste Rennen vorbei, und die Pferde wurden schweißtriefend zur Wage zurückgeführt.

„Wir wollen vor der Steeplechase zu den Paddocks gehen ..." schlug Henriette vor, und sie wandten sich zu den Tribünen.

Vor den Kassen der Totalisators drängte sich, Mensch an Mensch, die internationale Turf-Gesellschaft, vermehrt um die Aristokratie von Paris, für die dieser Tag noch eines der wenigen mondänen Ereignisse bedeutet, die in jedem Fall zwingenden traditionellen Charakter haben.

Dazwischen heulten die heiseren Buchmacher, deren Stimmen wie seltsames Vogelgekreisch über dem dumpfen Summen der Menge schwebten.

Eben tönte die Glocke, und die Tafeln mit den Quoten des vergangenen Rennens wurden ausgehängt.

In all den Lärm klangen monoton und dumpf die Stempelmaschinen der Billeteure.

Digitized by Google

Henriette drängte weiter.

Als ſie nun vorn auf dem Raſen ſtanden und Bernard ſich nach den Tribünen umwandte, ging eine unwillkürliche, vom Herzen aufſteigende Wallung durch ſein Blut. Wie eine große trunkene Orgie von Farben und Geſichtern, von Eleganz und raffiniertem Geſchmack, von Schönheit und Verlockung, von Koſtbarkeit und berückender Umhüllung, von frecher Pracht in Haltung und Kleidung und wiederum von ſtilleren ariſtokratiſchen Formen altfranzöſiſcher Tradition, — ſo ſtrahlte und ſchwankte es vor ſeinen Augen. Da herrſchte in einem bizarr herrlichen Bilde das Weib mit der ſeltenſten Kunſt des Glanzes und der Verführung. Da ſchritten Geſtalten im Kleide der Marie-Antoinette oder Charlotte Cordays über den Raſen, fremde Ladys mit der ſchönen Kühle von Gainsboroughs Porträts, da wandelte vornehme Welt in ſchwarzem und weißem Atlas, der von dunklen Chantillyſpitzen überſtrömt war, da erklangen farbige Duos von wunderbar getönten Seiden, neben marineblauem Taffetas ſchneeige Phantaſien aus Mouſſeline, neben extremen, ſchimmernden Straßentoiletten einfache weiße Battiſtkleider mit gelben Stickereien, honigfarbenes Leinen neben blauem Satin . . . Da ſaßen auf den Tribünen neben den Damen der großen Geſellſchaft ebenſo ſenſibel in ihrer Eleganz die exquiſiteſten Zierden der Demimonde, promenierten in den Gängen neben den Mannequins der Schneidergeſchäfte vornehme abenteuernde Kokotten, die auf die kommenden Monate etwa einen Beſchützer und vielleicht auch ein Herz für ein Strandidyll in Dinard zu erobern ſuchten . . .

Digitized by Google

Wie ein drohender Rauſch ſtieg es in Bernards Gehirn. Unheimlich und verzaubernd ſtrahlten Sinnlichkeit und Koketterie aus der Pracht der Toiletten, die nicht mehr den Sinn hatten, zu bekleiden, ſondern die geheimſten Reize der Körper verlockend zu kaſchieren und die Glieder durch das Zwielicht duftiger, transparenter Stoffe atemraubend reizvoll zu geſtalten.

Wieder tönte die Glocke. Die Pferde kamen aus den Paddocks und gingen zum Start. Er fand in der Achter-Kurve nach der letzten Hürde ſtatt.

Bernard ſaß jetzt mit Henriette mitten im Gewirr auf der Eſtrade. Er ſah, wie der Starter gemächlich hinaustrabte und das Zeichen gab.

Das Rennen hatte von Anbeginn ſtarkes Tempo, denn es waren nur die Hürden der äußeren Bahn zu nehmen.

Henriette ſah mit einem Blick auf das Programm, während Bernard zur offiziellen Tribüne hinaufſchaute, wo nur zwei Damen mit einem Herrn vorn am Geländer ſtanden. Sein Geſicht heftete ſich auf das wirre Meer der Geſtalten ringsum, um Madame de Ch. oder den Baron zu entdecken.

„Ich werde fünfzig Louis auf Lutteur ſetzen ...“ ſagte Henriette, als ob ſie jetzt einen endgültigen Entſchluß gefaßt hätte.

„Blageur iſt großer Favorit, und ich meine auch, daß er mit Parfrement gewinnen wird ...“ entgegnete Bernard. „... Und wenn nicht er, dann Cheſhire Cat, die im letzten Grand Prix in Nizza auch Blageur um eine Länge geſchlagen hat ... Wetten Sie darum den Stall Veil-Picard ...“

Digitized by Google

„Nein ...“ sagte Henriette und lächelte. „... Das Pferd von Henneſſy iſt gut ... Blageur war dies ganze Frühjahr nicht in Form, außerdem zahlt der Stall, ſelbſt wenn er gewinnt, höchſtens fünfzehn für zehn, — das reizt mich nicht. Lutteur muß ſicher fünf zu eins ſtehen ...“

„Wie du meinſt ... aber der Boden iſt heute gut, und es wird ohne Zweifel ein ſehr reguläres Rennen werden ...“

„Laß mich tun, wie ich will ...“ bat Henriette. „... Du holſt mir, nachdem wir die Pferde geſehen haben, die Tickets ...“ Sie gab ihm aus ihrem Retikule zehn Hundertfrancsſcheine, die ſie zu einem kleinen Knäuel zuſammengefaltet hatte.

Durch die Menge ging ein Rauſchen, — das Feld kam näher. In einer dichten Gruppe bogen die Reiter in die Gerade ein.

„Cedrus!“

„Les Alduldes! Les Alduldes!“

Die Stimmen verwirrten ſich und wurden zu einem einzigen wilden Geſchrei.

Cedrus und Les Alduldes nahmen zuſammen die letzte Hürde.

„Bravo, Chapman!“ ſchrie ein Herr und winkte mit dem Programm, als ob ihn der Jockey jetzt ſehen könnte.

Da ſchaute Henriette durch Bernards Glas: „Hunter kommt vor ... Hunter mit dem kleinen Barré ...“

„Hunter!! Hunter!!“ kreiſchten ſie rings. Schon hatte er Les Alduldes hinter ſich und ſchoß eben an Cedrus vorbei.

Digitized by Google

„Bravo!! Bravo!!“

„Das verfluchte Beaſt!!“ fauchte der Herr mit dem Programm.

Hunter endete anderthalb Längen vor Cedrus und dieſer zwei Längen vor Les Alduldes.

Bernard und Henriette gingen hinter die Tribünen zu den Kaſſen.

Die Buchmacher boten auf Hunter ſchon hundertfünfzig für zehn.

In dieſem Augenblick fuhr der Präſident der Republik im offenen Landauer vor. Hinterher die Wagen der offiziellen Begleitung.

Henriette wollte die Quote von Hunter erwarten. Sie übertraf das Angebot der Buchmacher noch um hundert Francs.

Dies alles ſchien Henriette zu beſtimmen, nicht von Lutteur abzuweichen. Sie hatte das Fieber nach dem Gewinn in ſich, nicht das Fieber nach Geld. So wollte ſie bei ihrer Wahl bleiben.

Erſt gingen ſie noch zu den Paddocks, wo eben zur großen Steeplechaſe geſattelt wurde.

Die vierzehn Konkurrenten waren faſt alle in gutem Stande. Doch gab man Cheſhire Cat, die zehn Kilogramm weniger trug als Blageur, die größere Chance. Zudem hatte ſie in Nizza die Möglichkeit einer glänzenden Kondition bewieſen. Aber auch Lutteur zeigte ſich vorzüglich disponiert.

In Bernard ſtiegen leiſe Zweifel auf, ob er nicht doch unrecht hätte. Henriette wollte ſogar ſehen, daß Blageur matte Augen hätte und unter irgendeiner Verſtimmung litte.

Digitized by Google

„Wer reitet Lutteur?“ fragte er.

„Buttler,“ ſagte ſie. Er kannte den Jockey nur wenig.

„Gehen Sie ... gehen Sie ... Es werden viel Leute an den Schaltern ſein. Nehmen Sie die fünfzig Louis auf Sieg ...“

„Wollen Sie nicht die Hälfte auf Platz wetten? ... Es iſt doch ſicherer ...“ Henriette aber war ſo ungeduldig, als ob jede Minute Verſpätung ſie um ihre außerordentliche Kalkulation bringen könnte.

So ging er eilig hinüber.

Eben gingen die Nummern der Pferde hoch.

Eine fiebrige Menge drängte und ſchob ſich vor den Schaltern. Bernard wandte ſich zu einer Kaſſe mit Fünfzigfranctickets. Lange mußte er ſtehen, bis er herankommen konnte. Aus der Entfernung ſah er, wie an dieſem Schalter allein auf Blageur ſchon ſechs- und auf Cheſhire Cat viertauſend Nummern abgezogen waren. Der Stall Veil-Picard war weitaus Favorit. Lutteur ſtand kaum auf tauſend.

Da wettete noch vor ihm eine kleine elegante Dame zehn Louis für Lutteur auf Platz.

Bernard faßte, während ihm der Billetteur ſeine zwanzig roten Scheine für Henriette ſtempelte, den Gedanken, es der Kleinen gleich zu tun. So wettete er zweihundert Francs auf Platz und ſchob die Billetts in eine Innentaſche. Er wollte Henriette zunächſt nichts davon ſagen.

Schon war er wieder auf dem Wege zu den Boxen, als ihn der Teufel ritt. Trotzdem er ſich ganz klar und ſicher ſagte, daß Cheſhire Cat oder doch beſtimmt ihr Stall gewinnen würde, trieb ihn

Digitized by Google

gerade der Reiz des Ungewiſſen, Unberechenbaren wieder zurück.

Die mögliche hohe Quote von Lutteur beunruhigte ihn doch.

So ſtürzte er an eine Kaſſe, wo eben wenig Menſchen waren und wettete noch zehn Louis auf Sieg.

Da der Billetteur nur Zehnfranctickets ausgab, erhielt er nochmals ein ganzes Büſchel davon.

Als er zurückkam, ſah er, daß er das Défilé verſäumt hatte. Die Jockeys ritten eben zum Start.

Henriette barg ihre zwanzig Scheine wie etwas Koſtbares und ſagte nervös: „He was the most admired in the parade . . .“ Sie ſprach immer nur von Lutteur. „He is in superb condition . . .“

„Wir wollen es hoffen . . .“ ſagte Bernard.

Sie ſtiegen auf das Dach der Tribüne.

Oben war ſchon ein unruhiges, atemloſes Drängen. Die Spannung aller dieſer Menſchen, die oft bis zu den äußerſten Grenzen ihrer Mittel gewettet hatten, wuchs von Augenblick zu Augenblick.

Henriette ſtand auf einem niederen Strohſeſſel und ſtützte ihre linke Hand auf Bernards Schulter.

Dieſe Berührung tat ihm unendlich wohl. Eine Weile vergaß er ſich über dieſem Glück und hörte gleichſam nur von ferne, wie die Pferde unten vorbeigaloppierten und in die Achterkurve einbogen. Er ſah hinüber nach der Pelouſe, wo ſich das Volk zu Hunderttauſenden ſtaute und wie ein ſchwarzer Strom, in dem viele weiße Flecke ſchwammen, hin und her floß.

Darüber hinweg irrte ſein Blick zu dem grünen Saum

Digitized by Google

des Waldes, darüber die Spitze des Eifelturmes wie in einem weißen Dampfe stand.

Da tönte die Startglocke. Eine Weile wurde es ruhig. Schon näherte sich das Getrappel.

„Lutteur ist mit Nivoletta an der Spitze ...“ Henriette nahm ihre Hand fort und starrte aufgereckt hinunter.

„Das ist verrückt bei sechstausend Meter Distanz ...“ wollte Bernard sagen, als die Pferde eben beim großen Sprung vor den Tribünen waren. Lutteur sprang gut ... da ging ein Schrei durch die Menge ... Nivoletta hatte sich überschlagen, der Jockey war vorn über den Hals geflogen.

In diesem Moment sprangen die beiden Pferde aus dem Stall Veil-Picard hart nebeneinander; eine Sekunde schienen sie, wunderschön gestreckt, mit weitauslangenden Vorderbeinen über dem zweiten Wassergraben zu schweben, — dann ging die Galoppade weiter.

„Wenn Buttler Lutteur nicht einmal auf den ersten tausend Metern halten kann, dann wünsche ich ihm, daß er sich die Nase einschlägt, — er ruiniert das Tier schon in der Hälfte des Rennens ...“ sagte jetzt Bernard. Er fühlte, wie er sich selbst erregte.

„Ja, der Mensch ist ganz unklug ...“ sagte Henriette.

Die Pferde gingen jetzt über den Erdwall am Walde. Blageur und Cheshire Cat waren mit Moonstruck und Saint-Potin vorgerückt. Hinterher kam das übrige Feld, dicht geschart.

„Wo ist Lutteur?“ fragte Henriette ängstlich.

„Ich sehe ihn nicht ...“

Digitized by Google

Jetzt nahm das Feld die Hürden und Gräben der äußeren Bahn und kam zur Steinmauer ...

Weißer Staub stieg auf.

„Jemand ist gestürzt ..." schrie eine Stimme.

„Nein ..." entgegnete ein Herr kurz und klar.

„Teuton ist gestürzt," wiederholte der erste ... „Primat ist auch nicht mehr im Rennen ..."

In großem Bogen kamen die Reiter herüber, Moonstruck, Blageur, Saint-Potin an der Spitze.

Schon näherten sie sich wieder den Tribünen.

Moonstruck gewann einen geringen Vorsprung und nahm das große Hindernis zuerst. Ihm folgten Blageur und Saint-Potin ...

„Da ist Lutteur, das tapfere Tier ..." Henriette faßte Bernard am Arm und zerrte ihn, als wäre sie verwirrt.

Lutteur sprang eben in gleicher Linie mit Hypnos ... Cheshire Cat flog neben ihnen mit langgedehntem Körper über die Hecke und das Wasser und hatte durch diesen Sprung die anderen beiden eingeholt.

Jetzt kam Tempo in das Rennen.

Als sie den Erdwall zum zweitenmal hinter sich hatten und in die „Acht" einbogen, dröhnte die Piste unter dem rasenden Getrappel.

Beim Wassergraben führten Wickham und Blageur vor Cheshire Cat und Hypnos.

Jetzt sausten sie in die zweite Hälfte der „Acht".

„Lutteur wird nicht einmal placiert werden ..." raunte Bernard und gab seine zwanzig Louis verloren.

Da fühlte er wieder Henriettes Hand auf der Schulter,

Digitized by Google

die ſich in der Aufregung konvulſiviſch öffnete und wieder ballte.

„Buttler hat ihn ſchlecht geführt ... Es iſt ein Wahnſinn, ein Pferd ſo zu führen ... ein Wahnſinn ...“ Wie ein leiſes Geſtöhne kamen die Worte aus ihrem Munde.

„Moonstruck is beaten at the ‚eight‘ ...“ kreiſchte ein dicker Amerikaner und ſtampfte vor Freude.

„Blageur and Cheshire Cat are in front ...“ tönte es vorn.

Schon war das Feld in die letzte Runde eingebogen. Hypnos ſchien jetzt an dritter Stelle zu liegen.

Da ſchrie plötzlich Henriette: „Here he is ... here he is ...“

Lutteur kam in wilden Sätzen geſchoſſen und hatte ſchon den dritten Platz. Aber Blageur und Cheſhire Cat hielten ſtand. Sie ſprangen zuſammen im Bullfiniſh.

Blageur endete drei Längen vor ſeinem Stallgenoſſen. Cheſhire Cat ließ anderthalb Längen zwiſchen ſich und Lutteur ...

Henriette war entgeiſtert und traurig.

Das Dach der Tribüne leerte ſich.

Während ſie nun faſt allein an die Brüſtung traten, ſagte Bernard: „Hätten wir nur ein Körnchen Verſtand gehabt, ſo hätten wir auf die beiden Favorits gewettet ...“

Henriette ſah ihn an: „Ja, haſt du auch geſpielt? ...“

„Zwanzig Louis ...“ ſagte er und lachte.

Das ſchien ſie zu tröſten ... „Aber ich habe zehn auf Platz ...“ fügte er hinzu.

Digitized by Google

„Dann wirſt du nichts verlieren ... Lutteur zahlt ſo viel auf Platz, daß du die verlorenen zehn Louis wieder einbringſt ..."

„Warum wollteſt du alles auf Sieg ſetzen?"

„Weil es mir Spaß machte ..." Henriette hatte die Verſtimmung überwunden und war wieder ganz fröhlich.

Auf der offiziellen Tribüne nebenan ſahen ſie den Präſidenten der Republik, klein und kugelrund vor den Miniſtern ſtehen. Daneben fremde Uniformen und Offiziere der Geſandtſchaften.

„Mich intereſſiert jetzt nichts mehr ..." ſagte Henriette, „gehen wir zu den Boxen ..."

„Ich werde noch die Quote abwarten ..." Bernard empfand einen leiſen Triumph.

Als ſie unten noch auf und ab ſchritten, gewahrten ſie am Fuß der Tribüne Madame de Ch. und den Baron, die beide mit dem ihm befreundeten Miniſter ſprachen.

Sie wandten ſich zu den Kaſſen.

Nach ein paar Minuten wurden die Quoten ausgehängt. Lutteur zahlte achtunddreißig Francs Platz für zehn.

Als Bernard ſeine Tickets eingelöſt hatte, ſagte er: „Ich habe nur zwanzig Franks verſpielt."

Henriette antwortete: „Freu dich ... Du biſt ein Kind ..."

Blageur kam eben zur Wage. Der Beſitzer und Parfrement wurden vom Präſidenten der Republik beglückwünſcht. Parfrement ſtand in ſeiner weißſeidenen Jacke neben Thibault, und beide wiſchten ſich die Schweißſträhnen von der Stirne.

Digitized by Google

Die Menge verlief ſich wieder.

Bernard ſah mit Henriette noch zu, wie die Pferde von ein paar Negern und Stallburſchen ſorgfältig abgetrocknet, maſſiert und ohne Ende im Kreiſe herumgeführt wurden.

Schließlich verlud man ſie zu je zweien in die langen Wagen.

Die beiden gingen zum Raſen zurück. Der Starter gab eben das Zeichen zu einer Militär-Steeplechaſe, die von zwölf Offizieren geritten wurde.

Zwei ſtürzten am Erdwall.

Henriette wollte jetzt zum Pré Catelan fahren, damit ſie zeitig dort wären und Platz bekämen.

Da ſah Bernard, als er ſich zum letztenmal umwandte, d'Aureville ſeitwärts auf der Eſtrade ſtehen, — ganz außen und faſt allein, als ſei er ihnen ein paar Schritte nachgegangen.

Bernard winkte ihm und grüßte, aber der andere bewegte ſich nicht.

Er ſtand wie ein Betrunkener, der nichts mehr wahrnimmt.

Henriette, die ſchon voraus war, drehte ſich um, ſah d'Aureville aber nicht und machte Bernard ein Zeichen mit dem Schirm.

Da folgte er ihr ganz betäubt.

Als er ſich wieder umſah, ſprach d'Aureville mit einer Dame.

Sie fuhren mit dem Auto hinüber.

Der Pavillon war noch faſt leer, und Henriette ſetzte ſich an ein offenes Fenſter. Auf die Veranda brannte die Sonne.

Digitized by Google

Sie tranken Tee und träumten beide in den heißen, in der Hitze dunstigen Sommertag hinaus. Die Blätter der Sträucher wölbten sich in einem leisen Wind, und aus dem Park drang die dumpfe, monotone Musik der Grillen, das ziehende Summen großer Fliegen und Hummeln, wie eine Melodie, die abbrach und wieder anhob, mit einer unendlichen Geduld und Beharrlichkeit.

Bernard dachte an d'Aureville. In seiner Haltung hatte ebensoviel Verzweiflung als Erstarrung gelegen. Es war ihm klar, daß jener Henriette noch mit maßloser Leidenschaft liebte.

Wie etwas grausam Ermattendes fiel dies Bewußtsein auf ihn.

„Bist du traurig? . . ." fragte Henriette, die sich über den Tisch neigte.

„Nein . . ." sagte er . . . „Aber ich fühle oft mehr die Schmerzen als das Glück unserer Liebe . . . wenn ja auch beides dasselbe ist . . ."

„O du mein scharmanter Philosoph . . . Du sprichst schwermütig wie ein kleiner Dichter . . ." lachte sie.

„Nein, mein Liebling . . ." wehrte Bernard ab . . . „vielleicht scharmant und klein . . . aber kein Dichter und kein Philosophe . . ."

„Du bist bescheiden . . ." warf sie ein.

„Wer in der Liebe nur etwas erfahren ist, wird demütig. Und Demut ist in diesem einzigen Falle Weisheit . . ."

„Liebling . . ." sagte sie . . . „wir wollen glücklich sein . . ."

Jetzt fuhren draußen schon die Wagen vor. Der Zauber des Mittags mit all seinem feinen leisen

Digitized by Google

Tönen war vorbei. Vor dem Knarren der Wagen und dem Sauſen der Motore hielt er ſeinen Atem an.

Sofort waren der Raum und die Terraſſen mit einer ſchwatzenden und nervöſen Menge gefüllt.

Bernard dachte an den kommenden Abend wie an etwas unſäglich ſpannungsvoll Süßes. Er ſchaute nach Henriette, die gleichfalls in ſtiller Träumerei daſaß.

Sein Blick irrte auf die Veranda hinaus. Er ſah draußen Bernetti ſich in eine Niſche ſetzen.

Da kam d'Aureville in einem einfachen Sapin vorgefahren.

Bernards Blick begegnete ſich unwillkürlich mit dem ſeinen. Er nickte, kam lachend heran und fragte, ob er ſich an den Tiſch ſetzen dürfte.

„Aber ja . . .“ ſagte Henriette ruhig und ſchaute auf. Ihr Geſicht hatte einen blaſſen Emailton angenommen. Bernard wußte nicht, ob es Verwirrung oder der Widerſchein der weißen Innenkrempe ihres Hutes war.

D'Aureville ſaß erſt ſtill. Dann hob er den Kopf und ſah Henriette an, indes ſich ihre Züge langſam verſteinerten.

Ohne ſich um Bernard zu kümmern, begann er jetzt, als ob er den Verſtand verloren hätte, leiſe mit ihr zu reden. Schamlos und müde zugleich. Wie jemand, der die geheimſten Sehnſüchte ihres Körpers kannte.

Henriette hielt ihr Geſicht geſenkt und nahm alles hin. Sie wies nichts zurück, ſie verteidigte ſich nicht. Sie ſchwieg.

Bernard hatte ſeine Hände auf dem Tiſch liegen. Er mußte ſie zurückziehen.

Er hatte nur die Idee, dem andern mit dem geſteiftem

Digitized by Google

Handrücken ins Genick zu schlagen, daß dessen Kopf hintenüber klappen müßte.

Das Blut stand ihm in den Augen. Entsetzliche Schmerzen fuhren ihm, wie bei einer schweren Neuralgie, durch die Schläfen.

Er hielt sich am Tisch und hörte zu Ende.

Dann stand er auf, gab dem Kellner Geld und ging.

Draußen warf er sich in ein Mietautomobil und sagte dem Chauffeur die Adresse.

Später war ihm, als ob er auf den Boden des Wagens rutschte. Beim Etoilebogen kam ein Polizist heran. Der zog ihn mit dem Chauffeur wieder auf den Sitz hinauf.

So kam er nach Hause.

Digitized by Google

Vierzehntes Kapitel

Als Bernard nach einer qualvollen Nacht den Morgen ſah, fühlte er ſich ernſtlich krank. Die Neuralgie klopfte in ſeinen Schläfen wie ein leiſes marterndes Uhrwerk. Das ganze Geſicht ſchmerzte ihn, und die Körperhaut war von einer peinvollen Senſibilität.

Er glaubte zu fiebern.

Kaum vermochte er zu denken. Henriette ſtand nur wie ein vages, von peinvollen Verwirrungen geſtörtes Bild vor ihm. Als ob ſeine Seele das neue Element nicht aufnehmen, nicht in ſich zur Ruhe bringen könnte, ſo ſträubte ſie ſich in einem unſäglichen Widerſtand.

Wie das ſchmerzte . . .!

Aber hatte er nicht alles ſchon gewußt? Schließlich war die Erkenntnis für ihn doch kein Überfall, und nur die Form, in der ihm die Gewißheit gegeben wurde, war eine große Taktloſigkeit von d'Aureville.

Aber war jener denn bei Sinnen geweſen? Und wußte Bernard, wieviel d'Aureville vielleicht ſchon gelitten hatte? . . .

Es tat ihm entſetzlich weh, an all das Häßliche und Demütigende zu denken. Und doch fühlte er ſich im tiefſten noch mit jeder Faſer an Henriette gebunden.

Für Momente ſtieg langſam eine lähmende Angſt in

Digitized by Google

ihm auf, daß, wenn auch nicht seine äußere Existenz, so doch seine ganze Seelenkraft an ihr scheitern könnte.

Als das Mädchen den Tee brachte, ließ er den Concierge heraufkommen und verlangte nach einem Arzt.

Nach einer Stunde kam ein alter Herr. Er stellte seinen Stock mit dem silbernen Knopf behutsam in die Ecke des Schlafzimmers und näherte sich dem Bett.

„Doktor Vallot . . ." stellte er sich vor.

Er hatte ein rundes Gesicht, weißen Bart und weiße Haare und trug ein Binocle, das ihm sehr weit vorn auf der Nase saß. Während aber die Haare seines Bartes von schöner gepflegter Weiße waren, hatten die um den Mund eine gelbliche, fast braune Verfärbung, was seinem Gesicht etwas Unappetitliches gab.

Er fühlte Bernard den Puls, steckte ihm den Fiebermesser in die Achselhöhle und wartete dann, ohne ein Wort zu reden.

Als er leichtes Fieber konstatiert hatte, massierte und drückte er Bernard den Bauch und die Eingeweide und kam schließlich zu dem Resultat, daß sein Patient an einer Magenverstimmung litte, woher auch das Kopfweh resultiere.

Bernard hatte ihm gut versichern, daß es sich eher um eine neuralgische Erkrankung handle, die durch seelische Einflüsse hervorgerufen sei.

Doktor Vallot blieb bei seiner Annahme und verordnete zunächst einmal einen Aderlaß und eine Purgation, und zwar in der Reihenfolge, daß die Purgation zuerst angewendet werden sollte und dann, wenn sich das Fieber noch nicht hebe, der Aderlaß.

Diese Anordnungen traf der alte Herr in großer Ruhe.

Digitized by Google

Bernard betrachtete ihn dabei so ängstlich, als ob jener aus einer völlig andern Welt stammte, und schaute ihm neugierig zu, als er aus einer schwarzen, vom Gebrauch abgeschabten Brieftasche ein weißes Blatt zog und um Tinte und Feder bat, um das Rezept zu schreiben.

Er versprach, am Abend wieder zu kommen.

Bernard sollte, da er noch nichts gegessen hatte und es noch früh am Tage war, sofort die Purgation einnehmen. Die Flasche würde zwei Gläser enthalten. Das erste vermöchte er ohne Zweifel zu trinken, während er das zweite wahrscheinlich erbrechen werde.

Darauf entfernte sich der alte Herr.

Während das Mädchen nach der Apotheke ging, war es Bernard höchst seltsam zumut. Er hatte in seiner Knabenzeit in einem alten Medizinbuch seiner sehr bejahrten Tante Euphrosine vom Aderlaß als einer medizinischen Maßregel gelesen. Aber dieses Buch war gewiß sechzig Jahre alt. Zeit seines jungen Lebens aber hatte er dieses Wort kaum mehr vernommen, oder doch nur in Verbindung mit historischen Traktaten. Und nun sollte diese kuriose Operation an ihm selbst ausgeübt werden?

Es wurde ihm bange. Ob er nicht einen Pfuscher oder einen Charlatan konsultiert hätte?

Aber die Beschäftigung mit diesem neuen Problem lenkte Bernard von allen andern aufreizenden Reflexionen ab, was eine große Wohltat für seine Nerven bedeutete.

Als endlich das Mädchen mit der Mixtur erschienen war und Bernard das zweite Glas der bitteren, dicken,

Digitized by Google

braunen Flüſſigkeit zu ſich genommen hatte, geſchah ihm, was der Doktor prophezeit hatte.

Den Reſt des Tages verbrachte er ruhig.

Trotz ſeiner fiebrigen Niedergeſchlagenheit hörte er nun ganz neue Stimmen der Stadt. Da waren die vielen kleinen Handwerker und Händler, die durch verſchiedene Inſtrumente ihre Gegenwart anzeigten. Das Mädchen erklärte ihm das Trompetenſignal des Stuhlflickers, die Glocke des Scherenſchleifers und den ſchwebenden Ton der Zungenpfeife des Porzellanreparateurs.

Gegen Mittag kamen die Fiſchweiber, darauf der Blumenhändler: „Embaumez-vous! Fleurissez-vous!“

Bernard empfand die Laute dieſer Menſchen, die ſie mit merkwürdig veränderten Stimmen ausſtießen, wie einen Fund und einen neuen Reiz von Paris. Er hatte bisher das Konzert dieſer kleinen Leute im Gewühl der Straße kaum wahrgenommen. Jetzt aber, da er ſtill lag und für ſo vieles Zeit hatte, was ihm ſonſt abſeits lag, bildete ſich in ſeinem Ohr eine Neugier für alle dieſe Zwiſchentöne und Geräuſche, die ſonſt in den Dominanten untergegangen waren.

Gegen Abend, nachdem Bernard den Spätnachmittag mit heißem Geſichte geſchlafen hatte, kam wieder der Arzt.

Als ihm der alte Herr auf den Magen drückte, fühlte er jetzt wirklich einen dumpfen, unbeſtimmten Schmerz, und er war ſich nicht recht klar, ob die Erkrankung nicht doch die Folge einer leichten Infektion wäre.

Der Alte verordnete für den folgenden Morgen eine Purgation mit einem Tee, erklärte aber mit ernſter

Digitized by Google

Miene, wenn sich dann keine Besserung zeigte, müsse er doch zum Aderlaß schreiten.

Und nun begann für Bernard eine lange Nacht, die ihm wieder den ganzen Jammer um Henriette vor das Gesicht stellte. Gegen Morgen schlief er ein, und er erwachte erst, als der Doktor kam.

Auch nach der zweiten Purgation linderten sich die Schmerzen in den Schläfen nicht. Das Fieber war jetzt sogar in den Frühstunden ziemlich akut, so daß Doktor Vallot den Aderlaß für den Abend in Aussicht stellte.

Am Nachmittag setzte Bernard ein Telegramm an Lucienne auf. Er sei krank; sie möchte ihn besuchen. Da er die Adresse an der rue Blanche nicht genau kannte, adressierte er es nach der rue Colette, auf die Gefahr hin, daß sie ein paar Tage nicht dorthin kommen könnte.

Gegen fünf Uhr erschien der Doktor, maß die Temperatur und zog ein Etui mit Instrumenten und Bandagen aus dem Rock.

Dabei fragte ihn Bernard, während jener dem Mädchen befahl, warmes Wasser zu bringen, um die Haut vor der Operation zu desinfizieren: „Sind Sie der Doktor Vallot, der Ludwig XIV. in seinen Jugendkrankheiten behandelt hat?"

Das graue Haupt des Doktors, der eben etwas Sublimat aufzulösen bestrebt war, wandte sich langsam und blickte eine Sekunde unbeweglich in der Richtung des Bettes, während das Binokel ein wenig zitterte.

„Wie meinen Sie das? . . ."

Bernard wiederholte seine Frage.

Da verzog sich das runde Gesicht zu einer Fratze und

Digitized by Google

lächelte wie über einen Witz: „Sie sind ein Schalk.“ Die Stimme des Arztes kicherte leise.

Da Bernard nichts darauf erwiderte, drehte der andere den Kopf doch ganz herum, sah überrascht in seines Patienten ernste Augen und sagte: „Ich weiß nichts, als daß der große König mit den Zähnen zur Welt kam und seine Amme blutig biß . . . Daß ich ihn aber behandelt haben sollte, — wie kommen Sie darauf? . . .“

Sein Blick blieb lauernd an Bernard haften.

„Ich habe eben die bestimmte Vorstellung, daß es doch so sei . . .“ fuhr dieser fort.

„Wenn Sie bei dieser Vorstellung blieben, wäre dies allerdings für Sie sehr gefährlich . . .“ Der Doktor hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, vielleicht, weil er das Mädchen mit dem warmen Wasser erwartete, vielleicht, weil ihn die Unterhaltung doch interessierte.

„Sie meinten dann . . . mir ein Attest für das Irrenasyl ausstellen zu müssen? . . .“ fragte Bernard, ohne seine Miene zu ändern.

Der Doktor machte nur mit der rechten Hand eine Bewegung, als wollte er ein solches Ansinnen durchaus ablehnen.

„Täuschen Sie mich nicht . . . Es wäre dennoch so . . .“ beharrte sein Patient.

Der Doktor betrachtete ihn nun aufmerksam und fragte: „Haben Sie öfters an nervösen Störungen gelitten, oder sind solche Zustände in Ihrer Familie häufig? . . .“

„Darüber kann ich Ihnen leider wenig Aufklärung

Digitized by Google

geben, da ich selten Gelegenheit habe, meine Familie zu beobachten . . ."

Der Doktor, der diese Aussage auch wieder suspekt fand, sann vor sich hin.

Da sagte Bernard: „Ich will Ihnen den Grund meiner Annahme erklären. Der Doktor Vallot, Leibarzt des jungen Königs, hat ihm eine infectio gonorrhoica durch einen Aderlaß zu heilen versucht. Mir scheint nun, daß der wirkliche Sitz meiner Krankheit ebenso weit von der Stelle, die Sie behandeln, entfernt ist wie bei dem großen König, was mich, da die Namen außerdem identisch sind, auf die Vermutung brachte, ich befände mich in denselben ärztlichen Händen . . ."

Die Augen des Arztes waren jetzt in ihrem Staunen groß und starr.

Da aber Bernard auch jetzt seine Taktik noch nicht änderte, sagte er schließlich: „Wenn ich von der Annahme absehen will, Ihr Bewußtsein sei gestört, bleibt mir keine andere Möglichkeit, als zu glauben, daß Sie so wohl mit mir als auch mit dem heutigen Stand der französischen Medizin einen unerhörten Spott treiben."

„Das sei ferne von mir . . ." beteuerte der andere . . . „Wenn sich mir auch allem Anscheine nach die Behandlungsformen seit der Zeit des Sonnenkönigs nicht wesentlich geändert zu haben scheinen . . ."

„Das beweist nichts anderes, als daß eben gewisse Grundbestandteile unserer medizinischen Methoden von Anfang an vortrefflich und die richtigen waren. Falls Sie aber zu mir als Arzt nicht das nötige Vertrauen haben, möchte ich Sie bitten, mich zu entschuldigen

Digitized by Google

und ſich an einen anderen Vertreter meines Standes zu wenden . . ."

„Mein Vertrauen iſt gewiß nicht gering . . . nur möchte ich Sie doch bitten, von der Applikation dieſes Aderlaſſes abzuſehen . . ."

„Dann kann ich allerdings die Verantwortung für Ihre Behandlung nicht weiter übernehmen . . ." Der Doktor ſteckte ruhig die Inſtrumente wieder zuſammen.

„Es würde mir leid tun, wenn ich Sie irgendwie verletzt hätte . . ." wendete Bernard zaghaft ein.

„Durchaus nicht . . ." ſagte der Doktor und ſchaute ihn bekümmert an und mit dem Ausdruck, als ob er glaubte, daß der Patient vielleicht doch in das Bereich des Nervenarztes gehöre.

Darauf verabſchiedete er ſich freundlich und ohne Groll.

Als er fort war, kam das Mädchen und ſtellte das heiße Waſſer auf den Tiſch.

Bernard ſchickte es weg und verbrachte den Reſt des Tages in verhältnismäßiger Ruhe. Er war faſt glücklich, etwas krank zu ſein und auf dieſe Art eine Beſchäftigung mit ſich ſelbſt zu haben, die ihn über die ſchlimmſten Überlegungen ſanft hinwegtrug.

So empfand er auch ſeine körperliche Schwächung wie eine Wohltat; denn bei ſeiner normalen Vitalität wäre ihm die Kataſtrophe mit Henriette zu einem ganz jammervollen Leiden geworden. Er dachte lange über dieſe wunderbare Fügung der Natur nach, die uns eine Krankheit wie ein Opiat gibt, das die Kraft unſerer Sinne umdunkelt und ſo der Seele über ſchmerzenreiche Abgründe hinweghilft.

Digitized by Google

Wenn er jetzt stundenlang in der Stille lag, versuchte er ruhig und ohne Groll eine Erklärung für alles zu finden. Er wollte nicht nur von sich aus, sondern auch von ihrem Leben aus das Vergangene betrachten und sich fragen, ob es vielleicht nicht doch einen ganz klugen Sinn hätte.

Merkwürdigerweise hielt er auch jetzt noch an der Vorstellung fest, d'Aureville wäre gekommen, das Glück seiner Leidenschaft zu vernichten . . . Er fand immer noch nicht die ganz selbstverständliche Idee, daß er dem andern ja zuerst das gleiche angetan hatte.

Gegen Abend aber fühlte er, wie sich seine Gedanken wieder umschleierten, wie sein Gehirn in gleichmäßige Nebel getaucht wurde. Ganz deutlich hatte er das Gefühl, wie ihn wieder das Fieber umfing.

Da verlangte er nach einem anderen Arzt.

Erst spät in der Nacht erschien ein junger Herr. Er untersuchte ihn, konstatierte eine nervöse Überreizung und ordnete gegen das Fieber kalte Wickel an.

Während Bernard die Geschichte vom Aderlaß erzählte, hüllte ihn der Doktor in eine dicke Hülle nasser Tücher und befahl ihm, so bis zum Morgen zu liegen.

Dann erklärte er ihm, daß die sectio veniae neuerdings in der Tat bei Fieber auch von jungen Ärzten wieder angewendet würde, und versicherte, daß Bernard seinen Streich einem der würdigsten Ärzte des Viertels gespielt hätte.

Am nächsten Tag war das Fieber weg. Der Doktor verordnete Bettruhe für die ganze Woche, da sich die Neuralgie in regelmäßigen Abständen wieder einstellte.

Als Bernard am Nachmittag, in eine Träumerei ver-

Digitized by Google

ſunken, in das Grün vor den Fenſtern ſtarrte und ſich von den milden Schleiern ſeiner Schwermut umfangen ließ, kam ein Rohrpoſtbrief von Lucienne: ſie ſei nur durch Zufall in die Wohnung gekommen und hätte vom Concierge das Telegramm empfangen. Sie würde ihn gegen Abend beſuchen.

Dieſe Nachricht rief wieder alle Gefühle für Henriette in ihm wach.

Er konnte ſich nur ſchwer vorſtellen, daß es nicht Henriette ſein ſollte, die er nun erwartete. Der Gedanke an all das Schöne und Heiße ihrer Natur trieb peinigende Wellen durch ſeine Bruſt, bis ihn der Kopf ſchmerzte.

Nein, er war noch nicht ſtark genug zum Leben, und er würde ſich jetzt vor ihr faſt geſchämt haben in dieſer peinvollen Niederlage ſeiner Nerven.

Wie zu einem Troſte kehrten ſeine Gedanken zu Lucienne zurück, die ihm in ihrer tiefen Milde gewiß wohl tun würde. Und dies wäre es ja, was er brauchte, — beſchloß er ſeine Überlegung und ſchlief für eine Weile ein.

Als er erwachte, ſaß Lucienne ſchon am Fenſter.

Sie waren beide leicht verlegen, als ſie auf ihn zukam und ſagte: „Sie Ärmſter ... was für eine Kataſtrophe!“

Sie ließ ſich nun alles erzählen, erfuhr aber nur, daß er ſich mit einem gekühlten Getränk am Sonntag verdorben hätte und nun ein altes Magenleiden wieder ausgebrochen ſei.

„Ärmſter . . .“ ſagte Lucienne wieder . . . „Sie haben Augen, als ob Sie Sorgen hätten . . .“

Digitized by Google

„Sorgen?“ ...

„Ja, Ihr Geſicht kommt mir ſo klein vor und wie bekümmert ...“

„Das mag wohl ſein ...“

Sie hatte ſich zu ihm ans Bett geſetzt, und ihre Blicke glitten ruhig im Zimmer hin und her.

„Wiſſen Sie auch, daß d'Aureville einmal dieſe Wohnung hatte? ...“ fragte ſie nach einer Weile.

„Ja ...“ ſagte er, „ich erfuhr es durch einen Zufall ... Es kam ein Mädchen, um ihn zu beſuchen ...“ Bernard ſchaute vor ſich hin auf die Bettdecke. Es hatte ihm wohl getan, dies zu ſagen.

Wie er aber Lucienne ins Geſicht ſah, bedauerte er es doch: „Verzeihen Sie, ich wollte Ihnen nicht weh tun ...“

Nachdem ſie eine Weile geſchwiegen hatte, hob ſie plötzlich den Kopf: „Ich hatte ihn geſtern ſeit vier Wochen zum erſtenmal geſehen. Nur von weitem. Er ſaß mit der Seymour im Wagen und fuhr ins Bois ...“

„Kennen Sie die Dame?“ fragte Bernard, während er ſich verfärbte.

„Dieſe Kanaille iſt mein Unglück ... und auch das ſeinige ...“ antwortete Lucienne ſo ruhig und ergeben, als wäre ſie ſich über dieſe Tatſache ſchon unendlich lange im klaren.

„Seit wann kennt er ſie denn?“ fragte er nun und verſuchte aufzuſehen.

„Ich weiß nicht ... beſtimmt ſeit dem vorigen Jahr ... die Seymour iſt die Geliebte des Fürſten S., der jeden Frühling mit ſeiner Familie in London verbringt. Während dieſer Zeit iſt ſie hier ...“

Digitized by Google

Bernard atmete ein paarmal langſam und tief. Er war in ſeinem Herzen nicht erſtaunt, und faſt ſchien es ihm, als ob dies alles ſo ſein müßte.

Als Lucienne ſchon wieder von anderen Dingen geſprochen hatte, fragte er endlich: „Glauben Sie, daß die Seymour ihren Fürſten liebt? . . .“

„Ich weiß es nicht,“ lächelte Lucienne etwas erſtaunt . . . „Er ſoll ein feiner älterer Herr ſein . . .“

Bernard dachte an jene Photographie.

Er lag unbeweglich. Die wenigen Minuten hatten ihn wieder todmüde gemacht. Jetzt beſaß er die Gewißheit, daß er Henriette bald verlieren müſſe. Faſt wollte er dem Schickſal für die Erfahrung der letzten Tage dankbar ſein. Es wäre gewiß alles noch ſchmerzlicher geworden ohne dieſe qualvollen Zwiſchenſtufen, wenn er unvermittelt und ohne jede Vorbereitung in der großen Luſt ſeiner Seele dieſe Zukunft erkannt hätte.

Indes Lucienne am Fenſter ſtand und auf die Straße hinunterſah, irrten Wünſche und naive Reflexionen durch ſeinen Kopf. Er wünſchte unendlich reich zu ſein, um Henriettes raffinierteſte Launen befriedigen zu können. Auch er hätte ihr ein Landſchloß auf der Isle of Wight oder an der Côte d'Azur bieten wollen. Deutlich ſah er ſie wieder neben dem eleganten Ariſtokraten auf dem Dogcart ſitzen, während ſich hinten die Allee dehnte.

Er ſann nach über das Glück der Reichen in der Liebe und über die Käuflichkeit der Frau und konnte nach langer Überlegung Henriette kaum einen Vorwurf machen, wenn er bedachte, daß die Töchter der bourgeoiſen Familien, wenn auch in legitimer Weiſe, ſo

Digitized by Google

doch ausſchließlich um des Komforts willen, ihren Körper hingaben.

Zu dem allem trat jetzt die Angſt, Henriette könnte vielleicht verreiſen oder abgerufen werden, bevor er geſund wäre. Dieſe Idee ſchmerzte ihn unſäglich ... Er ſuchte krampfhaft nach einer Form, in der er ſich ihr wieder nähern könnte, ohne völlig ſeinen Stolz zu brechen. Er fand keine ... eine kranke Troſtloſigkeit ergriff ihn. Er war eine Beute dieſer Leidenſchaft, die ihn wochenlang zur heiterſten, frivolſten Seligkeit erhöht hatte, um ihn dann in einen Strom der jammervollſten Schmerzen zu ſtürzen.

Lucienne war wieder näher gekommen und hob an, von Muſik zu ſprechen. Wie Kinder wünſchten ſie ſich beide das Stück, das ſie am beſten beruhigen könnte.

Sie ſchwärmte lange von Puccini. Er ſprach von Mozart als von etwas Lichtem und Holdem.

„Und was wollen Sie jetzt hören?"

Er ſann: „Vielleicht die Sonate in A-dur mit dem Thema im Sechsachteltakt ..."

Lucienne hatte das Stück in der Erinnerung, und ſie ſprachen von jener Variation, da die linke Hand die Melodie nimmt, die wie etwas Himmliſches über den Tiefen ſchwebt ...

Als ob ein Hauch von dem Geiſt dieſer Muſik auf ſie überflöſſe, bewegte ſie beide eine ſchöne harmoniſche Stimmung.

Lucienne aß ſpäter mit ihm in ſeinem Schlafzimmer. Dann ging ſie.

Digitized by Google

Sie kam nun jeden Tag zu ihm wie etwas Gütiges und Mildes. Trotzdem es ihr schmerzlich war, liebte sie es, mit ihm über d'Aureville zu reden, und er selbst flocht wie in einem unruhevollen Liebesegoismus ein paar leise Fragen oder Bemerkungen über Henriette ein, so daß sie beide unmerklich ihrer Sehnsucht nachgingen.

Einmal aber, als sie in der Dämmerung des Abends vor ihm saß und die Schwüle des Sommers in einer lauen Klarheit das Zimmer füllte, hatte er unvermerkt eine bezaubernde Vision. Ob ihn nun das Zwielicht oder der Wunsch seines Herzens berückte: er sah plötzlich, wie Luciennes Gesicht schmäler wurde, wie ihr Mund sich verwandelte . . . nur für Augenblicke vermochte er in ihr Henriettes Züge zu erkennen.

Mit einem jähen Erschrecken packte ihn dieses Bild. Aus dem Halbdunkel starrte er sie sekundenlang an und hielt sich regungslos, als ob er auch sie dadurch zwingen könnte, sich nicht zu rühren.

Da begann sie zu sprechen, und die Erscheinung war erloschen.

Noch lange in der Nacht quälte ihn diese Verwandlung. Er erinnerte sich jetzt auch, daß ihm Lucienne schon an jenem ersten Abend in der rue Colette Henriette ähnlich erschienen war; dann aber war die Vorstellung vor der Verschiedenheit der Charaktere wieder verblichen.

In großer Spannung verbrachte er den folgenden Tag. Mit gierigem Verlangen wollte seine Erwartung sich

Digitized by Google

an die neue bizarre Möglichkeit einer Verbindung mit Henriette klammern.

Lucienne hatte an dieſem Abend nur wenig Zeit und wollte außerdem ihren Hut aufbehalten.

Da bat er ſie mit aller Innigkeit, doch länger zu bleiben und ihren Hut abzulegen. Er hatte dabei ſo viel Wärme und ein ſo leidenſchaftsvolles Drängen in ſeiner Stimme, daß ſie erſtaunt aufhorchte.

Auch an dieſem Tag ſtellte ſich die Viſion wieder ein, und noch tiefer und ſchöner als beim erſten Mal.

Je mehr ſein Herz und Gefühl dazu taten, um ſo größer und überzeugender wurde die Transformation.

Ihm ſchwindelte bei dem Gedanken, daß er es ſchließlich vermöchte, je nach Neigung und Sehnſucht und Beleuchtung Lucienne zu dieſer zweiten Perſon ſeines Verlangens zu geſtalten.

Mit zärtlicher Neugier erwartete er ſie jeden Tag.

Allmählich überwand er auch die Scheu davor, die Viſion von irgendeinem Zufall abhängen zu laſſen. Er bat Lucienne ſogar, dieſe oder jene ihm bei Henriette vertraute Haltung anzunehmen, er gab ihr Stellungen wie einer Schauſpielerin, bis wieder ein noch höherer Grad des Zuſammenhangs mit ſeinem Idol erreicht war, und er machte dabei die Erfahrung, wie unendlich tief das Auge bei großer Liebe einzig nach dem Wunſche und Drange des Herzens zu ſehen vermag.

Auf Lucienne ſelbſt machten dieſe Experimente einen völlig anderen Eindruck; doch war ihr der in einer anderen Weiſe angenehm. Wenn ſie anfangs ſein drolliges Begehren, ſie ſolle in der Dämmerung in beſonderen Poſen ſitzen, als eine Phantaſterei betrachtet

Digitized by Google

hatte, die sie ihm lächelnd zugestand, wollte sie darin nachher ein diskretes Verständnis und Interesse für den bildhaften Eindruck ihrer Person erkennen, was ja für jede Frau ein Entzücken bedeutet. Dazu trat noch etwas anderes: Lucienne hatte während langer Zeit in d'Aureville für ihre Kleidung und alle anderen Äußerungen ihres Wesens einen kritischen und zugleich genießenden Freund gehabt, den sie, wenn sie selbst auch ihres Geschmackes und Willens sicher war, doch als etwas Wohltuendes empfand. Nun, da jener ihr fehlte, war ihr, als ob sie sich für niemanden anzöge, als ob sie ihre Bücher für niemanden läse und auch für keinen Menschen musizierte. Sie hatte sich zu lange daran gewöhnt, gemeinsam mit einem anderen zu genießen, als daß sie sich jetzt nicht unvollständig und unglücklich hätte vorkommen müssen.

Bernard aber begann nun die Lücke, die die Freundschaft und der fürsorgliche Verkehr des anderen gelassen hatte, unwillkürlich auszufüllen, und so wurde von Stunde zu Stunde auch für Lucienne seine Gegenwart zu einem Bedürfnis.

Bernard dachte in diesen Tagen auch viel an seine Mutter, von der er immer noch keine Nachricht hatte. Eines Nachts sprach er mit Lucienne darüber, und sie zeigte eine große Anteilnahme. Sie fühlte sich glücklich, weil sie so die Aufheiterung und den Trost, den er ihr gab, vergelten konnte. Und das war es vielleicht, was die beiden einander noch viel näher brachte.

So verging die Woche.

Seine Bangigkeit und sein Verlangen nach Henriette wurden immer brennender.

Digitized by Google

In der Samstagnacht saßen sie sich wieder gegenüber. Die Laternen von der Straße warfen weißes Licht an die Fenster. Lucienne hatte sich vorgeneigt und sann in sich hinein. Bernard stellte sich müde, um sie in ihrer Stellung nicht zu stören ...

Seine Nerven erbebten in einer unerträglichen Qual. Für Momente sah er deutlich Henriette in ihr. Mit unsäglich sehnsüchtigen Schmerzen starrte er nach ihrem Gesicht.

Er mußte an sich halten, um nicht nach ihrer Hand zu greifen, sie nicht an sich zu ziehen ... Zugleich sah er den Augenblick kommen, wo er sich nicht mehr beherrschen könnte ...

Wenn er dann aber zurücksank und wieder Klarheit hatte und sich die wahre, leibliche Henriette vorstellen wollte, vermochte er es nicht mehr. Es hatte sich in seiner Seele ein neues Bild geformt, das aus Lucienne und Henriette seltsam gemischt war und ihm bald als eine Erhöhung der einen, bald als eine Verinnerlichung der andern erschien.

Und an diesem Bilde arbeitete seine Phantasie stetig und ruhelos.

Der anbrechende Sonntag brachte durch die Erinnerung neue Qual. Den ganzen Morgen kämpfte er mit Gesichten, die ihn an den Tag in Auteuil gemahnten. Zuletzt ließ er sich vom Mädchen bei dem Kiosk vor der Taverne du Panthéon den „Paris-Sport" holen und studierte einläßlich die Nennungen für das heutige Derby in Longchamp.

Gegen Mittag stand er auf. Schwankenden Schrittes ging er durch die Wohnung. Er hatte einen Entschluß

Digitized by Google

gefaßt. Um jeden Preis wollte er hinaus. Er mußte das Rennen sehen.

Unter diesem unverrückbaren Wunsche fühlte er sich merkbar gestärkt. Langsam, und oftmals in seiner Müdigkeit innehaltend, zog er sich an.

Gegen zwei holte ihm das Mädchen ein Automobil.

Als er in den warmen, klaren Mittag hinaustrat, überfiel ihn eine Schwäche, daß er kaum einsteigen konnte. Die Luft, die Sonne, — alles tat seinen Augen weh.

Auf der Fahrt aber erholte er sich nach und nach.

Am Boulevard St. Germain atmete er beklommen bei dem Gedanken, vielleicht Henriettes Automobil zu begegnen.

Der Platz vor ihrem Hause war leer.

Drückend schwamm die Hitze über den Champs-Elysées, und im Bois war es nicht weniger heiß.

Je näher aber Bernard dem Rennplatze kam, um so stiller wurde sein Blut. Im Pesage durchschritt er ruhig die Menge und ihr Geflirr von Prunk und Raffinement. Er war ganz apathisch gegen alles, was ihn im Verein mit Henriette noch eine Woche vorher berauscht hatte.

Mit verschleiertem Blick sah er die Pferde beim zweiten Rennen zum Start gehen.

Er suchte einen kleinen Sessel und setzte sich auf die Estrade. Er war matt und müde.

An Henriette dachte er in diesem Augenblick kaum. Er war zufrieden, hier einigermaßen geborgen zu sein, während rings die Menschen aufstanden und mit ihren Gläsern aufgeregt auf die Piste starrten und auf das Feld, das enggeschlossen herankam.

Bernard interessierte sich für dies alles sehr wenig.

Digitized by Google

Das heiſer anſchwellende Geſchrei der Umgebung traf wie von ferne ſein Ohr. Er horchte auf das Getrappel der Hufe, das wieder verklang, während drüben auf der Pelouſe das Volk wie eine ſchwarze tintige Maſſe hin und her floß.

Während das Feld zum Finiſh einbog, gewahrte er Madame de Ch., die mit dem Baron unten auf dem Raſen ſtand.

Da ging er hinunter, ſie zu begrüßen.

„Waren Sie krank? . . .“ fragte ſie.

„Ja . . .“ ſagte er und erzählte. Es wurde ihm dabei peinlich ſchwach zumute. Seine Augen irrten müde an ihrem weißen Atlaskleid nieder, über dem ſie ſchwarze Chantillyſpitzen trug.

Da ſagte der Baron: „Sie ſollten die Stadt verlaſſen und aufs Land gehen, Sie haben ja eine ſchöne Heimat . . .“

Das wolle er auch tun, antwortete Bernard.

„Wir fahren übermorgen nach Paramé . . .“ warf die Baronin dazwiſchen . . . „Beſuchen Sie uns doch . . .“

„Danke . . .“ ſagte er . . .“ ich will es gerne tun . . .“ Er ſprach wie ohne Beſinnung und ganz automatiſch. In dieſem Augenblick ſchaute er auf und ſah Henriette mit d'Aureville auf der Tribüne.

Sie ſtanden beide auf Stühlen und ſchauten herunter. Sie waren nicht weit von dem Platz, auf dem er vorhin geſeſſen hatte.

Er fühlte deutlich, wie ihm das Blut heiß ins Geſicht ſtieg. Der Raſen ſchimmerte vor ſeinen Augen ganz blau. Daneben tanzten die ſchwarzen Spitzenornamente auf dem Kleid.

Digitized by Google

Er hatte jetzt nur das Gefühl, er müsse sich flüchten.

„Ich bin müde ... ich werde wieder nach Hause fahren ..." sagte er einfach und verabschiedete sich.

Langsam schritt er durch das Gewühl hinaus.

Eben kamen die Pferde für den „Grand Prix" zur Parade ... Draußen hatte er Mühe, den Chauffeur zu finden.

Als er wieder auf dem Polster des Wagens saß, war ihm, als ob ihn eine große Welle aus Mühseligkeit und Gefahr von dannen trüge.

Erst zu Hause hatte er wieder das Bewußtsein von der Trostlosigkeit seiner Situation. Von Augenblick zu Augenblick größer werdend befiel ihn eine tiefe Niedergeschlagenheit. Die eigenen Räume, der Park ... alles war ihm unerträglich. Zuletzt wurde er derart hilflos, daß er wie ein Entgeisterter ein paar Stunden lang auf dem Bett lag.

Dann schlief er, bis Lucienne kam.

Er erzählte nichts von Longchamp. Sie las ihm, wie sie es schon öfter getan, aus „Manon Lescaut" vor. Ihre Stimme klang sanft und einschläfernd wie ein mildes Narkotikum.

Später aßen sie im Wohnzimmer am Fenster.

Allmählich brach die Dämmerung herein.

Bernard litt jetzt im Gedanken an Henriette furchtbare Qualen. Seine ganze seit Tagen gepeinigte Sinnlichkeit wehrte sich in einer schmerzvollen Eifersucht. Seine Phantasie irrte um d'Aureville und Henriette, begleitete sie durch alle Dämmerungen und Heimlichkeiten und endete bei wüsten und furchtbaren Bildern.

Auch Lucienne wurde unruhig. Wie wenn der Strom

Digitized by Google

seiner Nervosität auf sie überginge, bekamen ihre Bewegungen etwas Unstätes und Erregtes.

Ob sie an ähnlichen Kämpfen und Vorstellungen litt? Ob ihre hungernde Sehnsucht wie die seinige nach einer Erlösung suchte?

Während sie jetzt im Halbdunkel ihm gegenüber saß und sich sein Auge instinktiv auf die Verwandlungsspielerei der vergangenen Tage einstellen wollte, überkam ihn plötzlich eine Angst.

Sein Herz klopfte in der Besorgnis, daß irgend etwas geschehen könnte, das nachher ganz irreparabel wäre.

Aber Lucienne sah sich im Zimmer um, blickte dann wieder auf Bernard und hatte zugleich etwas seltsam Gespanntes im Auge. Als ob ihre Pupillen in der Dämmerung einen grelleren Glanz bekämen, der sich nun in dieser dämmerigen Unbewachtheit hervorwagte und aus der Tiefe ihrer Seele tauchte.

„Ich will Ihnen sagen, daß ich früher oft in dieser Wohnung war ..." sagte sie endlich und versuchte zu lächeln.

„Da muß Ihnen wohl vieles wie eine Erinnerung an d'Aureville erscheinen? ..."

Sie antwortete nicht und saß zurückgelehnt in ihrem Stuhle.

In diesem Moment überfiel ihn die Idee, er selbst könnte ihr vielleicht in diesen Zuständen auch nur eine Spiegelung von d'Aureville sein. Er fand darin plötzlich ein Begegnen ihrer Kämpfe und Qualen und Verwirrungen. Zugleich fühlte er es wie eine Ermutigung.

Er ließ sich jetzt rückhaltlos gehen. Während er sie ansah, formte sich aus ihr mehr und mehr und unauf-

Digitized by Google

hörlich Henriettes Bild. Er wollte dieſe Erſcheinung ausgenießen bis zum letzten.

In einem qualvoll luziden Erwachen ſchaute er, wie ſie Henriettes Mund bekam, dieſe ſeltſam geſchweiften Lippen, die alle Wandlungen von der lächelnden Unſchuld bis zur verzückteſten Raſerei zu erleben verſtanden. Wie ein Sturm erfaßte ihn die Viſion.

Unvermittelt ſah er die Szene in Henriettes Ankleidezimmer vor ſich, als ſie damals im Lehnſtuhl ſaß und er ſich über ſie beugte.

Lucienne hob plötzlich den Kopf, als ob ſie auf eine Antwort oder irgend etwas warte.

Da ſtand er auf und machte eine Bewegung mit den Händen, als wollte er ihren Kopf faſſen. Inſtinktiv hielt er noch einmal inne, wie wenn ſie jetzt zum letztenmal Zeit haben ſolle, ihm zu entrinnen.

Lucienne aber war wieder in ihren Stuhl zurückgeſunken und hielt die Augen geſchloſſen.

Da ging er zu ihr hinüber und nahm ihr Geſicht in die Hände wie damals das von Henriette. Und nach jedem Kuſſe ſtarrte er nieder wie in jener magiſchen Nacht. Alle Zärtlichkeit und Gier, alles Verlangen und alle eingedämmte Leidenſchaft goß er wie einen heißen Strom über ihre Lippen.

Sie ließ alles mit ſich geſchehen. Ohne Kampf, als ob es ſchon längſt ſo beſtimmt ſei.

Dann entkleidete er ſie und trug ſie hinüber in die Dunkelheit.

Und während er in ihr den Leib der andern umarmte, hörte er, wie ihr Mund im Taumel der Atemloſigkeit d'Aurevilles Namen ſtammelte . . .

Digitized by Google

Später lagen ſie ſtill nebeneinander.

Bernard verſuchte ſich aufzurichten, konnte ſich aber kaum rühren. All die Müdigkeit der vergangenen Tage drückte ihn nieder.

Lange verharrte er in einem ſchläfrigen Dämmerzuſtand.

Als er ſich wieder aufrichtete, ſah er neben ſich Luciennes Geſicht im Dunkel.

Er ſuchte ihren Mund. Davon ſchien ſie zu erwachen.

Sanft ſchob ſie ihn von ſich weg.

„Hab mich lieb . . .“ flehte er, als ob ſie die andere wäre.

Sie antwortete nicht, aber aus ihren Bewegungen fühlte er, daß ſie weinte.

„Was iſt dir?“

„Es iſt alles ſo traurig . . .“ ſtöhnte ſie und ſchluchzte nun rückhaltlos.

Er war ſtill. Was ſollte er ihr ſagen.

Als ſie ſich ausgeweint hatte, griff ſie nach ſeiner Hand. Er begann leiſe auf ſie einzureden. Sie hörte ihm zu, und er ſelbſt fühlte ſich befreiter, da er ſo ſprach. Er horchte auf das Geflüſter ſeiner eigenen Stimme, und dies gab ihm Troſt und eine allmähliche Beſänftigung.

Draußen ging ein dumpfes Rollen durch die Nacht.

„Was iſt das?“ fragte ſie.

„Das Tramway nach dem Montrouge . . .“ antwortete er.

Es konnte alſo noch nicht zwölf ſein.

Digitized by Google

Fünfzehntes Kapitel

Henriette lag in ihrem Fauteuil im Ankleidezimmer und ſah nach der Kammerfrau, die Toilette um Toilette in große weiße Hüllen packte und dann ſorgſam in die Koffer legte.

Als wieder ſolch ein gelbes Gehäuſe gefüllt war, ſagte ſie: „Es iſt genug ... Sie können morgen weiter packen.“

Die Zofe ging hinaus.

Henriette wartete auf Bernard. Sie hatte ihm am Mittag ein Telegramm geſchickt, daß ſie am kommenden Tag verreiſe und ihn, wenn er ſie noch zu ſehen wünſche, zum Diner bitte.

Jetzt ſaß ſie in einer leichten Nervoſität und war erſtaunt, daß er noch nicht da war. Sie erwog kaum die Möglichkeit, daß er ſie im Stich laſſen könnte. So ſehr fühlte ſie ſich inſtinktiv ihres Einfluſſes ſicher.

Nach dem Auftritt im Pavillon du Pré Catelan hatte ſie ihn den ganzen folgenden Tag erwartet, als müßte er um jeden Preis kommen und eine Erklärung verlangen. Sie hatte die Gründe ihrer Verteidigung geordnet und in Reih und Glied geſtellt und ſich auf einen ſchweren Konflikt vorbereitet. Statt deſſen begab ſich nichts. Gar nichts.

Dieſe Kühle in der Haltung hätte ſie ſeiner leidenſchaftsvollen Natur nicht zugetraut.

Digitized by Google

Als sie sich jetzt alles Vergangene wieder vorstellte, beunruhigte sie sich doch.

Wenn er nun wirklich ausbliebe? Es würde ihr doch schmerzlich sein. Nicht allein, weil ihr Gefühl mit ihm verkettet war, sondern um des Eindruckes der Disharmonie willen, den er zuletzt von ihr empfangen hatte. Henriette besaß nicht wenig lebensschauspielerische Veranlagung. Ihre Eitelkeit verlangte es, harmonische, abgerundete Bilder zu hinterlassen. Aus diesem Grunde empfand sie, daß zwischen ihnen noch etwas auszugleichen sei. Darum, ganz abgesehen von einem leisen Verlangen ihres Herzens, hatte sie ihn gerufen.

Etwas, was ihr bei ihrer seit Jahren komplizierten Lebensführung selten geschehen war, kam dazu: sie fühlte, wie ihre ruhige, lächelnde Sicherheit schwand. Wenn sie sich jetzt den Moment vorstellte, da er zu ihr ins Zimmer treten würde, war sie nicht Herrin ihrer Geste.

Jetzt tönte die Korridorklingel.

Sie hörte, wie er hereinkam, wie das Mädchen ihm Hut und Stock abnahm und ihm sagte, sie befinde sich drüben im Ankleidezimmer beim Packen.

Die Abreise . . . ja . . . die würde ihm doch gewiß einen Ruck geben, dachte sie und stellte sich sein zuweilen leidenvolles, stilles Gesicht vor, als er an die Tür klopfte.

Aber er kam mit ruhiger, heiterer Miene auf sie zu und sagte: „Es ist schön, daß wir uns doch noch einmal sehen."

Wie er sich verwandelt hat . . . dachte Henriette.

Digitized by Google

Seine Haltung gab auch ihr wieder Kraft, und sie war ihm im Innersten recht dankbar dafür.

Sie erklärte ihm nun ausführlich, daß sie plötzlich nach London gerufen würde, von wo sie in ein englisches Seebad überzusiedeln die Absicht hätte.

Sie redete klar und bestimmt, wie jemand, der ein festes, unverrückbares Programm vor sich sieht.

Bernard lächelte leise.

Sie sah ihn erstaunt an.

„Mißverstehen Sie mich nicht ...“ bat er ... „mir war nur eben so seltsam zumut. Wenn wir noch vor zwei Wochen von einem Genusse sprachen, so lag doch etwas Gemeinsames darin; jetzt aber ...“ Er wollte weiter reden, unterbrach sich jedoch und fügte nur hinzu: „Wie die Zeit vergeht ...“

Diese wehmütige Offenheit machte Henriette sehr still.

Da er sie dadurch verwirrt zu haben glaubte, sagte er schnell: „Ich wollte Ihnen keinen Vorwurf machen ... gewiß nicht. Wir wollen auch nicht vom Vergangenen reden ... wir brauchen uns beide keine Explikationen zu geben ... Das Leben kann auch so sehr schön sein ... glaubst du nicht? ...“

„Du bist ein guter Mensch ...“ antwortete sie.

Bernard war es, als ob sie ihm noch nie in ihrer Seele so nahe gewesen sei. Jetzt hatte er Klarheit über alles, wonach sein eifersüchtiges Herz gedürstet hatte ... Und doch, waren diese Gewißheiten so wertvoll? ... Hatten sie nicht den ganzen heißen Traum der letzten Wochen zermürbt und zerstört? Hätte er nicht bis zum heutigen Tag beglückt genießen können,

Digitized by Google

wenn er ſich mit dem Wunderbaren der Gegenwart begnügt hätte?

Henriette ſprach jetzt wieder vom Einpacken und von der Reiſe. Es war, als ob ſie beide jedes Wort, das eine Andeutung auf ihren Konflikt enthalten könnte, ängſtlich vermieden.

Dann bat das Mädchen zum Eſſen.

Auch das Diner verlief ſchweigſam und doch nicht monoton. Sie ſchienen beide in ihre Gedanken und ihre Erregtheit eingeſponnen.

Da ſagte Bernard auf einmal: „Es iſt mir doch unendlich ſchwer, daß ich dich jetzt verlieren muß ...“ Er wollte ihr damit ſeine tiefſte Neigung und ſeine Dankbarkeit trotz allem beweiſen.

„Guter ... du ...“ antwortete ſie leiſe. Ihm ſchien ſie doch bewegt. Sie ſchaute abſeits, als wollte ſie ſeinem Blick nicht begegnen.

Als ſie wieder aufſah, ſagte ſie: „Ich hätte dir längſt alles eingeſtanden, wenn ich nicht gefürchtet hätte, dich zu quälen. Hatte ich nicht recht?“

„Ja ...“ antwortete er. Es tat ihm doch wohl, daß ſie nun davon ſprach.

„Als ich d'Aureville vor drei Jahren kennen lernte, war ich ſehr müd und traurig ... ſein Weſen hat mir damals wohl getan. Doch es war keine Liebe ... ebenſo wie das andere keine Liebe iſt ...“

Sie ſchwieg eine Weile.

Da fragte Bernard: „Du ſprichſt von dem Herrn auf dem Dogcart?“

„Ja ...“ ſagte ſie ... „ich kam vor drei Jahren zum erſtenmal zu Morel. Der Fürſt wollte mich bei ihm modellieren laſſen ...“

Digitized by Google

„Iſt er gut zu dir? . . .“ Bernards Stimme zitterte leiſe. Er ſah vor ſich auf den Tiſch.

„O ja . . .“ ſagte ſie . . . „er kennt mich ſeit meinem fünfzehnten Jahr. Er holte mich aus aller Dürftigkeit heraus und ließ mich erziehen. Später machten wir große Reiſen. Dann brachte er mich auf ein Gut bei Newport, wo ich den größten Teil des Jahres lebe . . .“

„Du biſt alſo doch glücklich? . . .“

„Glücklich? . . . Vielleicht . . . er iſt milde zu mir wie ein Vater. All ſeine ſenſible Rückſichtnahme und Delikateſſe tut mir wohl . . . Zuweilen aber ſehne ich mich wieder nach etwas Stürmiſchem und Wildem, und das iſt wohl mein Blut und meine Jugend, die nach ihrem Recht verlangt . . . dann gehe ich für Monate fort, und er hindert mich nicht daran . . .“

„Du biſt ihm dankbar? . . .“

„Ja . . . ja . . . gewiß . . . ſehr dankbar . . . niemand meint es ſo gut mit mir . . .“

Bernard ſann melancholiſch in ſich hinein. Lindernd und erlöſend waren ihre Worte, trotz allem Schmerz.

„Er war in der vorletzten Woche hier . . .“ fügte Henriette noch hinzu.

Nun träumten ſie wieder beide.

Später gingen ſie hinüber. Henriette hatte noch ein paar Bücher einzupacken. Auf einem Toilettetiſch im Schlafzimmer lagen eine Anzahl Rollen aus gelblichem Papier, die ſie in Futterale zu legen ſich anſchickte.

Bernard nahm zufällig eine in die Hand und rollte ſie auf. Da waren nackte Geſtalten in den furchtbarſten und verworfenſten Umarmungen gezeichnet. Die

Digitized by Google

Kontur war mit blasser Tusche gezogen und die Fleischfarbe mit einem schwachen Ton aquarelliert.

Während er hinstarrte und die Bilder vor seinen Augen zitterten, sagte Henriette: „Es ist eine der kostbarsten chinesischen Sammlungen. Ich habe sie im vorigen Jahr bei einem Händler in der Bond Street gekauft . . ."

Er drehte sich um. Henriettes Augen waren verschleiert und voller Verlangen.

Nie hatten sie sich mit diesem gierigen Bewußtsein umarmt. Aller Jammer der Trennung und alle durch die langen Tage aufgetürmte Leidenschaft floß da in ihnen zusammen, wie in einem verzehrenden Drange zweier Flammen.

In trostloser Glückseligkeit verließ er sie erst spät in der Nacht. Er sollte sie am kommenden Abend an der Gare St. Lazare zum letztenmal sehen.

Den Rest der Nacht und den kommenden Tag fand er keine Ruhe. In einem grauen Dämmerzustand verbrachte er die Zeit. Es war ihm, als ob er in ihr sich selbst verlöre. So empfand es sein jugendliches Herz. Denn er konnte sich trotz allen Widerständen keine größere Verwandtschaft der Körper und der Seelen denken.

Erst gegen Abend wich dieser grelle Schmerz einer wehmutvoll süßen Traurigkeit.

Als ob die Nerven sich mit dem härtesten dieses Schicksals abgefunden hätten, schwangen sie zeitweise in einer müden Melancholie.

Digitized by Google

Gegen ſieben Uhr ſollte der Expreß nach Dieppe abgehen. Schon eine halbe Stunde vorher ſchritt Bernard in der rauchgeſchwärzten Bahnhofshalle auf und ab und wartete. Es drängte ſich rings viel Volk, — Reiſende nach den Bädern der Normandie. Menſchen mit Fiſchnetzen und Angelruten und rieſigen Koffern kamen angefahren.

Endlich ſah er Henriettes Kammerfrau mit Billetts und Scheinen an den Schaltern umherirren. Er ging auf ſie zu.

„Mademoiſelle iſt ſchon am Zug . . .“ ſagte ſie.

Als er die Perronſperre durchſchritt und ſich nochmals umdrehte, ſah er ſie ganz in der Ferne noch mit d'Aureville ſprechen. Der küßte ihr die Hände und geſtikulierte.

Nach ein paar Minuten kam ſie auf Bernard zu.

Sie ſah müde und niedergeſchlagen aus.

Er ſtieg mit ihr in den Zug und legte ihr die Decken und Kiſſen auf ihrem Fauteuil zurecht.

In ihrer Aufregung waren ſie beide verlegen.

Dann ſtand er draußen. Sie lehnte im Fenſter, verſuchte zu lächeln und ſagte leiſe: »Will you kiss me, my dear?«

Er ſtarrte zu ihr hinauf: »In my heart is autumn . . .«

Er wollte die Arme heben und ſie umklammern, als ſie nochmals ihre Handſchuhe auszog, ſeine Rechte nahm und ſie mit beiden weichen Händen umſchloß wie etwas Köſtliches und Geliebtes.

Digitized by Google

»Darling . . .« ſagte ſie . . . »my darling . . .«

Dann ſetzte ſich der Zug in Bewegung.

Wie ein Verwundeter ſchleppte er ſich hinaus.

D'Aureville ſchritt noch immer in der Halle auf und ab und kam auf ihn zu.

„Iſt das nicht entſetzlich? . . .“ fragte er, als wollte er ſeine eigene Verlaſſenheit mit der des anderen tröſten. Er war ganz verſtört und völlig hilflos und hatte ein erhitztes Geſicht.

Bernard vermochte nicht zu antworten.

„Ich werde morgen mit Lucienne nach der Normandie gehen . . .“ ſagte der andere, als ſie auf dem Platz vor dem Bahnhof ſtanden . . . „ich ertrage Paris jetzt nicht mehr . . .“

„Ich weiß noch nicht, was ich anfange . . .“ antwortete Bernard.

So verabſchiedeten ſie ſich.

Ja, er müßte auch etwas tun, dachte er, während ihn der Wagen in das Gewirr des warmen Abends hineintrug. Sein ganzer Körper ſchmerzte ihn. Er hatte ſo viel Weh in ſich zu begraben, daß er dafür noch kaum ein Mittel fand. In all dem Geſchrei der Straßen hörte er gleich etwas Unvergeßlichem eine leiſe, lächelnde und bittende Stimme an ſeinem Ohr: »Darling . . . my darling . . .«

In der folgenden Nacht fuhr er nach der Bretagne.

Digitized by Google

Sechzehntes Kapitel

In morgendlichem weißem Glaſte lag das Meer wie eine unendliche Fläche aus graublauer, gerippter Seide da. Darin tauchten die Felſen mit den Fortifikationen von St. Malo auf, braune, verwitterte Koloſſe, indes ſich der Sandſaum der Küſte von der Bucht bei Paramé hinüberzog bis zum weiten glatten Spiegel der Rance, wo jenſeits die Dächer und Terraſſen von Dinard in einem weißen Sonnenfeuer aufleuchteten.

Bernard lag auf der Graskuppe vor dem Hotel, von wo es ſteil zum Badeſtrand niederging. Da kamen unten erſt die kleinen Kabinen, in bunter Reihe aufgeſtellt, dann die vielen Sonnenſchirme, unter denen die Familien im warmen Schatten lagerten, und weiter hinaus der blonde, reine Sand, der jetzt bei der Ebbe wie ein breites glänzendes Band dem Waſſerſpiegel vorlag.

Eine ſtille träge Stimmung lag in der Luft. Es war noch kaum Zeit zum Bade. Die halbnackte Herde der Kinder trieb ſich weit drüben bei den Felſen mit ihren Gouvernanten herum, die Damen ſaßen in ihren weißen Waſchkleidern vor den Kabinen, die Romanfortſetzung aus dem „Petit Pariſien" in der Hand, und die Herren waren entweder noch nicht zur Promenade erſchienen, oder tauchten da und dort hinter den Grashügeln auf.

Digitized by Google

Fern am Horizont zog langsam, wie eine dunkle Linie, die sich stetig verlängerte, ein Contretorpilleur von Cherbourg auf seiner Reise nach Brest.

Von Zeit zu Zeit drehte sich Bernard um und starrte hinauf zu der äußersten der Villen, die neben dem Hotel und dem Meer vorgelagert auf der Anhöhe standen. Da war in der ersten Etage eine Holzveranda, die seinen Blick anzog. Aber die Vorhänge des einen Fensters wollten sich nicht heben, und die Türe auf den Balkon wollte sich nicht öffnen, trotzdem es doch schon an der Zeit war.

Nie hatte Bernard so sehr den Segen der Stille gefühlt wie jetzt, da er schon seit Wochen jeden Morgen auf dieser Böschung lag. Ihm war, als sei er heftigen und wilden Geräuschen entronnen und hier auf eine windstille Sandbank gespült, wo es sich von sanften und befriedigenden Dingen träumen ließ.

Wenn nicht sein Körper noch oft in einer schmerzvollen Hilflosigkeit nach Henriette verlangt und seine Phantasie nicht in einem hoffnungslosen Lustgefühl diese Bilder genährt hätte, wäre er fast auf dem Wege gewesen, wieder unbekümmert und glücklich zu werden.

So aber floß ihm in die heitere Klarheit der Landschaft stets die Unruhe des ungestillten Verlangens, und diese Melancholie schwang auch in seinem Tun und Handeln zuweilen wie ein gedämpfter Unterton mit ... Und doch wuchs in seinem Herzen schon stetig und tapfer die Kraft der Überwindung. Er war jung, und sein ganzes Wesen verlangte sich neu zu gestalten. Wenn er auch jetzt noch oft eine Sehnsucht nach Henriette empfand, die sich bis zu einer brennenden Schmerzhaftigkeit steigern

Digitized by Google

konnte, gab es für ihn ebenso Augenblicke, wo er aufatmete, daß all das Furchtbare und Erregende hinter ihm lag. Manchmal kam es ihm dann vor, als ob er jeden Zauber jener Leidenschaft durchgefühlt, jede Höhe der Qualen und jede Tiefe der Lust so durchmessen hätte, daß weder er Henriette, noch sie ihm weiter etwas neues hätte geben können.

Das waren etwa die Reflexionen, die er machte, um seine Nerven zu besänftigen, bis all dies Klare und Verständige und scheinbar Beweisbare ihm widerlich erschien, wie etwas Gemeines, das ihn um die Wohltat und die Schönheit und den Schmerz seiner Erinnerung betrügen wollte.

Als er sich jetzt wieder umdrehte, sah er Madame de Ch. in einem roten Morgenkleid auf dem Balkon stehen. Wie ein schmaler, farbiger Streifen hob sich ihre Gestalt von dem braunen Holzwerk des Hauses ab.

Fast zugleich erschien Margot mit ihrer Erzieherin.

Die beiden kamen näher, und die Kleine setzte sich neben Bernard ins Gras.

„Ich darf heute wieder schwimmen," sagte sie ... „Mama hat es mir erlaubt ..."

Sie gaben nun alle ein Zeichen nach der Villa, von wo die Baronin mit einem weißen Taschentuch winkte.

„Ja, wir wollen heute wieder schwimmen ..." antwortete Bernard. Er dachte an den Moment, wo er diesen jungen Mädchenkörper wie einen zappelnden Fisch in seinen Händen halten würde, und der Augenblick erschien ihm seltsam fröhlich und komisch.

Margot begann nun aus einem blauen Leinwand-

Digitized by Google

bändchen ganz unmögliche Formen zu konjugieren: „Que je chantasse, que ta chantasses . . .“

Bernard hörte dem Geſchnatter eine Weile zu und fragte dann die Gouvernante: „Haben Sie ſchon mal jemand ſagen hören: ‚Que vous payassiez . . .‘“

„Nein,“ lächelte Mademoiſelle Eugénie, „aber man muß doch etwas tun . . .“

„Da haben Sie recht . . .“ antwortete er und drehte ſein Geſicht wieder der See zu.

Unten gingen jetzt die erſten Leute ins Waſſer. Da war die Familie des Fabrikanten aus Lyon, vier dicke Mädchen im Alter von elf bis ſechzehn Jahren. Die Jüngſte hatte ſchon mächtig breite Hüften, und die Älteſte erſchien mit ihrer pompöſen Büſte und ihren übermäßigen Gliedmaßen wie eine Figur aus der nordiſchen Heldenſage. Die Mutter, die ihre Formen nicht mehr einem Badeanzug anvertrauen wollte, ſtand am Strande, indes die vier Nymphen ihre fetten, geſunden Körper im Waſſer wälzten.

„Papa kommt ſpät zum Bade . . .“ begann Margot und ſchaute ungeduldig nach der Villa hinüber, wo der Balkon jetzt leer war . . . „er ſchläft immer ſo lange . . .“ ſetzte ſie hinzu.

„Er iſt eben ein großer Menſch und braucht darum langen Schlaf . . .“ dozierte Bernard.

Mademoiſelle Eugénie lachte laut über dieſe Theorie.

„Und du biſt ein kleiner Menſch und brauchſt darum weniger Schlaf . . .“ fuhr Bernard fort und lachte nun auch.

„Wie lange ſchlafen Sie denn?...“ fragte jetzt Margot.

„Das brauche ich dir gar nicht zu ſagen . . . neu-

Digitized by Google

gieriges Baby . . ." erwiderte Bernard und betrachtete träg und gedankenlos die Fußknöchel der Gouvernante.

Die Kleine ſchnatterte wieder: „Que nous chantassions, que vous chantassiez . . ."

Auf dem Strand tollte ein fröhliches und ausgelaſſenes Leben. Vom Hotel und den Villen ſtiegen die Leute zu den Kabinen nieder, und es war bald da unten auf dem warmen Sande ein Geflacker von roten und bunten Sonnenſchirmen, von weißen Bademänteln und farbigen Maillots, in welche Buntheit ſich das Gekreiſch der Menſchen und der Giſcht des Waſſers miſchten.

Jetzt ſtieß Margot einen Schrei aus und lief nach der Villa.

Dort erſchienen Baron Fernand de Ch. in weißem Flanell und die Baronin in einer weiß und blauen Morgentoilette. Hinterher ſchritt die Kammerfrau der Baronin.

Es war jeden Morgen ſo, daß der Baron, Bernard und Margot zuſammen badeten, während die Baronin mit der Gouvernante und der Kammerfrau am Ufer ſtand und zuſchaute.

Die Baronin nahm nie kalte Bäder.

Bernard ſtand auf und ging ihnen entgegen.

Der Baron, der ſchon am Vormittag unter der Hitze litt und zudem vom Abend her, den er regelmäßig in den Kaſinos von Paramé und St. Malo verbrachte, noch etwas indisponiert war, hielt den „Gil Blas" in der Hand und meldete, daß das Miniſterium geſtürzt und ſein Freund, der Miniſter des öffentlichen Unterrichtes, wahrſcheinlich nicht in der neuen Kombination ſei. Die Kriſis war ganz unerwartet entſtanden durch eine

Digitized by Google

Interpellation über das Verhalten des Miniſteriums gegen die katholiſchen Kongregationen nach der Trennung von Kirche und Staat.

Die ſozialiſtiſch-radikale Partei hatte das radikale Miniſterium zu mild gefunden.

Während der Baron noch weiter darüber ſprach, haftete Bernards Blick geſpannt an dem der Baronin. Auf ſie ſchien aber weder die Politik noch das Schickſal des ihrem Gemahl naheſtehenden Miniſters beſonderen Eindruck zu machen. Sie ſah lächelnd in die Sonne. Margot drängte zum Bade.

Sie gingen nun alle zum Strande, wo ihre drei Badehütten etwas ſeitwärts nach den Felſen hin aufgeſtellt waren. In der einen verſchwand der Baron, in der zweiten Margot mit der Gouvernante und in der dritten Bernard, während Madame de Ch. mit ihrer Kammerfrau auf und ab ging und den Sonnenſchirm über der Schulter hängen hatte.

Als Bernard in den Badeanzug ſchlüpfte und ſich das Peignoir umhing, hörte er Margot ſchon draußen jauchzen, und dann kam das kleine Weſen in einem blauen Maillot auf den dünnen Gazellenbeinen, um mit den Fäuſten gegen die Kabine zu hämmern.

Jetzt hatten ſie aber erſt noch den Baron zu erwarten. Endlich öffnete er ſeine Türe, und ſie ſchritten nun alle drei zum Waſſer. — Die Kammerfrau hatte die Bademäntel zu halten, indes die drei hineingingen — Bernard und die Kleine wild und ſchnell, der Baron langſam und bedächtig, wie das ſeiner Haltung zukam.

Und nun begann das von Margot alltäglich ſo ſehnlich erwartete Theater, daß ſie erſt wie eine Krabbe

Digitized by Google

herumkroch, bis die Herren ſich an den Händen hielten und ſie ſich darauf legte und dann mit Armen und Füßen um ſich ſchlug und ſo zu ſchwimmen meinte. Mit einem ſchönen Eifer ſpritzte ſie beiden den Giſcht ins Geſicht, bis der Baron Fernand pruſtete und faſt den Atem verlor.

Dann applaudierte die Baronin mit der Kammerfrau und der Gouvernante am Strande, und die Szene war zu Ende.

Nach dem Bade ging Bernard ſtets ins Hotel zum Eſſen, war aber zuweilen abends in die Villa geladen.

Dieſes Hotel, das über Paramé auf der Anhöhe ſtand und ſeinen eigenen Badeſtrand hatte, war für bretoniſche Verhältniſſe ziemlich komfortabel und hauptſächlich von der begüterten Bourgeoiſie bevölkert. Da war die Familie des Großkaufmanns aus Lyon mit den dicken Töchtern, die jeden Abend im Salon das Walzerlied aus „Hoffmanns Erzählungen“ ſangen, dann ein junger, verheirateter Maler, der ſtets mit ſeinem Aquarellierkaſten draußen bei den Felſen ſaß und ſich überdies in ſeinem klugen, pariſer Egoismus von ſeiner Frau und ſeiner Schwiegermutter pflegen und hätſcheln ließ. Aufſehen erregte die Frau eines Börſenmaklers aus Paris, die ehedem Schauſpielerin geweſen war und rotblondes Haar trug. Madame de Ch. nannte ſie in boshafter Erinnerung an die einſt ſo berühmte Kokotte „Casque d'or“. Dann war da auch ein unmäßig umfangreicher Herr von relativ jungen Jahren, der lange in den Kolonien gelebt hatte und ſich ſeiner Freundſchaft mit dem Marineminiſter rühmte, der in der kommenden Woche nach Paramé zur Villegiatur an-

Digitized by Google

kommen sollte. Dazu traten eine Anzahl junger Herren mit Damen, die besonderes Interesse erweckten, da man nicht wußte, ob sie verheiratet wären oder nicht.

Bernard saß an demselben Tischchen mit einer alten Dame aus Passy, die eine entfernte Bekannte von der Baronin war und die sich besonders für solche Fragen interessierte. Denn sie hielt streng darauf, eine ledige Dame, die offenkundig die Geliebte eines jungen Herrn war, zu ignorieren, während sie einer verheirateten Frau eben dieselbe Freiheit vollkommen zugestand. Da nun aber diese jungen Personen an den Nebentischen durchaus charmante Manieren hatten, mit zärtlicher Verliebtheit aneinander hingen und das Wort: „mein Gemahl" und „mein Gatte" bald da, bald dort aufschwirrte, war die gute alte Madame P. in einer rührenden Verlegenheit. Einerseits besaß sie zuviel Delikatesse, um irgendeinem Menschen ein Unrecht oder nur eine üble Absicht zuzutrauen, anderseits hielt sie mit unwandelbarer Strenge an ihrem Sittenkodex. Ihr Mann war Adjunkt des Souschefs einer Unterabteilung des Kriegsministeriums gewesen, und zwar bei der Materialverwaltung. So hatte er Zeit seines Amtes oft Inspektionsreisen nach den verschiedensten Kasernen zu unternehmen, und Madame P., die ihrer Geburt nach adlig und eine Demoiselle de D. gewesen war, erzählte Bernard oft, daß ihr lange verstorbener Gemahl damals für das rote Bändchen der Ehrenlegion vorgeschlagen worden wäre, wenn nicht eine Lungenentzündung seinem Leben vorzeitig ein Ende gemacht hätte.

Digitized by Google

Unter ſolchen Geſprächen verbrachte Bernard die Mahlzeiten.

Heute nun kam Madame P. merkwürdig erregt an. Sie hatte auf ihrem Morgenſpaziergang in Paramé einen alten Herrn getroffen, der ihr bekannt erſchien und dann auch auf ſie zukam und ſich vorſtellte. Da zeigte es ſich, daß er genau vor neununddreißig Jahren mit ihrem Manne in demſelben Bureau gearbeitet und damals im dritten Jahr ihrer Ehe in der rue St. Dominique zuweilen bei ihnen gegeſſen hatte. Dann hatte er ſich aber verheiratet, war ſpäter nach Toulon verſetzt worden und lebte nun auch ſchon wieder ſeit zehn Jahren als Witwer in Paris.

„Wie die Zeit vergeht . . .“ ſagte Madame P. mit traurigem Nicken, als ihr Bernard den Fiſch hinüberreichte . . . „aber er iſt dekoriert . . . denken Sie, er iſt dekoriert . . .“

Madame de P. konnte es jetzt dem Schickſal noch nicht verzeihen, daß ihr Gemahl dies rote Bändchen der Ehrenlegion nicht mehr hatte abwarten dürfen . . .

Gegen Abend ſaß Bernard mit der Baronin unter dem großen blaugeſtreiften Strandſchirm vor den Kabinen und ſchaute aufs Meer, das vor einer Stunde noch draußen geweſen war und jetzt mit der Flut langſam hereinkam. Er ſah hinaus, wie die Wellen heranrauſchten, zuſammenbrachen, vorſchoſſen und wieder zurückglitten, ſich aber immer tiefer hineinfraßen und ihr ſchwarzes und feuchtes Feld zurückließen.

Die Baronin ſaß in ihrem Korbſtuhl und las. Margot

Digitized by Google

lag mit der Gouvernante auf der Anhöhe. Der Baron war ſchon nach St. Malo gefahren.

„Haben Sie keine Nachricht aus Paris? . . .“ fragte die Baronin, indem ſie von ihrem Buche aufſah.

„Nein . . .“ Bernard wußte, daß ſie ihn wegen Henriette necken wollte. Ihre Blicke begegneten ſich, und ihm war, als ob in ihre graublauen Augen plötzlich etwas Gelbes, gleichſam Goldenes käme. Er hatte dies noch nie bemerkt und ſprach nun davon.

Er äußerte ſolche Beobachtungen einfach und faſt naiv, ſo daß ſie kaum den Schein von Komplimenten hatten. Die Baronin nahm ſie mit einer gütigen leiſen Ironie hin.

Sie hatte, wenn ſie ſo ſchmal und elegant in ihrem hellen Mouſſelinkleide im Stuhle ſaß — über dem braunen Haar den großen Hut aus gelbem Stroh mit Roſen — etwas ſeltſam Jugendliches und Mädchenhaftes. Sie ſchien trotz ihrer dreißig Jahre ganz jung und glücklich; manchmal wollte es Bernard auch bedünken: faſt leidenſchaftslos. Nichts in ihrem Geſicht deutete auf Strenge oder ſchmerzliche Erfahrungen. Die Haltung ihres Gemahls, der ſie, augenſcheinlich um irgendwelcher diskreter Abenteuer willen, wenn auch in gütiger Form, vernachläſſigte, ſchien ſie kaum zu kränken. Wenigſtens zeigte nie der Klang eines Wortes oder die Nüance eines Blickes eine Spur von Bitterkeit.

Bernard erklärte ſich alles nur dadurch, daß ihr wohl die leidenſchaftliche Seite des Lebens bis jetzt ziemlich fern geſtanden hätte.

Da hob er den Kopf und fragte: „Dachten Sie nie, Sie könnten mir weh tun, wenn Sie mich mit Henriette Seymour necken?“

Digitized by Google

Sie gab ſich einen Ruck und ſagte erſtaunt: „Nein ... aber das möchte ich auch gewiß nicht ...“

Ihr Mund wurde bei dieſen Worten faſt hilflos. Als wollte ſie ſich entſchuldigen, fügte ſie dazu: „Ich dachte nur nie, daß die Männer Frauen von der Art wirklich ernſt nehmen ...“

„Kommt es denn bei einer Paſſion auf die Moral der Frau an? ...“

„Ich weiß nicht ... ich habe noch kaum mit jemandem dieſe Fragen beſprochen ...“ antwortete ſie. Bernard wußte nicht genau, ob das eine Neckerei oder eine ſanfte Zurückweiſung ſein ſollte.

„Hat es Sie nie intereſſiert?“ fragte er, um darüber zur Klarheit zu kommen.

„Ja ... gewiß ... aber wenn man die Seltſamkeiten der Leidenſchaft auch beſpricht ... ſo ganz nah ſieht man das Leben dabei doch nicht ...“

Bernard wußte nichts mehr darauf zu erwidern, als ſie nach einer Weile fragte: „Ja ... haben Sie ſie denn wirklich geliebt? ...“

Er ſaß jetzt, den Rücken an die Wand der Hütte gelehnt, und begann ihr zu erzählen, erſt mit Umſchweifen und Scheu, dann erregt und mit heißen, unmittelbaren Worten. Er malte all die Süße ſeiner Sehnſüchte und das ganze Martyrium ſeiner Liebe in den letzten Wochen vor ihrer Abreiſe. Er redete ſich wieder ſo ſehr in die Qual der Ereigniſſe hinein, daß er zuletzt erſchöpft und verwirrt abbrach.

Madame de Ch. hatte ihm mit Spannung und Neugier zugehört, als ob ihr dies alles an dieſem Menſchen neu und merkwürdig wäre.

Digitized by Google

Endlich ſagte ſie: „Es muß aber doch herrlich ſein, ſolches zu erleben, und eine Frau iſt zu beneiden, die ſo geliebt wird . . .“

„Aber . . . glauben Sie . . .“ fragte er . . . „daß dieſe Leidenſchaft ſich zu dieſen glückvollen Schmerzen entwickelt hätte, wenn ſie nicht von Anfang an von allem Trüben umdunkelt geweſen wäre?“

„Ich weiß nicht . . .“ antwortete ſie und ließ ihre Augen ſinnend auf ihm ruhen . . . „die Sache mit d'Aureville ahnte ich ſchon zwei Jahre . . .“

Margot kam mit Mademoiſelle Eugénie, um ſich zu verabſchieden, und beide wandten ſich dann nach dem Hauſe.

Da hob ſie nach einer Weile wieder an: „Es hat einmal ein ſehr feinfühliger Mann in ähnlicher Ekſtaſe zu mir geſprochen, das heißt, er hätte vielleicht mit derſelben Paſſion der Seele an mir gehangen, wie Sie an dieſer Dame, aber ich konnte ihn damals gar nicht verſtehen. Ich floh ihn und ſeine Leidenſchaft wie etwas Furchtbares und Beunruhigendes . . . ich brauchte es damals durchaus nicht zu meinem Glück . . .“

„Aber können Sie das jetzt verſtehen? . . .“ fragte Bernard plötzlich inſtinktiv.

Ihre Augen wurden erſt groß und weit, dann lächelte ſie und meinte: „Sie wollen mich verſuchen . . .“

Es war Bernard, als ob bei dieſem Wort ein ganz feiner und zarter Ton in ihr erklungen wäre. Er blieb ſtill.

Die Dämmerung kam über die See. Vom Kap Fréhel ſtach die Flamme des Leuchtturms wie ein unverrückbarer weißer Punkt ins Halbdunkel, und auf den Iles

Digitized by Google

Chauseys begann das rote Feuer alle paar Sekunden gleich einem riesigen Atemholen aufzuflammen.

Im Hotel tönte der Gong.

„Es ist wohl Zeit, zu gehen . . .“ sagte Madame de Ch.

So gingen sie hinauf.

Bernard trug an diesem Abend eine merkwürdig große und neue Aufregung im Herzen.

Nach dem Diner ging er hinaus auf die Graskuppe und legte sich hin. Die Nacht war warm, und die dürren Halme rochen wie ein Tee, den er als Junge oft aus irgendeinem Grunde hatte trinken müssen.

Seltsam, wie ihm dieser Geruch über die Jahre hin völlig verloren gegangen war. Er sah auf der Terrasse des Hotels die Herren und Damen bei Domino und Bridge sitzen, aus dem Salon klang wieder die Barcarole aus „Hoffmanns Erzählungen“, und all dies kümmerte ihn so wenig.

Auf dem Balkon der Villa ging in einem matten Lichtschein, der aus dem Schlafzimmer der Baronin drang, die Kammerfrau einmal hin und her und zog dann die Türen zu.

Mit einer starken, beinahe quälenden Neugier dachte er an das Gespräch vom Abend und an diese Frau, an die sich seine Phantasie plötzlich wie mit einem Ruck festklammerte. Wochenlang hatte er stumpf und aussichtslos, nur auf die Erholung seines Gehirns bedacht, dahingelebt, und nun entstand da etwas Neues, das ihn schon wie ein Erlebnis berühren wollte und ihn wie ein Erwachen der Lebenskraft durchdrang.

Er legte sich ins Gras zurück und schloß die Augen,

Digitized by Google

als könnte er damit alles festhalten und zu irgendeinem Sinn zusammenformen.

Bei aller Überlegung empfand er nur Ungewißheit, nur ein vages Drängen in seinem Blute.

Von der Terrasse her hörte er jetzt Schritte und sah zwei Gestalten, die sich näherten und dann nach dem Strande abbogen.

„Du wirst doch jeden Sonntag wiederkommen . . . du wirst in der Sonntagfrühe hier sein und mich einen ganzen Tag haben . . . wie schön wird das sein . . ." sagte jemand. Es war die rotblonde Frau des Börsenmaklers, der ein mittelgroßer magerer Mensch war und mit gesenktem Kopfe neben ihr herging.

Bernard hörte noch weiter, wie sie auf ihn einsprach, und es war ihm seltsam, wie er in der starken Gewalt, mit der sie ihn überreden wollte, irgend etwas wie eine Unredlichkeit empfand.

Die beiden hatten ihr Zimmer neben dem seinen in der zweiten Etage nach dem Meer, und er hörte diese Stimmen oft. Sie immer laut, in einem gleichsam dramatisch drängenden Ton, während er nur kurze, hilfesuchende Antworten fand und dazwischen oft kurz und in vielen Wiederholungen husten mußte.

Und doch war er ein Mensch, der eine energische, kühle Ruhe im Blick hatte und mit dieser Ratlosigkeit sicher nur vor seiner Frau stand, wie jemand, der für irgendein Problem die Lösung noch nicht zu finden vermag.

Nach einer Weile kamen sie zurück. In der Dämmerung schien ihre hohe Coiffüre ihn zu überragen und er ihren Arm wie eine Stütze zu halten.

Digitized by Google

So ſchritten ſie beide dem Hotel zu. Aber er zeigte noch immer die gedrückte Haltung und ließ die linke Hand mißmutig hängen, als ſei er noch nicht überzeugt worden.

Der Nachthimmel überzog ſich allmählich mit grauen Schleiern, als wollte es am kommenden Tage regnen.

Auch Bernard ſtand jetzt auf und ging hinein. Der Salon und die Terraſſe waren faſt leer. Er ſtieg hinauf. Im Nebenzimmer tönten nachher noch lange die Stimmen des Maklers und ſeiner Frau.

Als er eben einſchlafen wollte, hörte er das Automobil, mit dem der Baron jeden Abend von St. Malo heraufkam, vorn auf der Anhöhe halten, wo jener aus Sorge, ſeine Gemahlin zu wecken, jeweils ausſtieg, um dieſe letzte kurze Strecke zu Fuß zu gehen . . .

Am folgenden Morgen erhielt Bernard den ſeit vielen Monaten erwarteten Brief von ſeiner Mutter. Er war ihm von Territet nach Paris und von dort hierher gefolgt. Sie hatte, wie ſie ſchrieb, das ganze Frühjahr in London verbracht und befand ſich jetzt in Ryde Esplanade, von wo ſie im September nach Paris kommen wollte. Die Zeilen waren gütig und voller Liebe. Bernard war aber dennoch erſtaunt, wie wenig Eindruck ſie in dieſem Augenblick auf ihn machten.

Der Tag im September erſchien ihm noch außerordentlich entlegen und fern, und das Erlebnis des Wiederſehens nicht als das, womit er ſich nun am meiſten zu beſchäftigen vermochte. Dieſe Gleichgültigkeit wollte ihn bedrücken. Doch es geſchah ihm auch

Digitized by Google

jetzt, wie schon oft, daß der dumpfe Trieb seines wieder erwachenden Herzens ihm die Anteilnahme an dem, was für ihn eigentlich den Sinn des Nächsten haben sollte, in schmerzlichem Grade erschwerte.

Am Nachmittag fuhr er mit der kleinen Straßenbahn über die grünen Hänge hinunter nach St. Malo. Er schlenderte über die Wälle der alten Stadt, bestieg, da es Ebbe war, den Grand Bey, wo das eisenumgitterte Grab von Châteaubriand liegt, als ein Monument des Ruhmes und der Melancholie.

Später setzte er mit dem Motorboot nach Dinard und schritt durch den Spielsaal des Kasinos. Ein paar ältere Herren und eine dicke Dame umstanden den Tisch der »Petits chevaux«.

Bernard wandte sich nach der Terrasse, auf der zwei junge Amerikanerinnen mit ihrer Mutter träg und schläfrig in den Korbstühlen lagen und Sodawasser schlürften.

Auch er setzte sich in eine Ecke und blickte aus dem Schatten des Vordaches hinunter auf den Badestrand, der in der mittägigen Stille einsam und verlassen lag.

Aus dem Hafen von St. Malo fuhr ein Dampfer in der Richtung nach Southampton. Auf dem Verdeck war kaum ein Mensch zu sehen, als hätten sich auch dort alle in die Tiefe und die Kühle geflüchtet.

In diesem Zustand verharrte Bernard wohl eine Stunde, als nebenan auf der Terrasse des Hotel Royal die italienische Kapelle die Ouverture aus „Bajazzo" begann und dann ein Sänger den Prolog mit mächtig geschwellter Stimme über das Meer hinsang.

Es lag etwas Befreiendes in dem großen, klang-

Digitized by Google

vollen Organ. Bernard atmete leicht und tief, als ob ihm der Rhythmus der Muſik die Bruſt höbe und ſenkte.

Unten im Sande begannen die Leute jetzt auf und ab zu gehen. Die Stimme hatte alle Schläfer gleich einer Fanfare geweckt.

Als Bernard aufſtehen wollte, ſah er den Baron Fernand mit einer ſchlanken Perſon aus dem Spielſaal kommen.

Sie ſahen ſich beide faſt gleichzeitig. Der Baron gab ſich einen Ruck, als ob er über die Begegnung etwas erſtaunt wäre, kam aber nach einem kleinen Zwiegeſpräch mit ſeiner Begleiterin heran und ſtellte Bernard vor.

Dieſer meinte den Namen einer kleinen Schauſpielerin eines Boulevardtheaters zu hören, oder wenigſtens klang er ähnlich.

Als ſie nun um den runden kleinen Tiſch ſaßen, ſagte der Baron: „Ich bin mit Cecile faſt jeden Abend hier . . .“

Die Dame ſah jetzt langſam auf, als wäre ihr der Aufſchlag ihrer Lider eine beſondere Übung, und ſchaute Bernard freundlich und gleichgültig an. Die weiße Helle ihres Spitzenkleides grenzte ſich gut von dem rotlackierten Stuhle ab und gab ihren Hüften eine beklemmend ſchmale Linie.

Die beiden ſprachen erſt von einer Autotour, die ſie am kommenden Tag nach Dinard führen ſollte, um dort alte Bauten zu ſehen, und beſonders einen Schloßturm aus dem ſechzehnten Jahrhundert, den die bretoniſche Herzogin Anne bewohnt hatte.

Digitized by Google

Nebenan begann der Tenor wieder mit einer dramatiſchen Kantilene.

Cecile ſchaute durch das Glas auf den Strand hinunter.

„Wiſſen Sie . . .“ wandte ſie ſich an Bernard . . . „daß man hier kein Peignoir trägt, und daß Dinard dafür berühmt iſt?“

Nein, er wußte es nicht.

Wenn er ſie jetzt anſah, war ihm, als ſtiege in ihrer matten gepflegten Haut das Blut wie hinter einem weißen Schleier auf und ab. Sie hatte einen berückend zarten und doch gaminhaften Zug in ihrem Geſicht. Baron Fernand ſaß ſtill und etwas träumeriſch neben ihr. Der blaue Flanell machte ihn faſt ſchlank, ſein Mund, den der braune Schnurrbart, in den ſich ſchon ein paar graue Haare miſchten, überdeckte, ſchien müde und ſchlaff wie nach einer zu reichen Mahlzeit, und der Canotier, den er leicht zurückgeſchoben hatte, ließ ſeine heiße, gerötete Stirn ſehen.

Bernard dachte, indes er den beiden gegenüberſaß, an die Baronin.

Er konnte jetzt in einer hingebungsvollen, bohrenden, faſt ſchmerzenden Meditation über ſie nachſinnen, als verſuchte er ſie mit allen Sinnen zu erforſchen. Seine Phantaſie zauberte ihm ihren Körper vor, der in dem blauweißen Tüllkleid von unberührtem Reiz erſchien; dazu die heitere Anmut ihres Mundes, wenn ſie am Morgen beim Bade fröhlich und harmlos über Margots Schwadern lächelte. Zwiſchen den beiden ſchien noch ein inniges, unverletztes Band zu beſtehen. Durch keine Leidenſchaft hatte ſie ſich als etwas ihrem Kinde Gegen-

Digitized by Google

ſätzliches und Fremdes erfahren. Sie mochte zu jenen Frauen gehören, die keuſch und ſtumm ihr Kind empfangen und gebären und darob wie unter einer ſchönen Pflicht glücklich ſind, ohne daß je die heiße Welle der Erregung über ihren Leib gerieſelt wäre.

„Wo wollen wir heute eſſen? . . .“ hörte Bernard den Baron fragen.

Cecile antwortete: „Ich denke, hier . . . oder drüben im Hotel . . .“

Der Baron hatte jetzt eine Zeitung in den Händen und begann, in ſeinen Stuhl zurückgelehnt, zu leſen.

„Waren Sie krank? . . .“ fragte Cecile und neigte ſich etwas vor.

„Ein wenig . . . wie kommen Sie darauf? . . .“

„Ich ſah Sie damals in Longchamp mit dem Baron und ſeiner Gemahlin reden . . . Sie hatten ein ſehr blaſſes Geſicht . . .“

„Ja, ich war damals etwas überreizt und unglücklich . . .“

„Wegen einer Frau?“

„Ich glaube . . .“ lächelte er.

„Haſt du gehört? . . .“ rief Cecile ſo plötzlich, daß der Baron aufſchreckte . . . „der arme Menſch war unglücklich wegen einer Frau. So etwas gibt es noch . . .“

Der Baron ſah Bernard einen Augenblick mit zugekniffenen Augen an und ſagte: „Ja, ſiehſt du . . . die jungen Leute machen ſich zu allen Zeiten denſelben Kummer . . .“

„Iſt dir in deinem Leben je ein ſolches Unglück geſchehen?“ fragte ihn jetzt Cecile ſinnend.

Digitized by Google

„Erſt als ich dich kennen lernte . . .“ antwortete er mit ernſthafter Miene.

„Du biſt ein Spötter . . .“ entgegnete ſie und ſchaute auf das Meer.

Bernard ſtand bald auf und verabſchiedete ſich.

„Gehen Sie ſchon? . . .“ fragte Cecile, als ſie ihm die Hand bot. Sie ſchien ſich mit Baron Fernand doch etwas zu langweilen.

Bei Rocabey ſtieg auch Madame P., ſeine Tiſchgenoſſin, ins Tramway. Sie ſprach wieder von dem alten Herrn, der vor neununddreißig Jahren in der rue St. Dominique ihr Gaſt geweſen war und der ihr auch heute mittag im Hotel einen Beſuch gemacht hätte. Sie hätten beide viele Erinnerungen zu tauſchen gehabt, und die Zeiten wären damals überhaupt ſo merkwürdig geweſen.

Madame P. ſagte zuletzt: „Ja . . . ja . . . mein Mann . . .“ und hielt dabei den Mund geöffnet, als wollte ſie eine große Rede beginnen. Aber die Rede blieb in ihren Gedanken, und es kam kein Wort mehr heraus.

Vor dem Hotel ſaßen Margot und Mademoiſelle Eugénie auf der Graskuppe und ſtarrten müde und gelangweilt auf den Sand hinunter.

Dort krochen ein paar kleine Jungen in roten Hoſen und mit nacktem Oberkörper. Sie ließen den Sand über die Bruſt hinein- und unten zu den Beinkleidern wieder herausrinnen, was ihnen viel Spaß machte.

„Es iſt ſchön, daß Sie kommen . . .“ ſagte Margot gnädig und einladend und hieß Bernard im Graſe Platz nehmen.

Digitized by Google

„Ich habe in Dinard den Papa geſehen . . .“ hob er an, als ſie nun alle drei im Kreiſe ſaßen.

„Ja . . . dort iſt er jeden Nachmittag . . .“ antwortete Margot ernſthaft, als ob der Baron dort eine wichtige Miſſion zu erfüllen hätte.

Mademoiſelle lächelte gelangweilt und etwas myſteriös.

„Und was haben Sie dort getan? . . .“ fragte Margot und hob ihre kleine Naſe neugierig.

„Nichts . . .“ ſagte er und gähnte. Wenn er jetzt auf den gelben Streifen des Sandes hinunterſah, wurde ihm ganz ſchwindlig. Über dem Waſſer ſchwamm ein feiner blaſſer Dunſt, und weit draußen lagen bei den Riffen wie ſchwarze Punkte ein paar Fiſcherboote.

„Dort werden jetzt die Hummern gefangen . . .“ erklärte die Kleine in einem klaren autoritativen Ton.

„Wie ſtellſt du dir das vor? . . .“ fragte Bernard.

„Ich weiß nicht . . .“ antwortete ſie nach einer Weile. „Papa hat es mir geſagt . . .“

Mademoiſelle Eugénie, die ſchon einmal mit einem Fiſcherboot draußen geweſen war, begann nun, Margot die Sache mit den Körben zu erklären, in die das Tier durch einen Biſſen Fiſchfleiſch von unten hineingelockt und wie in einer Falle gefangen wird.

Bernard lag auf dem Rücken und ſchaute durch die geſpreizten Hände nach dem Blau des Himmels. Es war ſo behaglich, die ſingende Stimme der Mademoiſelle zu hören und vor den Augen in dieſen Segmenten den hellen Ton der Atmoſphäre zu haben, während das Fleiſch der Hände durchſichtig blaßroſa leuchtete.

Als er wieder aufſah, lag das Baby im Schoß der

Digitized by Google

Gouvernante und ſchlief, indes dieſe ein Stück ihres Oberkleides gegen die Sonne hielt, um ſie vor der Helle zu ſchützen.

Bernard ſchaute lange nach ihrem kleinen ſchlaftrunkenen, geröteten Geſicht. Es ſchien ihm nichts Friedvolleres und in ſich Ruhigeres zu geben als ſolch einen unbeweglichen Kindermund, der langſam und regelmäßig und wunſchlos die Luft einſog, indes ſich die Naſenflügel von dem Schlaf und der Wärme des Abends leiſe färbten.

Auch Mademoiſelle Eugénie ſah jetzt mit tiefgeſenkten Lidern vor ſich hin, als hätte ſie Furcht, auch nur zu einer Antwort ihre Zunge bewegen zu müſſen.

Bernard war auch durchaus nicht geneigt, die beiden zu ſtören.

Er drehte ſich um.

Unten ſchritten die dicken Mädchen aus Lyon auf und ab und wiegten ſich gelaſſen in ihren breiten Hüften. Die Mutter lag im großen Korbſtuhl unter dem Strandſchirm vor der Kabine und ſchlief. Trotzdem die Diſtanz zu groß war, als daß er irgendeinen Laut hätte vernehmen können, war es Bernard, als höre er ſie wie eine große Katze ſchnurren und ſchnarchen.

Ein ſanftes, ruhevolles Glückgefühl ſtieg in ſeiner Bruſt auf. Wenn er jetzt an Henriette zurückdachte, erſchien ſie ihm in allem Fieber ihrer Exiſtenz als etwas Fremdes und Quälendes, das er nicht mehr hätte erleben wollen. Er empfand deutlich, daß hier in der Einſamkeit gewiß und ſicher die Entfremdung zwiſchen ihnen eingetreten wäre. Nein, ſie war keine Geſtalt für den ſtillen, dauernden Alltag. Wo ſie erſchien, nahmen alle

Digitized by Google

Lebensformen einen erregten, hochgespannten Zug an, als stände jeder Nerv vor ihrem Antlitz unter einer magischen überreizenden Bestrahlung. Aber vor der Ruhe einer solchen Landschaft hatte ihre ganze Art keinen Bestand. Und doch . . . wenn er jetzt wie im Halbtraume ihre hohe schlanke Gestalt durch die lange, schweigsame Allee schreiten sah, die die Promenade auf ihrem Landsitze darstellte, dann ging wieder ein quälender sehnsüchtiger Wunsch durch sein Blut, und er wußte, daß er sie noch lange in seiner Erinnerung halten würde.

Hinter sich hörte er Margot mit halbverschlafener Stimme leise reden. Dann glitt ein Rauschen über den Rasen. Madame de Ch. schritt in ihrem blauweißen Sommerkleide, über den Schultern das pfirsichfarbene Parasol, wie eine berückend lichte Erscheinung daher.

Kein Zug an ihr hatte das Pathos der Leidenschaft. Ihre ganze Gestalt aber erschien von fraulichem Reize und dennoch in milder mädchenhafter Reife.

Margot stieß einen Schrei aus.

Bernard aber blieb still, in einem leisen Erstaunen, wie sie so ruhig und lächelnd und in allem Charme daherkam.

Digitized by Google

Siebzehntes Kapitel

Baron Fernand machte mit Bernard den Morgenspaziergang. Sie kamen über den Hügel, auf dem das Sémaphore ſteht, zurück und ſtiegen durch die Felſen zum Badeplatz nieder.

Baron Fernand ſprach anhaltend und faſt aufgeregt über Cecile und Weſen von ihrer Art, die plötzlich aus aller Dunkelheit der Exiſtenz blutjung aufſteigen, irgendeine Rolle kreieren und mit einem Schlag auf der Höhe ihres Könnens und ihrer Intelligenz ſtehen. Der Baron liebte es zuweilen, dieſe Schickſale von pariſer Schönheiten etwas ſentimental anzuſehen und etwa mit der Kameliendame und ähnlichen auf tragiſche Weiſe verblichenen Sternen zu vergleichen.

„Wie Meteore glänzen ſie vor uns auf, verblüffen, entzücken uns . . . bis ein hämiſcher Zufall ſie wieder nieder und in die Vergeſſenheit zieht . . .“ ſchloß er etwas pathetiſch die Unterredung, als hätte er irgendeine Stimme, die tiefer und leiſer in ihm klang, zu übertönen.

Bernard betrachtete ihn und empfand, wie unſicher er war. Irgend etwas ſchien ihm Kummer zu bereiten. Und doch hatte er jetzt in ſeinem Geſicht ein paar entſchloſſene, kämpferiſche Falten.

Unvermittelt blieb er wieder ſtehen: „Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie ſich jetzt ein wenig der Baronin an-

Digitized by Google

nehmen, denn Sie sehen ja . . . ich habe für sie zu wenig Zeit . . . viel zu wenig Zeit . . .“ Seine Stimme war wieder angeschwellt, als gälte es eine ganz überreizte Höhe der Empfindung zu überklimmen.

„Aber ich bitte Sie . . .“ wendete Bernard ein . . .“ es ist mir eine Freude . . .“

An diesem Tage kam die Baronin nicht an den Strand und auch am folgenden nicht. Bernard war es weh und wund ums Herz. In allen Fibern fühlte er, wie sie ihm fehlte. Eine gärende, peinvolle Unzufriedenheit hatte ihn erfaßt. Er verschlief die Morgen und Nachmittage, um die Zeit tot zu schlagen.

Endlich am dritten Abend kam sie vor dem Diner nach unten auf den Platz vor der Kabine. Bernard sah eben im Hotel aus dem Fenster, und sein Herzschlag stieg ihm plötzlich gleich einem feinen Stich bis in die Schläfen hinauf.

Als er unten ankam, war er ganz atemlos.

Sie war in einem Kleid aus rötlicher Rohseide, und ihr Gesicht erschien etwas müde. Die Augen aber strahlten in einem hellen, fiebrigen Glanz.

„Sind Sie so eilig gekommen?“ fragte sie, als ihm für seine Anrede fast der Atem fehlte.

„Ja . . . ich bin sehr glücklich, Sie wieder zu sehen . . .“

„Seltsam . . .“ lächelte sie . . . „was man für Erfahrungen macht . . . mich hat bisher in meinem Dasein kaum jemand auch nur eine Stunde lang vermißt . . .“

„Und nun glauben Sie mir nicht? . . .“

„Ich weiß nicht . . .“

„O, ich war sogar schon eifersüchtig auf Sie . . .“

Digitized by Google

Die Baronin sah ihn neugierig und fast verlegen an: „Wann denn? . . .“

„Ich dachte erst, der Minister sei sehr in Sie verliebt . . .“

„Und das konnten Sie sich vorstellen? . . .“ Sie schüttelte den Kopf und lachte leise und nervös und betrachtete ihn dabei, daß er ganz traurig wurde.

„Wissen Sie, wie Sie mich jetzt ansehen? . . .“ fragte er.

„Wie denn?“

„Wie Margot, wenn sie etwas recht Kindisches gesagt hat.“

„Aber ist denn dies alles nicht sehr kindisch? . . .“

„Nein . . .“ behauptete er entschlossen und kühn.

Sie antwortete nicht und sah auf das Wasser, das im Abendhimmel blau und dunkel und unruhig war. Nur am Horizont zeigte sich, als hätte es der Himmel niedergelegt, ein orangefarbenes Band.

„Wissen Sie . . .“ sie wandte sich plötzlich um . . . „wenn Sie ein älterer Mensch wären, würde ich über diese Dinge gar nicht mit Ihnen reden . . . aber Sie sind ja noch so jung . . .“

„Sie meinen: ungefährlich? . . .“

„Ja . . .“ sagte sie und lachte.

Da er nichts darauf erwiderte, fragte sie: „Was denken Sie darüber?“

„Ich meine, daß es ganz schön ist, daß Sie diesen Glauben von mir haben . . .“

„Ich verstehe Sie nicht? . . .“

„Nun . . . ich denke, daß ich über das Resultat jedenfalls sehr glücklich sein darf . . .“

Digitized by Google

„Gewiß, wenn Sie dazu ein Recht zu haben glauben ..."

Bernard sah an ihr vorbei, aber so, daß er ihre ganze Gestalt doch wie in einem feinen Nebel im Auge hielt.

„Einst kam ich auch über ihr Parfüm in eine große Atemlosigkeit ..." begann er darauf wieder.

Sie schaute nur auf und betrachtete ihn ernster als vorhin. Da erzählte er ihr zart und eindringlich den Augenblick aus dem Pavillon du Pré Catelan, als er hinter ihr hergeschritten war und in einem Atemzug ihre ganze Natur zu empfinden geglaubt hatte ... und auch das Spätere sagte er ihr, da er im Wagen auf dieselbe Vision so begierig gewesen war und sie sich nicht mehr einstellte, und zugleich gestand er, wie nachher all dies im Rausch um Henriette aus seinen Sinnen und seiner Erinnerung verschwand ...

Die Baronin hörte ihm jetzt still und andächtig zu, und wenn er hinsah, glaubte er in ihr denselben neugierigen Zug zu erkennen, mit dem Margot oft bei einer Frage zu ihm aufschaute.

Als er zu Ende war, sagte sie ruhig und doch beklommen: „Ich glaube, Sie überschätzen mich ... ich bin nämlich, trotzdem ich jetzt Pariserin bin, auf einem Gut an der Loire und fern von der Welt erzogen worden. Darum fühle ich mich als eine einfache Frau, und Sie würden es doch gewiß als ein Unrecht auffassen, ein solches Wesen aus seiner Ruhe aufzustören ..."

Wie rührend ihr ihre Schwäche steht ... dachte er ganz entzückt.

„Es ist mein Ernst ..." wiederholte sie scheinbar ehrlich und mild.

„Glauben Sie, daß ich Sie Ihrer Ruhe würde be-

Digitized by Google

rauben wollen . . ." fragte er darauf nachdrucksvoll . . . „wenn ich selbst Ruhe hätte?"

„Darauf darf ich gar nichts mehr sagen . . ." antwortete sie in einem leisen, fast kindlichen Ton.

Es war Zeit zum Essen.

Sie schritten den Abhang hinauf.

„Ihr Gemahl bat mich heut . . . etwas Ihr Kavalier zu sein . . ." Bernard war stillgestanden, als ob er noch irgendein Geständnis von ihr bekommen könnte.

Sie sah vor sich nieder und meinte nur: „Ja . . . er hat für mich nur sehr wenig Zeit . . ."

Aber kein Vorwurf, keine Anklage lag in ihrem Ton.

Beim Abschied gab sie ihm die Hand. Er küßte sie leise und mit Inbrunst. Sie ließ es sich gefallen. Daraus schöpfte er eine vage Hoffnung . . .

An einem der kommenden Tage machten sie um Spätnachmittag mit Margot einen Ausflug nach dem Havre de Rothéneuf, das da eine Bucht war, die zur Zeit der Ebbe ganz trocken lag.

Es war über Land mehr denn eine Stunde zu gehen.

Die Sonne stand noch hoch, als sie aufbrachen. Margot zeigte sich voll Übermut und lief ihnen eine weite Strecke voraus, um dann mit einem Büschel weißer Dolden oder rotem Mohn zurückzukommen.

Bernard war selig, daß er mit der Baronin langsam in den Abend hineinschreiten durfte. Die Landschaft hatte schon die milden, gedämpften Töne, die mit der niedergehenden Sonne sanft und unmerklich ineinanderfließen.

Digitized by Google

Sie gingen erst auf der Straße, dann über Feldwege, und je tiefer sie ins Land eindrangen, um so gelber und ausgebrannter wurde das Gras, über dem sich die schillernden Schmetterlinge in wippenden Bewegungen schaukelten.

Margot war wieder weit voraus, und ihr gelber Strohhut tauchte da und dort vor einer Hecke oder jenseits eines Feldes auf.

Da sagte Bernard und hielt dabei den Kopf gesenkt: „Es wäre aber doch sehr traurig, wenn ich ganz allein und umsonst an Sie denken müßte . . .“

„Ja . . . aber was wollen Sie denn? . . .“ fragte sie und hatte wieder das Auflachen und das leise Erschrecken in der Stimme.

„Nichts . . .“ antwortete er und war nun wirklich ganz geknickt.

„Ärmster . . .“ sagte sie nach einer Weile lächelnd, als wollte sie ihm Mut machen.

Er las darin einen leisen Hohn und meinte: „Sie spotten über mich . . .“

„Nein . . .“ sagte sie . . . „aber Sie sind so ungestüm . . .“

„Ist das nicht schön? . . .“ warf er blitzschnell ein, als ob er das Wort halten wollte.

„Es mag sein . . . jedenfalls macht es mir bange . . .“ Sie hatte ihren gelbseidenen Sonnenschirm geschlossen und stocherte während des Gehens nervös im Grase.

Margot kam wieder mit einem Büschel Blumen herangelaufen und jauchzte vor Lust.

Die Baronin beugte sich zu ihr nieder und umarmte sie zärtlich. In jeder Bewegung gab sie soviel von

Digitized by Google

wirklicher fürsorgender Liebe, daß Bernard mit flackernden Augen und brennendem Herzen daneben stand.

Nachher hielt sie die Kleine an der Hand, als müßte sie irgendwie zu ihrem Schutze da sein. So erreichten sie das „Havre", das aber jetzt voll Wasser war und als ein glänzendes Becken, in das die Bewegung des offenen Meeres kaum hereindrang, im Glaste des Abends lag.

Nun wollten sie noch ein Stück weit gehen bis zu einem Gehöft, das „Le Lupin" heißt, wo Margot warme Milch trinken sollte.

Aber die Kleine, die vordem voller Übermut gewesen war, zeigte jetzt deutliche Zeichen einer starken Ermattung. Sie konnte kaum ihre kleinen Beine nachschleppen, die Halme und das Gesträuch stachen sie in die Waden, was alles ihr großen Kummer bereitete.

„Wenn wir einen Wagen bekommen, fahren wir nach Hause . . ." bestimmte die Baronin, um Margot zu beruhigen.

„Auf diesen Wegen?" fragte Bernard und deutete nach den tiefen Furchen, die sich wie langgezogene parallele Gräben auf der Feldstraße dahinzogen.

„Wir müssen etwas versuchen . . . nicht wahr, Liebling? . . ."

„Ja . . ." antwortete das Kind matt und weinerlich.

Bevor sie in das Gehöft einbiegen konnten, hatten sie noch ein kleines Gehölz zu durchqueren. Dort ließ sich Margot unter einen Baum ins Gras fallen und wollte nicht mehr weiter gehen. Indes die Baronin sich bei ihr niederkauerte, lief Bernard nach dem Gebäude hinüber, das, aus weißen Steinen gebaut und mit Holz gedeckt, in großer Stille dalag.

Digitized by Google

Nachdem er in einen Gang und von dort in eine große Stube getreten war, in der ein großer, bemalter Trog stand, dessen Deckel aufgeklappt war und in dem ein Bett wie in einem mächtigen dekorierten Sarge ruhte, kamen aus einer Nebenkammer schwere Tritte.

Eine alte Bäuerin trat herein und nahe an ihn heran. Erst hielt er das für Mißtrauen. Dann aber wurde ihm klar, daß sie schlecht hörte.

Sie sprach das bretonische Patois mit dem keltischen vermischt, und er hatte große Mühe, ihr klarzumachen, daß er Milch wünschte.

Da ging die Alte durch den Hof in den Stall und molk, während ihr Bernard zuschaute, in ein großes geblümtes Becken.

Mit diesem und einer reinen Tasse, die aber fast den Umfang einer Schüssel hatten, langten die beiden dann im Wäldchen an.

Nun erwies es sich aber, daß sich Margot vor diesem Geschirr ekelte und nicht trinken wollte. Sie verlangte Wasser und erbot sich, wieder zu Fuß nach der Villa zu gehen, wenn sie nur nicht aus dem Topfe zu trinken brauchte.

Schließlich mischte ihr die Bäuerin in einem farbigen Glas etwas Milch zu kaltem Wasser, was die Kleine dann zu sich nahm.

Zum Gehen taugten ihre Füße aber nicht mehr. Hilflos und in großem Jammer saß jetzt die Baronin bei ihr am Boden.

Während dieser Ratlosigkeit fuhr der Bauer in den Hof, mit einem großen zweirädrigen Karren voll Gras, vor den ein schweres, braunes Pferd gespannt war.

Digitized by Google

Bernard versuchte nun mit ihm wegen der Heimfahrt zu unterhandeln, aber es zeigte sich, daß dies Pferd des Bauern einziges Gefährt war, worüber selbst die Baronin und das Kind eine kleine Heiterkeit befiel, bei dem Gedanken, mit diesem Gespann nach Hause zu kutschieren.

Da hob Bernard die Kleine auf und nahm sie kurzweg auf die Schultern.

Das gefiel ihr, und sie wurde wieder fröhlich.

So traten sie den Heimweg an.

Es war jetzt schon am Dunkelwerden. Auf den Wassern des „Havre" schwamm in der Ferne schon das Licht des Mondes, der über den Bäumen aufstieg.

Margot begann sich zu fürchten, und Bernard mußte ihr fortwährend erzählen. Die Baronin ging hart an seiner Seite, und wenn eine schwere Passage kam, nahm sie seinen Arm, als ob auch sie die Furcht zu ihm triebe.

Er berichtete ihnen, während sie wie eine kleine Familie durch die Dämmerung wandelten, von seiner Jugendzeit, da er daheim oft nachts im Gebirge gewandert war, und er hatte die Empfindung, als ob die beiden ihm zuhorchten wie einem sehr spannenden Erzähler; und doch war es ja nur die Bangigkeit, was sie zu ihm trieb.

Endlich aber zu Hause, war die Baronin glücklich und dankbar. Bernard schien es, als ob alle Mühen dieser Welt ihn ihr nicht so nahe hätten bringen können wie dieser Dienst, den der Zufall ihn für ihr Kind hatte leisten lassen. Sie bat ihn, zum Essen zu bleiben.

Digitized by Google

Während des Diners, da Margot der Gouvernante das ganze Erlebnis gleich einer großen Irrfahrt erzählte, hörte sie mit frohem Antlitz zu, als wären sie beide eben einer großen Gefahr entronnen.

Nach Tisch schritten sie erst im Garten zwischen den schmalen Blumenbeeten auf und ab und saßen dann, da die Baronin müde war, auf der Bank unter dem kleinen Balkon und sahen auf das Meer.

Die Nacht lag vor ihnen in gedämpftem silbernem Glanz. Das Hotel und die Villen starrten mit ihren mondbeschienenen Fassaden grell und unwirklich in das feine Dämmern der Luft.

Die Baronin saß zurückgelehnt, sie schien zu träumen.

Trotzdem sie kein Wort sprachen, empfand er, daß sie ihm näher war als sonst.

Sie hatte ihre linke Hand auf den Sitz der Bank aufgestützt, und er legte die seine daneben. Sie berührten sich nicht, und dennoch hatte er ein Gefühl, als ob die Strahlen seines Verlangens zu ihr hinüberflössen.

Ihre Kleider hatten jenen wohligen Duft von warmem trägem Sonnenlicht, wie es der Tag in allen Fasern der Gewebe aufgespeichert.

So verharrten sie lange Zeit.

Bernard suchte eben nach einem Wort, als die Kammerfrau oben auf dem Balkon erschien und er sich verabschieden mußte.

Nachher legte er sich draußen auf die Graskuppe.

Die Balkontüre blieb heute lange auf, und rotes Licht warf einen schmalen Streif durch die Portieren.

Nach einer Weile erlosch es.

Er wollte eben aufstehen, als sie plötzlich in einem

Digitized by Google

weißen Nachtkleid wie ein unendlich zierliches Gespenst auf dem Balkon erschien. Sie stand erst unter der Türe, trat dann ganz vor und neigte den Kopf nach dem Garten.

Atemlos lag er, bis die Vision wieder verschwand . . .

Zu Hause fand er keinen Schlaf.

Die rothaarige Frau des Maklers nebenan schien auch nicht zur Ruhe zu kommen. Der Mann mit den hektischen Schultern und dem scharfen Blick war vor ein paar Tagen wieder nach Paris abgereist.

Bernard öffnete ein Fenster und schaute in die tiefblaue Luft. Der Mond stand jetzt hinter Wolken. Die Atmosphäre hatte alle Durchsichtigkeit verloren. Unten ging das Meer mit dumpfem Geräusch. Die Wogen kamen weit auf den Strand und stürzten mit einem grollenden Schall zusammen, der sich unermüdlich wiederholte.

Fern blinkten die Lichter auf den Terrassen von Dinard.

Als er sich wieder niederlegte, hörte er nebenan die Türe gehen. Dann kam eine zweite Stimme zu der ersten, und unterdrückte Laute wurden hörbar, wie ein verhaltenes Gekicher.

Was da drüben geschah, konnte ihm ja völlig gleichgültig sein. Und trotzdem konnte er es nicht lassen, hinzuhören, bis er schläfrig und müde war.

Baron Fernand war mit der Familie am Morgen zu einem Ausflug nach Jersey gefahren und wollte erst am Abend zurück sein.

Erst an diesem Tage empfand Bernard seine ganze

Digitized by Google

bängliche, drohende Sehnsucht nach der Baronin. Er hatte allein gebadet, dann den Nachmittag mit quälenden Reflexionen und Wünschen verbracht und schlenderte nun dem Strand entlang.

Da sah er oben auf dem Pfad den Fischer Bahieu vom Dorf herkommen, mit seiner jungen Frau Anna und dem Mädchen. Bahieu war schon über fünfzig und hatte im vorigen Jahr noch eine Dreiundzwanzigjährige geheiratet. Das Mädchen, das jetzt neben ihr ging, hieß Louise, war ihre Schwester und erst achtzehn Jahre alt, trotzdem aber schon ein festes, arbeitstüchtiges Weibsbild.

Die drei gingen in ihren schweren Holzpantinen, die bei jedem Schritte klappten, bedächtig nach dem Havre, wo Bahieus Boot lag.

Bernard lief ihnen nach. Er war mit Bahieu zuweilen vormittags zum Fischen gewesen. Nun hatten sie aber den Korb mit dem Fleisch für die Hummerkörbe mit.

Wo der Weg über den Bergrücken sich wieder in die Tiefe senkt, hinter dem Sémaphore, hatte er sie erreicht.

Als Bahieu seine Schritte hörte, drehte er sich um, verzog sein gutmütiges bärtiges Gesicht, nahm die Pfeife aus dem Mund und sagte, nachdem er vorher noch ausgespuckt: „Ah, der Herr . . ."

Die drei waren damit einverstanden, daß Bernard sie auf den Hummerfang begleite. Man wollte bis zum „Rochefort" und vorher zu den „geduckten Hunden" fahren, einer Felsengruppe, die vielleicht um ihrer Form, vielleicht auch um ihrer Gefährlichkeit willen so genannt wird.

Digitized by Google

Louiſe, das ſtämmige Mädchen, warf unten ihre Holzſchuhe zuerſt ins Boot, daß es knallte, und half dann Bernard einſteigen, indes Bahieu und ſeine junge Frau Anna nachkletterten.

Anna ſchien, trotzdem ſie ſechs Jahre älter war als ihre Schweſter, ſchwächer als jene. Es mochte Naturanlage ſein, wozu noch kam, daß ſie vor einem Monat eine Fehlgeburt gehabt hatte, von der ſie noch nicht ganz geneſen war.

Als alles bereit war, hob Louiſe die Röcke hoch und ſchob das Boot vorwärts, bis ihr das Waſſer an den nackten Knieen ſtand. Dann war ſie mit einem Ruck oben und ſetzte ſich an das hintere große Ruder.

Wie herrlich war es, langſam und im ſicheren Takt der Ruder durch die nachmittagsgelbe Flut zu fahren. Die See war träg und glatt, der Himmel und die Ufer ſpiegelten ſich gleich rieſigen Gebirgen in den Tiefen, und zu allertiefſt reichte der Turm des Sémaphore, der eben einem Torpedoboot, das weit draußen wie ein ſchmaler ſchwarzer Fiſch vorbeiſtrich, Zeichen gab.

Bernard ſtarrte vor ſich hin nach Louiſe, die ihre feſten nackten Beine gegen ein Brett geſtemmt hatte und in tüchtigen Zügen ruderte. Die Ärmel ihrer Kattunbluſe deckten den Arm nur bis zum Ellbogen, und der Unterarm leuchtete, von der Sonne ſo rot gebrannt wie Kupfer.

Bei jedem Ruderſchlage ſah er, wie die Sehnen ſich anſpannten, wie die Muskeln am Oberarm ſich unter dem geblumten Stoff wölbten; und er hatte die Empfindung, als ob das Gefühl von dieſer ſtarken Kraft

Digitized by Google

ihres Körpers dem Mädchen eine faſt wollüſtige Senſation geben müßte.

Ihre Bruſt hob ſich rund und feſt, im regelmäßigen Takte des Atmens, ihr braunes Geſicht, mit dem breiten Mund voll Zähne und der etwas ſtumpfen Naſe, lächelte gutmütig und unbekümmert . . . jeder Zug und jede Fiber an ihr waren von ſtrotzender kernhafter Geſundheit.

Bernhard geriet durch ihren Anblick allmählich in eine ſanfte und wohlige Erregung; und als ob auch ſie die Strahlung ſeiner Gedanken verſtünde, kamen ihm ihre Blicke aus den mattglänzenden Augen ruhig entgegen, als ob ſie ſich vor keinem ſeiner Wünſche zu ängſtigen hätte.

Bei den „geduckten Hunden" zogen ſie die erſten Körbe herauf. Bahieu hißte ſie am Seil aus der Tiefe ins Boot und holte gleich aus einem der erſten ein mittelgroßes Tier, deſſen graubrauner Krebspanzer im Licht ſchimmerte, während es, auf den Boden des Schiffes gelegt, in bedächtigen Bewegungen ſeine Scheren öffnete und ſchloß.

Bahieu reinigte den Korb und gab ihn ſeiner Frau hinüber, die das friſche Fiſchfleiſch hineinlegte, worauf er wieder in die Tiefe gelaſſen wurde.

So ging es weiter Korb um Korb, bis ſie die Felſen umfahren hatten und ſich wieder ſeewärts wandten.

Der friſche Salzgeruch des Waſſers hatte für Bernard etwas köſtlich Kühles und Erfriſchendes. Mit geblähten Nüſtern zog er die Seeluft ein, die jetzt in einer leiſen Briſe nach dem Lande zu ging.

Auf dem „Rochefort" und den andern großen Blöcken,

Digitized by Google

die weiter draußen in mächtigen Klippen aus dem Wasser stachen, saßen eine Menge Möwen, die das braune Gestein mit einem weißen Gewimmel bedeckten und jetzt, da das Boot herankam, mit wirrem Geschrei aufstiegen und es in drohend engen Kreisen umzogen.

Es machte große Mühe, die Kork- und Holzscheiben zu finden, die die Strömung oft verschwemmt und weggetrieben hatte. Die See war in den Morgenstunden unruhig gewesen, und der graukopfige Bahieu wollte über der Unordnung, die sie ihm da angerichtet, allen Humor verlieren.

Er schalt und fluchte auf alle Heiligen, während seine Frau sich vorn im Schiffe wortlos bekreuzigte. Und das hatte seinen Grund. Sie war des Glaubens, daß nicht am wenigsten die unheilige Gesinnung ihres Mannes an der zu frühen Geburt ihres Kindes schuld gewesen sei; der jungen Frau lag es durch die Inspiration des Pfarrherrn viel näher, den Grund des Unglücks in einem religiösen Versäumnis zu suchen, als darin, daß sie damals, als Louise nicht mittun konnte, ein paar Tage lang mit Bahieu das Boot gerudert hatte und eines Abends auf dem Heimweg von den Wehen überfallen worden war.

Während der Arbeit kam in der Ferne schon der Dampfer von Jersey, und dies war stets das Zeichen zur Heimfahrt, denn es gab noch eine gute Stunde zu rudern.

Und da geschah Bernard etwas Seltsames. Wenngleich er wußte, daß die Baronin jetzt auf dem Schiff war, das in ein paar hundert Metern Distanz vorbeiziehen und nach St. Malo fahren würde, konnte er in

Digitized by Google

der Gegenwart von Louiſe, dem beſtialiſch geſunden Mädchen, das ſich nun wieder tapfer in die Ruder legte, nur mit Mühe an die ſenſible, ſtille, weiße Frau denken. Ihre Geſtalt formte ſich wie etwas Zartes und Unberührbares in ſeiner Phantaſie, und damit war die Diſtanz zwiſchen ihr und den Trieben ſeines Blutes wieder vergrößert. Hier aber war naive unmittelbare Lebenskraft, die mit der nächſten Umwelt und den natürlichſten Inſtinkten zur Klarheit zu kommen wußte.

Es war merkwürdig, die drei Geſichter zu vergleichen. Louiſe in ihrer unbeſorgten und trägen Dumpfheit, Bahieu mit dem harten und etwas griesgrämigen Ausdruck, den er ſtets beim Rudern hatte, denn er war ſchon ſo oft in Sorgen um ſein Leben und die Erhaltung ſeines Leibes gefahren, daß ſich dieſe Falten unwillkürlich beim Ruderwerk ausprägten, und vorn im Boot ſeine Frau, die jetzt die Hummern in den Korb gelegt hatte, den ſie auf den Knieen hielt, und träumeriſch vor ſich hinſchaute.

Langſam glitt das Boot durch die Dämmerung. Die Küſte wurde dunkel und von unzähligen Lichtpunkten überſät.

Es war Zeit, daß man heimkam.

Vor dem Diner kam Bernard an der Villa vorbei. Die Kammerfrau ſtand mit der Köchin im Garten und ſagte ihm, die Herrſchaften würden nicht zum Nachteſſen erwartet. Sie blieben für den Abend in Paramé.

Bernard konnte Louiſe nicht aus ſeinen Gedanken bringen. Er ſah immer ihren drallen Körper, hielt noch die Ruderbewegungen im Auge, die ſie ſtundenlang, ohne zu ermüden, gleich einer Maſchine ausgeübt hatte.

Nach dem Eſſen ging er hinaus auf die Feld-

Digitized by Google

straße, die vom Dorf über den Abhang nach Parmé führt.

Er wußte, daß Louise jeden Abend noch die Hummern zum Händler nach Rochebonne zu tragen hätte.

So wartete er auf sie.

Er legte sich unter einen Baum. Das Gras roch warm und dürr wie nach frischem Heu.

Ein paar Burschen kamen den Weg herauf und wandten sich nach dem Dorf. Des Krämers Knecht fuhr mit einem Handkarren vorbei. Er hatte darauf zwei Körbe.

Louise wollte nicht kommen. Es war gegen neun. Sie konnte noch kaum hinuntergegangen sein.

Inzwischen hörte Bernard aus der Ferne irgendeine Dorfkirche läuten.

Endlich näherte sich das Klappern von Holzschuhen.

Da war sie. Sie hatte den Korb am Arm, und die Tiere schlugen beim Rütteln gegeneinander, daß ihre Panzer leise klirrten.

Sie war erst erschrocken und erkannte ihn nicht.

Nachher aber lachte sie. Er faßte sie um die Hüften und fühlte unter der Bluse ihren warmen Körper.

Sie kicherte ruckweise dazu und ließ es sich gern gefallen.

Im Gehen bog er ihr den Kopf zurück und küßte sie auf die breiten Lippen. Sie erwiderte den Kuß so drollig, daß es klatschte. Sie brachen über diesen Laut beide in ein Gelächter aus.

Sie gingen nun langsam. Er hatte ihr den rechten Arm um den Nacken geschlungen und streichelte ihr die Wangen. Er fühlte, wie rauh die Haut ihres Gesichtes war. Das tat ihm wohl.

Digitized by Google

Wenn sie stille standen, hörte er eine leise, kuriose Bewegung im Korbe, wie wenn jemand im Dunkeln herumgreift. Dazu roch es nach Fischen.

Als sie an die Stelle kamen, wo der Weg nach Rochebonne abzweigt, setzte er sich wieder ins Gras und wollte warten, bis sie zurück wäre.

Er hörte noch lange das Klappern ihrer Pantoffeln, als sie schon längst im Dunkel verschwunden war.

Die Nähe dieses drallen Mädchens machte ihn glücklich und froh. Ihre starke, natürliche Sinnlichkeit floß wie eine Besänftigung auf ihn über. Es gab da nichts Kompliziertes, keine Hinterhalte und kein Raffinement, sondern jede Handlung und jedes Gefühl ging so natürlich seinen Weg, wie die Sonne aufgeht und das Meer wächst und sich wieder zurückzieht, alle Tage.

Er erwartete sie jetzt mit der köstlichsten Spannung, und als sie lange nicht kommen wollte, legte er sein Ohr auf den Weg, um den Laut ihres Trittes zu erspähen.

Wie ein Palast aus Kristall und Licht strahlten jenseits der Rance das Kasino und das Royal-Hotel von Dinard, und davor schwamm in einer violetten Färbung die Flut. Er empfand kein Verlangen nach all der Heiterkeit dort und ihrem Prunk, sondern wartete hier auf dem Feldweg, mit einem durch seinen ganzen Körper pulsierenden glücklichen Begehren.

Zuletzt streckte er sich wieder lang aus und sah für einen Moment die Baronin wie eine holde Erscheinung im Nachtkleide auf dem Balkon stehen, und die Erscheinung wollte eben in seiner Vorstellung wieder Wurzel fassen, als er einen leisen Schrei hörte und Louise den Berg heraufkam.

Digitized by Google

Sie hatte den Korb jetzt wie einen Torniſter über den Rücken hängen und ſchritt gemächlich die Halde heran.

Louiſe ſagte, ſie wollte baden. Sie hätte am Abend noch nicht Zeit dazu gehabt.

So ſchlenderten ſie über die Wieſen zu den Felſen und ſtiegen nach dem Strande hinunter.

Bernard hielt im Gehen ihren Körper gegen den ſeinen gepreßt. Die Haut ihres Halſes roch ſeltſam heiß und ſauer, was ihm wie ein beſtialiſches Parfüm ins Gehirn ſtieg.

Unten ſchüttelte ſie ihren Rock, ihre Bluſe und ihr Hemd, die ihre ganze Kleidung waren, von ſich, und legte ſich in den warmen Sand. Bernards Gewänder flogen rings in weiten Bogen zu Boden.

Dann lief ſie ins Waſſer, die Wellen rannen um ihre Brüſte, bis ſie hineintauchte, ihr Geſicht bald hier bald dort aus dem Schaume ſteigen ließ, und pruſtete und lachte und Bernard, der herangeſchwommen kam, mit einem Sprühregen überſchüttete.

Später lagen ſie wieder nebeneinander im Sande, der die Haut trocknete und warm und geſchmeidig machte.

Louiſe hatte ſich über ihn gebeugt und küßte ihn wie eine Puppe, zärtlich, gütig und mit Gekicher, und ſagte ihm viele bretoniſche Liebesworte, die er nicht verſtand.

Er ſah über ſich das Weiße ihrer Augen, fühlte ihren Atem und ihren noch feuchten, blanken Leib, ihm wollten die Sinne ſchwinden . . .

Digitized by Google

Achtzehntes Kapitel

Er fuhr nun jeden Morgen mit Bahieu zum Fiſchen hinaus. Am dritten Tage ruderte er an Louiſens Stelle. Sie ſaß ihm nun gegenüber und dehnte ihre Glieder, als ob ſie nichts mit ihnen zu beginnen wüßte. Ihre Augen ſahen groß und ſtill wie die eines Kindes auf das ſchimmernde Waſſer.

Über Bernard war ein kaum gekannter Eifer gekommen. Wenn er an den erſten Tagen todmüde und mit ſteifen Beinen wie nach einem ſchweren Jagdritt nach Hauſe ſchritt, verwünſchte er die Strapazen und empfand doch das Behagen, das die lähmende Müdigkeit ſeinem Körper gab; allmählich dann fühlte er neue Kräfte in ſich wachſen. Seine Glieder erſtarkten, das Blut und die Nerven arbeiteten in ihnen. Das war für ihn eine Entdeckung, die ihn glücklich machte. Die zu Zeiten ſeinen Willen und ſeine Beweglichkeit hemmende Schlaffheit fiel wie ein ermüdender Schatten, der ihn lange bedrängt hatte, von ihm ab.

Er wuchs in einen ganz neuen Zuſtand des Leibes und der Seele hinein.

Aber bald langweilte ihn dieſe körperliche Analyſe, die er täglich und bei jeder Tätigkeit vornahm. Das Ganze bekam für ihn wieder den Anſchein von etwas Äußerlichem und Wertloſem.

Digitized by Google

Eines Abends ſchritt er mit der Baronin über die Raſenkuppe gegen das Sémaphore hinauf. Die ſchwebenden Fäden des Verlangens, die ſich zwiſchen ihnen gebildet hatten und wieder zerriſſen worden waren, banden ſich jetzt mit anderer, tieferer Gewalt. Wenn ihn auch das Leben mit den Fiſchern in ſeinen primitiven Reizen wie Louiſens unverhüllte Nacktheit zu feſſeln gewußt hatte, war dies doch alles etwas Fremdes, das nicht zu ihm gehörte. Und die Baronin wurde ihm jetzt in dieſer Rückkehr zu ſeiner Welt wie zu einer Zuflucht und zugleich zu einer Geſtalt, die all das beſaß, wonach ſich ſeine Nerven von neuem ſehnten.

Sie war auch an dieſem Tage von einer wunderbar heiteren ungezierten Grazie. Das weiße Tüllkleid umfing in einer entzückenden Dezenz ihre ſchlanke Mädchenhaftigkeit. Der weiße Strohhut mit den Roſen überdachte ihr braunes Haar in einer geſchweiften Linie, und wenn Bernard auf dem ſchmalen Pfade ſo hinter ihr herging, tat das Bild ihrer Geſtalt ſeinem Auge unendlich wohl.

Und was ihn ſchon früher an ihr gefangen hatte, zeigte ſich hier auf dem Lande in noch ſtärkerem Eindruck. All das Bewußte, Verſtandesmäßige, das Henriette wie auch Lucienne an ſich hatten, als Frauen, die dem Kampf ihres Milieus gewachſen waren, fehlte ihr. Sie war eine Frau, die Schutz und Sorgfalt und Galanterie verlangte, gemäß der ganz weiblichen, hilfloſen Art ihres Ausdruckes, der durch ihr Blut und ihre Erziehung bedingt war.

Bernard dachte in dieſem Augenblick, wie er ſie einſt Henriette geſchildert hatte, als eine der Geſtalten, die

Digitized by Google

bei den mondänen Wettkämpfen still und schön auf der Tribüne sitzen, und von denen niemand etwas erwünscht, außer ihrer Haltung und ihrer gütigen Schönheit, die ihre Sicherheit und ihre Unnahbarkeit ausmachen.

Sie sprachen wieder von den Frauen und der Liebe, und die Baronin meinte, die meisten Männer kennten weder das eine noch das andere.

Bernard gab das zu. Er sagte: „Im Manne ist eine große Trägheit, die ihn schließlich veranlaßt, bei einer gewissen Art von leichtzugewinnenden Frauen zu verweilen. Er vermeidet aus Bequemlichkeit Kämpfe und ein zu großes Risiko und zieht eine Banalität vor, die vielleicht auch ganz erlebenswert ist . . ."

Da fragte sie und blieb stehen: „Glauben Sie nicht, daß da auch viel Taktgefühl dabei sein kann?"

„Wie denken Sie sich das?"

„Ich meine, daß der Takt des Mannes ihm verbietet, sich auf diese Art einer Frau zu nähern, die ihm nicht durch ihren Charakter für ein solches Schicksal bestimmt erscheint . . ."

„In der wahren Leidenschaft hört für ihn diese Rücksicht auf . . ." antwortete Bernard so eigensinnig, als ob er keinen Einwand mehr erwartete.

„Mir scheint, in diesem Wort liege doch ein Mangel an Zartgefühl . . ." warf sie leise ein.

Da sagte er: „Es ist doch so, daß die Frauen meist eine ethische Legitimation für eine Leidenschaft suchen. Sie fahnden in ihren Herzen nach Entschuldigungsgründen, die das Außerordentliche begreiflich machen sollen, statt sich einfach damit zu begnügen, daß sie lieben . . ."

Digitized by Google

Jetzt erwiderte die Baronin nicht mehr.

„Es hat faſt keinen Sinn, darüber zu reden ...“ Seine Stimme klang bedrückt und gequält.

Sie ſchaute auf.

„Oder nur zwiſchen ganz indifferenten Perſonen ...“ ſetzte er hinzu.

Sie gab wieder keine Antwort.

„Wie iſt Ihr Vorname?“ fragte er nachher, .. „Ich erinnere mich nicht, ihn je gehört zu haben? ...“

Sie hatten ſich an der Halde, von der die Schlucht ins Meer abfällt, auf eine Bank geſetzt.

Madame de Ch. beſann ſich einen Moment, als ob ſie damit etwas preisgäbe, und ſagte darauf: „Antoinette ...“

„Antoinette klingt hübſch ... das paßt zu Ihnen ...“ Er ſprach das Wort noch einigemal aus, als wollte er ſeinem Ohr eine Melodie einprägen.

Sie ſah auf die Geröllhalde, die vor ihnen zum Strand niederging, und auf der nur ein paar kärgliche Büſche wuchſen.

„Sie ſind ein Phantaſt,“ ſagte ſie ... „Was Ihnen fehlt, iſt eine gewiſſe innere Feſtigkeit ... ich glaube, alles, was Sie denken und fühlen, hat vor Ihnen ſelbſt wenig Beſtand ...“

„Das mag ſein ...“ gab er zu ... „aber vielleicht täuſchen Sie ſich doch ...“

Er ſchaute an ihr nieder, und ſein Blick blieb an ihrer linken Hand haften, die neben ihm auf der Bank lag. Sie hatte ihren langen weißen Spitzenhandſchuh nach dem Arm bis über das Knöchel zurückgeſchlagen. Ein paar ſchmale Goldreifen mit Brillanten ...

Digitized by Google

die Ovale der gepflegten Nägel ... all das leuchtete wie etwas Helles und Lockendes vor ihm auf. Und plötzlich hatte er die Idee, diesen schmalen weißen Handrücken zu küssen.

Wie etwas Abruptes wuchs ihm der Gedanke ins Gehirn hinein ...

Madame de Ch. schaute erschrocken und atemlos auf ihn nieder, als er so plötzlich vor ihr kniete, als sein Atem und seine Lippen ihr über die Haut strömten, wie etwas seltsam Peinigendes und Aufregendes.

Sie wollte die Hand zurückziehen, aber sie fürchtete ihn damit zu demütigen. Sie wollte reden, aber es gab keine Worte auf diese Handlung ...

So ließ sie es geschehen und empfand, wie ihr ein Entzücken den Arm hinaufkroch und ihr wie ein heißes und zugleich fröstelndes Rieseln über die Brust und bis ins Herz rann.

Auf dem Heimwege waren sie erst beide verlegen. Bernard summte eine Melodie vor sich hin und wurde darüber ganz vergnügt.

Da sagte sie plötzlich, wie mit einer zaghaften Mädchenstimme: „Sind Sie jetzt glücklicher als vorher?"

„Natürlich ..." antwortete er und lachte.

„Sie sind leichtsinnig ..."

„Niemals, ich bin nur so froh und möchte mich noch viel schlimmer aufführen ..." seine Worte klangen unendlich kühn und siegesgewiß.

„So sollen sie doch lieber nicht sein ..." protestierte sie leise.

„Haben Sie keine Sorge, es könnten uns ja die Leute sehen ... und das muß man immer vermeiden ..."

Digitized by Google

„Ja, das muß man . . .“ fügte ſie wie in Gedanken hinzu; und als er lächelnd aufſah, machte ſie ganz erſchrockene Augen, als hätte ſie ſich auf einer Frivolität ertappt . . .

Es kamen regneriſche und trübe Tage. Ein ſcharfer Nordſturm wehte, und die See ging hoch. Mit dumpfem Hämmern fielen die Wellen auf den Strand. Das Baden war plötzlich unterbrochen.

An den Vormittagen ſtand man in den Kautſchukmänteln oben auf dem Raſen und ſah, wie das Waſſer bis zu den Kabinen am Abhang vorſchoß.

Die braunen Felſen, die vor wenig Tagen noch über den Seeſpiegel geragt hatten, waren jetzt von der Flut überſchwemmt und tauchten nur manchmal wie dunkle Flecke in dem weißen Giſcht auf.

Bernard ſtand mit Margot und dem Baron ſtundenlang hinten bei den Felſen, wo das Waſſer, von unterirdiſchen Kräften geſchleudert, wie in Kanälen emporſchoß, in wildem Schaum ſich bäumte und dann jäh und geifrig glatt wieder in die dunkle Tiefe zurückwich.

Es war ein grauſames und erhabenes Bild, alle dieſe Winkel im haushohen dunkeln Geſtein, wo eben noch warmer Sand gelegen und die Kinder an ſchwülen Nachmittagen im Schatten geſpielt hatten, in ſchwarze gähnende Schlünde verwandelt zu ſehen, durch die das Meer wie ein drohendes, gequältes Tier emporſprang.

Bernard hatte eine große Niedergeſchlagenheit befallen. Die Baronin blieb während all dieſer Zeit unſichtbar, und er konnte ſich das nicht anders deuten,

Digitized by Google

als daß ſie abſichtlich eine Begegnung mit ihm vermied.

Wenn er anfänglich darüber nur unglücklich geweſen war, ſo wuchs dieſe Stimmung bald zu einem Zuſtand zerknirſchter Raſerei. Er wußte zu wohl, wie oft in den Zuſtänden der Leidenſchaft die Zufälligkeiten der täglichen Gegenwart über alles entſcheiden, und er empfand darum auch in dieſer ihrer Flucht die allergrößte Gefahr für ſich.

Am fünften Tag ſchlug das Wetter um. Urplötzlich eines Morgens lag die See wieder ſpiegelblank, und die Sonne hatte bis zum Mittag den ganzen Strand getrocknet.

Es war jetzt um die Mitte des Auguſt.

Als ob nun ein zweiter, milder und gedämpfter Sommer kommen wollte, lag die See in blauem Glaſte, darüber ſich eine weiße, ſilberglänzende Schicht gelegt hatte.

Alle, die vorher in den dumpfen Stuben eingeſchloſſen waren, krochen ans Licht. Auf dem Strand wälzten ſich die Kleinen, ſtanden in Gruppen die Mütter und die Kinderfräulein, und die Herren ſtrichen ihren Abenteuern nach, die ſie gen Paramé, St. Malo oder Dinard oder nur zu einem Rendezvous nach dem Wald oder dem Havre führten.

Der Baron war gleich nach Tiſch vom Auto nach St. Malo geholt worden.

Bernard lag eine Stunde unter dem Schirm vor den Kabinen im Sande, ohne daß ſich Madame de Ch. zeigte. Da ging er hinauf und ſchlief bis gegen Abend. Als er wieder herunterkam, war ſie noch immer nicht auf dem alten Platz.

Digitized by Google

Dagegen traf er Margot mit Mademoiſelle Eugénie.

Margot ſaß auf einem Teppich mit untergeſchlagenen Beinen und las in einem Buch. Während ihrer Lektüre bewegte ſie langſam die Lippen, ſah dann wieder auf und ſtarrte Bernard ins Geſicht.

„Wie geht es Mama?“ fragte er.

„Mama wird ſpäter kommen . . . ſie ſchreibt Briefe . . .“ ·

Nebenan gab es ein großes Schauſpiel. Ein kleiner Junge aus dem Dorf verdiente ſich ein paar Sous damit, daß er von der Höhe des Raſens kopfunter in den warmen Sand ſprang, eine Übung, bei der ein normaler Menſch das Genick hätte brechen müſſen. Es ſchien aber ſeine Beſonderheit zu ſein, und er fühlte ſich ganz wohl dabei.

Die Kinder ſtanden oben und unten, und wenn wieder ein paar Bronzeſtücke zuſammengelegt waren, tat er ſeinen Sprung, während alle kreiſchten.

Margot ließ ſich von Mademoiſelle auch Geld geben und ging hinüber.

Den Strand entlang kam jetzt die rotblonde Frau des Maklers mit einem jungen Herrn, der ein kurzes Schnurrbärtchen trug und, wenn er lachte, ein Gebiß von ſtarken gelblichen Zähnen zeigte.

Sie amüſierte ſich laut über einen Witz, den er erzählte.

Bernard hörte hin. Seine Stimme war aber nicht die, die faſt jeden Abend im Nebenzimmer erklang.

Mademoiſelle Eugénie ſagte: „Ich glaube, der Herr iſt ihr Geliebter . . .“

„Das mag ſein . . .“ antwortete Bernard.

Digitized by Google

„Denken Sie, was Madame mich neulich fragte . . .“ lachte ſie wieder.

„Was denn?“

„Sie fragte, ob es nicht den Anſchein hätte, daß auch Sie in dieſe Perſon verliebt wären . . .“

„Das bin ich vielleicht auch . . .“

„Nein . . . im Ernſt . . . Madame findet Sie ſehr ſcharmant, nur etwas jung . . . und manchmal komiſch.“

„Das kann mich nur freuen . . .“

„Da haben Sie recht . . .“ antwortete Mademoiſelle Eugénie und zeigte ein paar lächelnde und etwas boshafte Augen.

Bernard wartete umſonſt bis zum Abend auf die Baronin.

Als die Gouvernante mit Margot hinaufging, blieb auch er nicht länger. Er war in der entſetzlichſten, gramvollſten Stimmung.

Wie er ſich aber zum Diner umzog, brachte das Zimmermädchen ein paar Zeilen. Madame de Ch. würde ſich freuen, ihn heute zum Eſſen bei ſich zu ſehen.

„Das iſt ein wenig ſpät . . .“ dachte er und wollte erſt aus Trotz abſagen.

Dann aber nahm er an.

Wie er hinüberkam, ſtanden ſie alle im Garten. Madame de Ch. hatte ihren Schirm gegen die Abendſonne aufgeſpannt und ſagte: „Wir freuen uns, daß Sie kommen . . .“

Margot, die am Abend ſtets hungrig war, drängte zum Eſſen.

Das Speiſezimmer, das direkt unter dem Schlaf-

Digitized by Google

zimmer der Baronin lag, hatte ein Fenſter nach dem Meer und eines gegen das Hotel.

Durch die offenen Scheiben hörte man drinnen das Mädchen hantieren und mit den Tellern klappern. So gingen ſie hinein.

Als Margot das Tiſchgebet geſprochen hatte, begann ſie gleich wieder zu ſchnattern und die Geſchichte von dem Jungen zu erzählen.

Bernard ſaß der Baronin gegenüber an der Breitſeite des Tiſches, während die Kleine neben der Gouvernante unten ſaß. Oben ſtand immer das Gedeck für den Baron Fernand bereit, der aber am Abend kaum zum Eſſen erſchien.

„Ich war dieſe Tage durch eine Erkältung etwas indisponiert . . .“ ſagte Madame de Ch. . . . „Wie haben Sie die Zeit verbracht? . . .“

„Gut . . .“ antwortete Bernard und ſchaute ihr in die Augen, als könnte er ſie damit ärgern oder wenigſtens den Eindruck auf ihrem Geſicht ſehen.

Sie erwiderte aber gar nichts und aß langſam und bedächtig, als ob das für ſie eine nachdenkliche und beſänftigende Beſchäftigung wäre.

Kein Zeichen irgendeiner Nervoſität oder Aufregung zeigte ſich in ihren Zügen.

So verlief das Eſſen einförmig und monoton.

Er betrachtete vor ſich ihr roſtfarbenes Kleid, das einen rötlichen Reflex auf ihre Wangen warf. In den Haaren trug ſie ein rotſeidenes Band. Ihre feinen Naſenflügel zitterten zuweilen bei einem Atemzug. Sonſt war ein Ausdruck der Ruhe, faſt der Indifferenz in ihrer ganzen Perſon.

Digitized by Google

Bei all dem befiel Bernard eine sich immer mehr steigernde rastlose Spannung. Er litt unter ihrer Gleichgültigkeit, ohne sie bekämpfen zu können. Er mußte von diesem Seelenzustand ein fast trostloses Gesicht haben, denn die Baronin sah ihn wiederholt wie verwundert an.

Nachher gingen sie wieder in den Garten hinaus. Madame de Ch. hatte ihren großen Sommerhut mit den Rosen aufgesetzt.

Sie waren in der Laube nach der See hin. Margot spielte mit Mademoiselle Eugénie Domino.

Bernard kam auf der runden, der Form des Häuschen angepaßten Gartenbank neben der Baronin zu sitzen, die Kleine saß ihm gegenüber und ließ ihre Beine unter dem Tisch hin und her baumeln. Die Gouvernante hatte dem Kinde die Fehler zu erklären, die es wiederholt beging, und war ganz vom Spiele in Anspruch genommen.

Madame de Ch. schaute geradeaus ins Laub. Wenigstens schien es Bernard so, denn er konnte ihr Gesicht unter der Krempe des Hutes kaum sehen. Er saß wortlos zurückgelehnt mit gekränktem Ausdruck und starrte auf Margots braune seidene Strümpfe, die ihr dünnes Kinderbein graziös modellierten.

Da schob die Baronin, deren Hände bisher auf dem Schiefertisch gelegen hatten, ihre Linke neben ihm auf die Bank. Wie damals auf dem Hügel.

Er sah sie plötzlich als etwas Weißes, das ihn aufregte, neben sich schimmern.

Eine Sekunde überlegte er.

Dann legte er seine Hand behutsam und unmerklich dar-

Digitized by Google

über, daß seine Fingerspitzen leise ihren Handrücken berührten.

Im ersten Moment hatte er die Empfindung, daß ihre Haut bebte und die Hand eine Bewegung machte, als wollte sie sie zurückziehen.

Dann aber blieb sie regungslos still.

Ihm war, als ob sein Blut in ihren Körper hinüberginge und wieder zurückkäme. Wie ein glückliches Fieber stieg es in seinem Arm empor. All sein Verlangen nach ihr glühte in dieser einzigen Berührung.

Dabei sah er auf den Tisch und auf Margot, die die Spielmarken ungeduldig hin und her schob und teilnahmlos und müde war.

Er wollte eben zu reden beginnen, als plötzlich ihre Hand sanft unter der seinen wegglitt.

Sie saßen noch eine Viertelstunde.

Dann sagte Margot: „Gute Nacht!" und entfernte sich mit Mademoiselle.

Sie standen auf und traten auf den Rasen hinaus. Sie vermied es peinlich, ihm in die Augen zu sehen.

Die Sonne stand eben noch wie eine kupferfarbene Halbscheibe über dem Meeresspiegel und färbte das Wasser mit tiefrotem Brand.

Im Hotel war das Diner zu Ende, und die Leute strömten auf die Terrasse.

„Wie schön der Abend ist . . ."

„Wollen wir noch spazieren gehen?" fragte er.

Sie zögerte einen Augenblick und antwortete dann: „Wenn Sie wollen . . . aber nicht zu lange. Die Dämmerung kommt schnell . . ."

Sie schritten bis zum Strand hinunter und von dort

Digitized by Google

im Sand gegen die Felſen. Er war ihr ſtets um einen halben Schritt voraus. Er fühlte, wie ſein Wille in dieſen Momenten ſtärker war als der ihre. Wortlos folgte ſie ihm.

Da ſagte er leiſe, faſt bekümmert: „Ich hab' mich ſo ſehr nach Ihnen geſehnt . . .“

Sie antwortete nicht und hielt den Kopf geſenkt.

„Sind Sie traurig?“ fragte er ſie.

Sie nickte mit dem Kopf.

„Hab' ich Ihnen Schmerz bereitet?“ Sie verneinte.

„Aber was drückt Sie wieder?“

„Weil Sie das von der Sehnſucht ſo und ſo vielen Frauen geſagt haben . . .“

Er ſchwieg. Sie nahm das wie ein Bekenntnis und hob lebhafter an: „Hab' ich nicht recht? . . .“

„Was ſoll ich Ihnen darauf ſagen?“ Er ſah ſich betrübt nach ihr um . . . „Iſt all das Frühere ein Beweis dagegen, daß ich Sie jetzt liebe? . . .“

„Das iſt keine Liebe . . . nur Leidenſchaft . . .“

„Wiſſen Sie das?“

Sie antwortete wieder nicht und hatte ſich auf einen Felsblock geſetzt, der einſam im Sande ſtand. Da ſaß ſie wie in einer ängſtlichen Ratloſigkeit.

„Man muß auch zur Liebe eine große innere Kraft aufwenden . . .“ hob er mit bittender Stimme an . . . „Liebe iſt etwas, das anſtrengt und müde macht . . .“

Sie lächelte trübſelig: „Sie wiſſen für alles einen Grund und eine Entſchuldigung.“

„Muß ich denn nicht?“ fragte er gutmütig.

„Sie ſind ein junger Menſch . . . und ich ſollte klug ſein und nicht hier auf dieſem Felſen ſitzen . . .“

Digitized by Google

„Werden Sie mit aller Klugheit glücklich werden?“ tönte wieder seine Stimme an ihrem Ohr.

Ihr Blick glitt suchend auf das Wasser. Die Sonne war in den Fluten versunken, und über die endlose Fläche rieselte eine gleichmäßige stahlgraue Tönung. Eine schläfrige Ruhe lag dämmerig in den Felsen. Auf dem Strand vor dem Hotel bewegten sich zwei dunkle Figuren und stiegen den Abhang hinauf. Da legte er sich vor sie in den Sand und flehte und bettelte und bewies und redete ... dabei schaute er nach ihren dünnen Fesseln, die aus weißledernen kleinen Schuhen zierlich und schmal aufstiegen ... Sie hörte eine Weile zu, bis sie wie entsetzt ausrief: „Aber was wollen Sie denn von mir?“

Er stand plötzlich vor ihr, nahm ihre beiden Hände und küßte sie inbrünstig, während sie sich hin und her wand. Dann war sein Mund auf ihrem Munde, indes sie stöhnte und er nur das eine fühlte: daß ihr ganzes Gesicht in einem starren, bleichen Erstaunen war.

Ihr Hut glitt hintenüber. Die Haare fielen ihr in die Stirne. Er mußte sie loslassen, während sie wie ein gehetztes Wild durch die Dämmerung forteilte.

Als sie in ihrer Atemlosigkeit endlich stille stand, hielt sie die Hände vor das Gesicht und jammerte: „Sie haben meine Schwäche mißbraucht ...“

Endlich kamen sie bei den Kabinen an, die einsam im Halbdunkel standen. Sie warf sich in den Korbstuhl, und weinte wie in einer schweren Krise ihrer Nerven ...

Da kniete er wieder vor ihr nieder und küßte ihre Finger zärtlich und weich, bis sie allmählich ruhig wurde.

Er war recht unglücklich.

Digitized by Google

Seine Leidenſchaft verlangte nach ihr, aber an ihrem Jammer zerbrach alle ſeine Kraft. Eine grämliche Verzweiflung hatte ihn erfaßt.

Er ſtreckte ſich vor ihr in den Sand und ſaß lange regungslos.

Da fühlte er plötzlich zwei Hände nach ſeinem Geſichte taſten. In der Dunkelheit blinkten ihre Augen über ihn, und ihr warmer mädchenhafter Körper glitt wie der eines geduldigen Kindes in ſeine Arme . . .

Als er nach Stunden das Vergangene zu ungezählten Malen in ſeiner hungrigen Phantaſie wieder neu aufbaute, um es wieder zu zerſtören und in allen Faſern wiederum zu genießen, erſchien es ihm noch immer in einer verzückten lähmenden Unwirklichkeit.

Ihre Hingabe bewegte ihn jetzt wie etwas unendlich Seltſames und faſt Schmerzliches. Der Weinkrampf war ſpäter noch einmal über ſie gekommen. Dann hatte er ſie halb verzweifelt den Abhang hinauf getragen, und ſie waren in aller Verwirrung im Schatten nach der Villa gegangen.

Deutlich ſah er noch, wie das Hotel ganz dunkel ſtand und nur der Portier im hellen Korridor auf und ab ging.

Der Abſchied war kurz und abrupt geweſen. Sie war wortlos und geſenkten Kopfes in den Garten getreten.

Nachher hatte er noch eine Stunde auf der Grastuppe gelegen, bis oben das Licht verſchwand.

Und jetzt waren ſeine Sinne noch ſo klar und glücklich, daß der Schlaf nicht über ſie kam. Daß er hier an

Digitized by Google

eine Seele gerührt hatte, die kaum mit einer anderen Frau seiner Erfahrung zu vergleichen war, erfüllte ihn mit einer zärtlichen Ehrfurcht, und in seinem Herzen war ein Klang, der ihn bewegte, diese Liebe mit aller eifrigen und wachen Andacht zu erleben.

Über diesen Gedanken schlief er spät ein.

Am kommenden Tag blieb sie unsichtbar, und er erwartete sie umsonst. Aber als ob das zu ihr gehöre, gab er sich zufrieden. Er verbrachte die Stunden in einer von all seinen sehnenden Wünschen durchströmten Träumerei. Er schritt hinunter und machte den Weg zu dem Felsen hinüber, auf dem sie gestern gesessen hatte, und er fand noch die Spuren im Sande, die sie getreten.

Aber auch am zweiten Tag fehlte sie. Sogar am dritten. Er sah in der Nacht nur das rote Licht durch die Portieren der Balkontüren fallen und war ratlos.

Sein Gefühl gebot ihm, zu warten. Aber sein Verlangen legte ihm brennende Qualen auf. Als er am Morgen den Baron nach ihrer Gesundheit fragte, antwortete er, daß sie sich erkältet hätte und unwohl sei.

Mit keinem Blick konnte er sie finden, trotzdem er von da und von dort das Haus im Auge behielt.

Endlich am vierten Tage stand er so weit unten am Strand, daß er über den Abhang weg oben die Villa im Blicke hatte.

Da sah er sie aus der Gartentüre treten und langsam den Weg nach dem Dorfe hinauf gehen. Ein heißes Gefühl der Freude erfüllte ihn und zugleich eine große Zaghaftigkeit. Der Wunsch, ihn zu sehen, war in ihr vielleicht so gering, daß es sie nicht einmal zur kleinsten Bewegung einer Annäherung trieb, und viel-

Digitized by Google

leicht war ihre Furcht vor ihm noch größer als ihr Wunsch.

Das hielt ihn zurück.

Langsam folgte er ihr. Er hatte sie längst aus dem Auge verloren, als er oben auf den Dorfplatz kam, und ihre Gestalt zeigte sich weder auf dem Weg zum Havre, noch auf der Feldstraße nach Rochebonne.

Trostlos irrte er auf und ab, bis ein Junge auf ihn zukam und fragte: „Sie suchen die Dame?"

„Ja . . ." Bernard sah erstaunt nach dem Kleinen, der ihm die Hand hinhielt, als wollte er den Lohn der Sicherheit wegen vor seiner Auskunft in Empfang nehmen.

Er gab ihm einen Sou.

Da sagte der Kleine: „Sie ist in der Kirche . . ."

Bernard ging über den staubigen, grell beschienenen Platz und öffnete zaghaft die schwere Eichentüre.

Drinnen war es kühl und dunkel, und es roch nach Weihrauch. Er stellte sich hinter die Säule mit dem Weihwasserbecken, und sein Auge gewöhnte sich allmählich an die Dämmerung.

Im ganzen Raume war kein Mensch, nur die Baronin kniete vorn im linken Schiff und stärkte ihre Seele in der Erregung eines langen Gebetes.

Bernard hielt sich eine Weile atemlos ruhig. Er fühlte sich beklommen und wie ein Eindringling in der Stille dieser Stätte. Durch die farbigen Spitzenbogenscheiben strömte ein gedämpftes buntes Licht über die alten braunen Bänke, in die Namen und allerlei Zeichen eingeschnitzt waren.

Die kleine Empore wurde von zwei Säulen aus weißgestrichenem Holz getragen.

Digitized by Google

Bernard hatte plötzlich die Empfindung, wie verlegen er wäre, wenn sie sich jetzt plötzlich umdrehte und ihn da hinter dieser Säule überraschte. So schlich er sich leise hinaus.

Seitwärts am Türstock hing ein kleiner Sandsack, der wie ein Uhrgewicht beim Öffnen des Portals in die Höhe ging und durch sein Niederfallen die Türe wieder zuzog.

Laut und grämlich kreischte dieser Apparat, bis Bernard wieder draußen in der Sonne stand.

Nachdenklich ging er heim.

Am folgenden Vormittag wollte ihn der Baron zu einer Bootfahrt mit sich und Cecile einladen und sagte ihm, daß er Cecile wohl die kommende Woche, da er mit der Familie nach Cancale fahren wollte, für einen Nachmittag hüten müßte.

Bernard lehnte die Bootfahrt nach dem Kap Fréhel ab, versprach aber die andere Mission gerne zu übernehmen.

Eine tiefe Trostlosigkeit quälte sein Gehirn. Er fand trotz allen Mühen keinen Weg mehr zu ihr. In ihrer Schwäche hatte sie eine Waffe, die fast unüberwindlich war.

Zugleich empfand er ihre Flucht in die mystischen Tiefen der Religion gleich etwas Bezauberndem und Rührendem. Wenn er auch auf diesem Felde indifferent war, so verstand er doch die Tröstung dieser Gebärde für ihre Seele und achtete sie als ein unantastbares Gut, das sie sich aus ihrem Fonds von Lebenskräften noch erhalten hatte.

Er wußte aber auch, daß das Gebet ein Frauenherz nie von seiner Leidenschaft entfernt, sondern daß für diese

Digitized by Google

Stunden, da die Gedanken im heiligen Feuer ſtehen, nur eine Verwandlung der Ekſtaſe eingetreten iſt.

In dieſer Nacht lag er auf der Graskuppe, als ſie ſeit langen Tagen wieder einmal in ihrem weißen Kleid auf den Balkon trat. Der Mond war noch ſo wenig im Zunehmen, daß ſich Bernard bis zur Hecke des Gartens heranſchleichen konnte, ohne daß er die Dunkelheit verließ.

Sie hielt die Arme auf das Holzgeſims geſtützt und ſtarrte in die Dämmerung.

In dieſem Augenblick kam ihm plötzlich die Idee, hinaufzuklettern.

Mit dem Auge maß er die Diſtanz. Wenn er ſich am Getäfel halten und auf das Sims des Speiſezimmerfenſters ſtellen könnte, wäre es vielleicht möglich, den Holzkranz der Veranda mit den Händen zu erreichen und ſich daran hoch zu ziehen.

Er lief ſofort hinter das Hotel, wo der Turnplatz der Kinder war, und machte die Probe an der Reckſtange. Er zog ſich, wenn auch mit Mühe, bis zum Kinn hoch, überlegte aber, daß ihm die Übung mit dem Training eines Tages gelingen würde.

Mit komiſchen Bewegungen und Seufzern quälte er ſich wohl eine Stunde in dieſer Nacht, bis ihm der Körper ſchmerzte.

Die Gymnaſtik hatte die glückliche Folge, daß er jetzt einen ruhigen Schlaf fand.

Am Morgen erhob er ſich in der Frühe, beſchloß aber, ſich nicht zu überanſtrengen, um die Kraft für den Abend nicht zu vergeuden.

Er empfand jetzt, wie ihm die Rudertage mit Bahieu

Digitized by Google

die Arme gestärkt hatten, aber das Ungewohnte der physischen Kraftprobe machte ihn nervös, und er mißtraute sich sehr.

Als er nach dem Bade den Baron und Margot bis zur Villa begleitete, sah er, was er vorher nie beachtet hatte, daß das Geländer des Balkons aus ziemlich festen Rundstäben bestand, die sich in der Mitte aber so verdickten, daß es zweifelhaft war, ob er sie beim Emporklettern ganz mit der Hand umspannen könnte.

Diese Überlegung quälte ihn als ein neues Hindernis.

Jede Stunde ging er in der Ungewißheit, ob nicht ein Dämon ihn plötzlich seiner Kraft berauben würde, zum Turnplatz und kämpfte mit der Tücke des Recks. Seit seinen Institutsjahren war er nie mehr mit diesem Instrument in Berührung gekommen, und er gestand sich unwillkürlich ein, zu welch seltsamen Exzessen ihn sein Dienst um die Frauen schon geführt hatte.

Erst gegen Abend kam eine gewisse Gelassenheit über ihn.

Er ging zum Strand hinunter.

Da lag auf dem Stuhle der Baronin ein Buch in schwarzem Lederband. Auf der Außenseite stand ihr Monogramm in Gold gepreßt.

Über den Rand schaute ein Buchzeichen aus schwarzer Seide.

Sie hatte wohl eben noch dagesessen und gelesen.

Ob sie wieder zurückkäme? Fast sträubte sich sein Gefühl dagegen, als könnte dadurch sein Plan für den Abend verdorben werden.

Er legte sich in den Sand und schlug die Seite des Buches auf. Es waren geistliche Lieder und Sprüche. Er las:

Digitized by Google

»Je veux t'aimer, ô Dieu, plein de tendresse
Qui m'aimas le premier!
Je veux t'aimer, soutien de ma faiblesse,
Mon fort, mon bouclier.«

Er las die Verse mit halblauter Stimme, und es war ihm selbst, als klängen die Worte wie etwas süß Berauschendes, — eine seltsame Stille legte sich über sein Herz. Er hielt das Buch in der Hand, aus dessen Blättern ein feines, zartes Parfüm aufstieg, und er verstand es jetzt in tiefer Seele, wie selbst das Göttliche in den Händen einer Frau zu einer rührenden und leidenschaftsvollen Ekstase werden mochte.

Digitized by Google

Neunzehntes Kapitel

Der Abend kam mit der Langſamkeit aller ſpannenden Ereigniſſe heran. Bernard quälte merkwürdigerweiſe nur die Erwartung und keinen Moment der Gedanke, es könnte alles doch ein recht ſchlimmes Ende nehmen.

Als er noch mit dem Buch am Strande ſaß, erſchien Mademoiſelle Eugénie, um es zu ſuchen.

„Madame wird fromm . . .“ ſagte ſie, als ſie wegging, und lächelte und reckte ſich ſchwül, als wollte ſie durch dies alles andeuten, daß ſie nicht von dieſer Art ſei.

Bernard ſchaute ihr nach, wie ſie mit ihren ſchlanken Beinen den Abhang hinaufſtieg, und dachte ſich einen Augenblick, daß es wohl gefahrloſer wäre, ſich nach der Gouvernante als nach der Herrin zu ſehnen.

Unter dieſen Gedanken erſchien Margot. Das Kind hatte geweint und war traurig.

„Was fehlt dir?“ fragte er.

Sie erzählte, daß ihr Mama einen Spaziergang nach dem Sémaphore verſprochen hätte und nun nicht Wort halten wollte.

„Und nun?“ fragte er weiter.

„Dann gehe ich zu Monſieur Bernard . . . habe ich darauf geſagt und möchte Sie nun bitten, mit mir die Promenade zu machen.“ Ihre Augen ſahen ſo troſtlos

Digitized by Google

und bittend zu ihm auf, daß er gerührt wurde, das Kind um die Schultern faßte und mit ihm den Hügel hinanstieg.

„Und was sagte Mama, als du dennoch gehen wolltest? . . ."

„Dann bleib du bei Monsieur Bernard . . ." sagte sie.

„Und da hast du geweint?"

„Ja . . ."

„Aber wird uns Mama jetzt nicht böse sein?" fragte er und lächelte.

„Dann verteidige ich Sie . . ." beteuerte die Kleine ernsthaft . . . „und sage es Papa; der hilft uns gewiß . . ."

„Bist du dessen so sicher? . . ."

„Wir sind dann doch zwei, und Mama ist nur eine . . ." wendete sie ein.

„Aber vielleicht liebt Papa Mama mehr als uns alle beide . . ."

Margot schüttelte den Kopf: „Er liebt mich ebenso sehr wie Mama, hat er mir schon gesagt . . . und Sie liebt er auch ein bißchen, und das kommt dann ja noch dazu . . ."

„Dann ist freilich etwas Liebe mehr auf unserer Seite . . ." konstatierte Bernard und küßte das Kind, das sich wie ein kleines Tierchen an ihn schmiegte, auf die Stirne.

Die Kleine war nun wieder ganz froh und lief ihm voraus und deutete zurück auf die Villa, die in der Tiefe lag und deren Dach im Vergleich zu dem des Hotels ganz winzig klein erschien.

Oben auf der Höhe legten sie sich beide ins Gras und schauten schläfrig auf das Meer.

Digitized by Google

„Ich geh ganz gern mit Ihnen ſpazieren . . .“ ſagte plötzlich Margot etwas kokett.

„Das freut mich . . .“ antwortete er und drehte ſich um.

Margot hatte ſo eine vergnügte Art, mit untergeſchlagenen Beinen zu ſitzen, als ſei ihr das irgend einmal in früher Kindheit von einer Gouvernante beigebracht worden.

Bernard lag auf die Ellbogen geſtützt und betrachtete ihr Mädchenantlitz, als vermöchte er darin die Züge der Mutter zu finden. Aber wieder kam er zu der Einſicht, daß Margots Geſicht nicht ſo ſenſibel angelegt war wie das von Madame de Ch. Das Oval ſchien breiter. Sie hatte ein leicht abgeſtumpftes Näschen, welche Form weder ihrer Mutter noch dem Baron Fernand eignete.

„Mademoiſelle liebt Sie auch . . .“ hob jetzt das Baby wieder an und ſah ihm mit träumeriſchem Blick in die Augen.

„Woher weißt du das?“

„Weil ſie geſagt hat: Monſieur Bernard iſt nett, aber etwas naiv . . .“

„Da wird ſie wohl recht haben . . .“ antwortete er . . . „mir kommt es auch ſo vor . . .“

„Mama hat oft geſagt, ich bin naiv; da paſſen wir gut zuſammen . . .“ konſtatierte Margot.

Sie ſchwiegen beide eine Weile.

„Ich möchte jetzt Erdbeeren eſſen . . .“ begann ſie darauf.

„Wenn wir nur welche hätten . . .“ ſagte er.

„Das, was man eſſen möchte, bekommt man immer nicht . . .“ entgegnete ſie ganz philoſophiſch.

Digitized by Google

„Mir iſt es auch immer ſo ergangen . . .“ Er war völlig ihrer Anſicht.

Die Sonne begann ſich zum Horizont zu ſenken und wollte bald ins Meer tauchen.

Sie trotteten beide wieder den Hügel hinunter. Als ſie zur Villa kamen, ſtand die Baronin auf dem Holzbalkon und ſah ihnen zu, wie ſie daherſchritten.

„Sie haben meine Tochter entführt . . .“ rief ſie.

Er geleitete die Kleine bis ans Gartentor und ging dann zurück. Madame de Ch. war jetzt oben ins Zimmer getreten.

Mit einem Blick maß er die Diſtanz vom Fenſterſims bis hinauf. Er könnte es wohl erreichen.

Beim Diner ſaß zum erſtenmal wieder der Makler neben ſeiner Frau. Er hielt ſich müde und eingeknickt und war eben erſt angekommen. Sie redete laut über den Tiſch hin und ſchien nervös.

Madame P. vertraute Bernard an, daß wahrſcheinlich der junge Amerikaner mit dem raſierten Geſicht in den letzten Tagen ihr Geliebter geweſen ſei.

Bernard war derart zerſtreut, daß er kaum hinhörte.

Nachher lag er im Korbe am Strand. Er überdachte von neuem — zum wievielten Male! — ſeinen Plan. Er wollte warten, bis in ihrem Schlafzimmer das Licht ausgelöſcht wäre und er alſo die Gewißheit hätte, daß die Kammerfrau fort ſei. Dann hatte er die Taxushecke zu überſteigen, was nicht beſchwerlich ſchien.

Jetzt aber folgte die Schwierigkeit. Sobald Madame de Ch. das Geräuſch im Garten oder unter dem Balkon hörte, könnte ſie Verdacht ſchöpfen und, ohne zu ahnen,

Digitized by Google

daß er es sei, die Leute im Hause wecken. Und selbst wenn er nun hinaufkäme, ohne gehört zu werden, dann träte er in ein halbdunkles Zimmer, das er gar nicht kannte. Ob sie schon schliefe oder noch wach läge, sie müßte ihn im ersten Augenblick für einen Eindringling halten, und sie würde vielleicht um Hilfe rufen, ehe es ihm gelänge, ein Wort zu sagen.

Eine andere Möglichkeit war die, ihr vom Garten aus irgend ein Zeichen zu geben, um sie auf den Balkon zu rufen.

Aber ob sie dann nicht protestieren würde?

Es begann schon sehr dunkel zu werden.

Da beschloß er, alles auf den Zufall ankommen zu lassen. Was auch immer geschehen könnte, das Wichtigste schien ihm, daß Baron Fernand in St. Malo war und erst nach Mitternacht heimkam.

Im Eßzimmer und Wohnzimmer waren die Laden geschlossen, aber durch die Jalousien blinkte Licht. Das Schlafzimmer oben war noch dunkel.

Zweimal schlich er dem Zaun entlang, bis er sich hinaufschwang und auf der Innenseite in ein Gemüsebeet fiel. Etwas wie Kohl oder Salat fühlte er unter seinen Schuhen.

Langsam und geduckt schlich er sich ans Fenster. Im Eßzimmer standen eben Margot und Mademoiselle Eugénie auf und sagten Gute Nacht.

Die Baronin ging ins Wohnzimmer hinüber und kam mit einem gelbbroschierten Buch zurück.

Darauf gab sie der Kammerfrau ein Zeichen, und die verschwand gleichfalls. Madame de Ch. aber stellte sich vor den Spiegel, der über dem Kamin stand und

Digitized by Google

ſchaute lange hinein. Sie lächelte, lehnte den Kopf zurück und zeigte die Zähne. Es war, als ob ſie ſich mit ſich ſelbſt unterhielte.

Dann trat ſie zurück, nahm das Buch und ging hinaus.

Oben hörte Bernard jetzt den Tritt der Kammerfrau, der einmal direkt über ihm war, als ſie auf den Balkon trat, um ein Nachtkleid oder ein Kiſſen, das wohl an der Sonne gelegen hatte, hereinzuholen.

Er ſchlich im Schatten zu der kleinen grünen Laube, wo er ſich auf die Bank ſetzte.

Die Baronin war jetzt auch oben. Er hörte die beiden Stimmen, ohne mehr verſtehen zu können, als daß die Kammerfrau ihr beim Entkleiden half.

Eine Weile wurde es ſehr ruhig, und er wußte nicht, ob ſie ſich ſchon niedergelegt hätte und die andere fort wäre.

Aus dem Dorf kamen jetzt die Straße entlang ein Trupp Hotelgäſte, die mit Lachen und Geſchrei vorbeizogen. Eine Männerſtimme ſang:

»Ell' s'appelait Suzanne,
Elle avait de beaux yeux,
Un profil de Sultane
Et de jolis cheveux, . . .
Elle était si gentille,
Qu'en passant chaqu' matin
Sans l' vouloir la bell' fille
Faisait de nombreux chopins.«

Als die Geſellſchaft ſchon auf dem Platz vor dem Hotel einbog, trat Madame de Ch. im Nachtkleid auf den Balkon und ſchaute hinunter nach den Sängern.

Digitized by Google

Fast gleichzeitig sagte sie: „Gute Nacht, Amélie . . .“

Oben fiel eine Tür ins Schloß. Im Speisezimmer war immer noch Licht, und die Jalousien warfen einen gelben Reflex auf das Kies vor dem Fenster.

Sofort hatte Bernard die Idee, sich ihr zu zeigen. Er erhob sich und trat aus dem Grünen.

Sie hatte oben das Geräusch gehört und fragte kurz und ängstlich: „Wer ist da?“

„Bernard . . .“ antwortete er und blieb stehen.

Eine Sekunde blieb sie wie erstarrt, dann ging sie hinein. Er wußte nicht, ob er sie erzürnt oder nur erschreckt hatte.

Vorsichtig ging er wieder zum Fenster. Drinnen saß Mademoiselle Eugénie und schrieb an einem Brief. Sie sann eben über eine Phrase nach und hatte dazu das Ende des Federhalters zwischen die Zähne genommen.

Wenn der Brief noch eine Stunde dauerte, war der ganze Abend verfehlt.

Vom Kirchturm hörte er es elf Uhr schlagen.

Oben erschien jetzt wieder Madame de Ch. Sie hatte über der Aufregung ihre ganze Maske vergessen und flüsterte: „Geben Sie acht . . . Mademoiselle ist noch im Eßzimmer . . .“

„Ich sehe sie . . .“

„Aber was wollen Sie denn?“ kam wieder leise die Stimme von oben.

„Sie werden es sehen . . .“

Er ging in den Pavillon zurück und saß wohl eine Viertelstunde. Dann erlosch das Licht im Eßzimmer. Gleich darauf wurde ein Fenster an der Ostseite hell.

Jetzt trat Bernard nahe an das Haus heran, prüfte

Digitized by Google

den Blechvorſprung des Geſimſes, krallte eine Hand in die Jalouſien ein und kam ſo mit den Knieen hinauf.

Hart unter dem Balkon ſtand er jetzt. Er dachte nicht an die Möglichkeit, geſehen zu werden, ſondern nur daran, daß ſie jetzt wohl oben läge und mit atemloſem Herzen ſeinem Aufſtieg zuhörte.

Der Balkon war etwas zu hoch, als daß er hätte hinübergreifen können. Es fehlte aber kaum die Länge eines halben Armes.

Mit dem Auge prüfte er das Geländer. Wenn er mit einem Sprung zwei der Staketten zu faſſen bekäme und die Baluſtrade das Gewicht ertrüge, könnte er ſich an den ziemlich dicken, gedrechſelten Säulchen hinaufziehen.

In dieſem Moment kamen wieder Schritte und Stimmen auf der Straße daher. Hart drückte er ſich an die Wand und ſtand regungslos.

Es waren zwei Männer, die heftig diskutierten und alle paar Schritte ſtillſtanden. Es dauerte eine Minute, bis ſie vorbei waren.

Jetzt mußte er hinüber, denn das Stehen auf dem Sims ermüdete ſeine Hände zu ſtark, die ſchmerzhaft in die Jalouſien eingeklemmt waren.

Er hob den Kopf.

Dann hing er drüben. Zugleich fühlte er, wie das Stakett in ſeiner linken Hand nachgab — ſchnell griff er nach einem anderen.

Langſam zog er ſich hinauf. Das Holz war trocken und etwas rauh, ſo daß der Halt gut war. Schon hatte er die Kniee auf dem Geſims, richtete ſich auf und ſchwang ſich über die Baluſtrade.

Digitized by Google

Sein Herz hämmerte in der Stirne, daß ihm schwindelte, und er stand erst während ein paar Atemzügen in der dunklen Portiere, ehe er eintrat.

Sie lag lang ausgestreckt mit geschlossenen Augen auf dem Bett, das von einer Lampe auf dem Nachttisch mit rotem Licht überströmt wurde.

Die Aufregung und Angst schienen sie ganz gelähmt zu haben.

Mit einem Schritt stand er vor ihr.

Sein ganzes Gesicht fieberte ihm wie in einem Krampf.

Die weißen Spitzen umhüllten ihren schmalen Leib, als wollten sie alle Geheimnisse dieses mädchenhaften und scheuen Körpers verschließen . . .

Zaghaft kniete er zu ihr nieder und küßte sie zärtlich und glücklich, als müßte er sie aus einem tiefen Schlafe wecken, bis die Erstarrung von ihr wich und ihr Mund wie etwas Wunderbares und Verhülltes sich belebte. Und von ihrem Gesicht fortgleitend, irrte seine Liebkosung über ihre Brüste und Glieder, bis er sie ganz entfachte zu dem hohen und heißen Brande, der in ihm selbst lohte, und bis ihr ganzer Atem nur noch ein einziger Wunsch war . . .

Wie eine Entgeisterte öffnete sie die Augen und ihre schlanken nackten Arme . . .

Später saß er auf dem Bettrand, fühlte seine Halsadern klopfen, daß er schier ersticken wollte, und sah auf das weiße Flanell seiner Kleider, die wie große Milchlachen im Zimmer herumlagen.

Sie jammerte leise: „Wie haben Sie das gewagt . . .“

„Weil ich Sie sonst verloren hätte . . .“ sagte er . . . und umschloß sie wieder mit seiner Glut, so daß sie ihr

Digitized by Google

Gewiſſen und ihre Tugend, das Gute und das Böſe vergaß und nichts mehr in ihr lebte als das unendliche Beben der Leidenſchaft.

Leiſe, wie er gekommen, verſchwand er über den Balkon.

Als er ſpäter noch in einer verzückten Viſion das Bild des Abſchiedes vor Augen hielt und ſie ſah, wie ſie in einer faſt kindhaft wachen Müdigkeit in ihre Spitzen gehüllt dalag, da war ihm, als ſei wieder jede Spur der Umarmung von ihr fortgeglitten, und als hätte ſich wieder alle Schönheit ihrer unberührten Grazie wie etwas Schützendes und Geheimnisvolles über ſie gebreitet.

Am folgenden Morgen ſaß er mit dem Baron Fernand nach dem Bade, das ſie früh genommen hatten beim Apéritif auf der Terraſſe vor dem Hotel.

Der Baron war ſchweigſam, und Bernard ſaß in ſeiner köſtlichen Müdigkeit in ſtille Träumerei verſunken. Er fragte und forſchte in ſich nach dem tiefſten Grund, der ihn eigentlich zu ihr zog, und der ſein koſtbares und neues Glück ausmachte.

Es war nicht die tiefe Seligkeit der Umarmung allein. Es war auch nicht nur die merkwürdige Unberührtheit ihrer Natur. Er ſtudierte und ſann wie über einem brennenden Probleme.

Faſt jede Frau hatte zuletzt und gerade im Augenblick nach dem Kuſſe neben aller Ekſtaſe etwas unergründbar Schmerzliches, faſt Bitteres in ihm geweckt; ein Gefühl wie Sättigung, oder Trauer oder Ohnmacht, oder Abſcheu ... und er hatte alle Zärtlichkeit aufwenden

Digitized by Google

müſſen, um dieſe Niedergeſchlagenheit in ſich ſelbſt zu überwinden.

Von dieſer Qual, die ihm bisher wie ein kränkender Akkord in allen Jubel der Leidenſchaft hineingeklungen hatte, war er hier erlöſt.

Das war es. Und das Bewußtſein dieſes neuen, ungeahnten Zuſtandes floß ihm wie ein zitterndes Rauſchgefühl in die tiefſten Nerven.

Er liebte ſie ... Er wollte ihr außer ſeiner Leidenſchaft alle Güte und Zartheit und Demut geben. Alle Wünſche ſeines Herzens und ſeiner Phantaſie irrten um ihr Geſicht.

Sie gab ihm Ruhe ... faſt Unendlichkeit.

Und dies alles empfand er jetzt ſo ſtark, und von Augenblick zu Augenblick ſtärker, trotzdem er ſchon wieder viele Stunden von ihr getrennt war.

Baron Fernand hatte an ſeinem Porto blanc geſchlürft und ſagte: „Ich werde Sie morgen an Ihr Verſprechen erinnern und Sie bitten, Cecile für einen Nachmittag Geſellſchaft zu leiſten ...“

Bernard verneigte ſich zum Zeichen ſeines Einverſtändniſſes.

„Sie werden Sie morgen nach dem Frühſtück in der Villa bei Rochebonne abholen und mit ihr den Nachmittag und Abend verbringen, wo Sie Luſt haben; nur bitte ich, das Kaſino in St. Malo zu vermeiden ...“

Baron Fernand gab Bernard ſeine Karte, worauf er mit Bleiſtift Ceciles Adreſſe geſchrieben hatte: Cecile Roque, Ker Alexandra, Paramé.

Bernard ſchob die Karte in die Taſche und verſprach, alles nach Wunſch auszuführen.

Digitized by Google

Als dies geordnet war, atmete der Baron auf.

„Wissen Sie," sagte er gleichsam bekümmert, „man muß solch ein Wesen wie Cecile direkt bewachen lassen. Sie ist wie ein Vollblutpferd, macht die konfusesten Galoppaden, wenn sie nicht die Zügel fühlt. Ich ließ Cecile im vorigen Jahr in Deauville einen einzigen Tag allein und machte die schlimmsten Erfahrungen. In einer Stunde schon war sie im Kasino in Trouville und hatte gleich eine Beziehung mit einem Exoten angeknüpft, die, wenn sie auch nur einen Nachmittag dauerte, ihr doch eine dreitägige Migräne zurückließ.

Der Baron lachte während dieser Worte, die er langsam und ruhig sprach, wiederholt höchst vergnügt, als ob es sich nicht um seine Geliebte, sondern um irgend einen guten Spaß handelte.

„Sehen Sie, bei diesen Frauen ist die Untreue nicht eine Frage des Gewissens, sondern nur der Gelegenheit . . ." kicherte er weiter und hatte seinen rechten Zeigefinger zu einer dozierenden Gebärde erhoben.

„Ist Ihnen das nicht peinlich? . . ." fragte Bernard, um ihn bei diesem Thema festzuhalten.

„Ach . . ." meinte er . . . „man darf die Handlungen einer solchen kapriziösen Kreatur nicht so ernst nehmen. Sie haben ihre Lichtseiten, die auch ihre Dunkelheiten bedingen.

Sehen Sie den Unterschied: Wenn unsere legitimen Frauen uns betrögen, wäre das etwas, was unbedingt Konsequenzen hätte. Ich meine nicht einmal so sehr um des Treubruchs an sich willen, sondern weil sich die ganze Seelenstruktur einer solchen Frau geändert haben muß, bevor sie die Handlung begeht oder an sich ge-

Digitized by Google

ſchehen läßt. Sie tut es aus Liebe ... aus Leidenſchaft ... ſie iſt in ihrem ganzen Weſen für die Sache paſſioniert, und dieſe große Paſſion zeugt in irgend einer Form immer Wirkungen ... bei Cecile aber und ihresgleichen iſt das alles eine Frage der Nerven. Heute ſo, morgen anders. Recht hat immer nur der Gegenwärtige und der, der ſie durch die Macht ſeiner Mittel bezähmt. Cecile z. B. kann mich um eines Brillanten oder einer kleinen Perle willen eine ganze Woche fanatiſch lieben. Mancher könnte einwenden, das wäre Komödie oder Trug. Keineswegs. Sie kann überhaupt nur durch Kleider oder Schmuck gereizt werden und gibt da ihre ganze Seele her ... Sie mögen vielleicht lächeln, aber es iſt doch wahr ... Cecile hat in ihrer Art eine ſtarke ſeeliſche Individualität. Sie iſt eine unſerer beſten und talentvollſten jungen Schauſpielerinnen ..."

„Das iſt gewiß wahr ..." antwortete Bernard und wartete, ob der andere in ſeiner Rede nicht fortfahren würde.

„Dieſes Schmuckbedürfnis," fuhr er fort und ſchlürfte wieder bedächtig an ſeinem Glas, „iſt nur verwandelte Sexualität, es iſt eine Form von Wolluſt, die ſie völlig beherrſcht. Cecile iſt keine Dame und keine Kokotte, ſie iſt ein kindliches, verſchlagenes und raffiniertes Geſchöpf das peinliche Dinge begeht, wenn man ihm Zeit und Muße gibt, und ſie auch unterläßt, wenn keine Möglichkeit vorhanden iſt ..."

Bernard ſtellte ſich ganz naiv und fragte: „Aber warum macht es Ihnen Freude, dieſe Eventualitäten zu ertragen?"

„Nun ja ..." ſagte Baron Fernand bedächtig und

Digitized by Google

legte den rechten Zeigefinger auf den Tisch ... „der Grund dafür liegt schließlich doch in unseren legitimen Frauen. Bedenken Sie, daß die Mädchen aus unseren Familien fein und einfach erzogen werden und mit siebzehn Jahren in die Ehe treten. Da können Sie sich denken, daß alles, was wir in den Dingen der Liebe gelernt haben, nicht zu gebrauchen ist. Das ganze System muß vereinfacht und umgeändert werden. Und das ist ganz gut, denn es geht doch wohl nicht an, daß unsere Frauen zum Objekt für unsere Ausschweifungen werden. Dafür haben diese andern einzuspringen. Sie wissen es und lassen uns ihre Unentbehrlichkeit fühlen ..."

Baron Fernand stand auf, lachte gutmütig und etwas zynisch und wandte sich der Villa zu.

Es ging gen Abend. Auf dem Strand lebte all das Bunte und Laute der badenden Menschen. Die Luft war heiß und trocken, und alle drängten nach dem Wasser.

Madame de Ch. ruhte seit langem zum erstenmal wieder im Korbstuhl unter dem großen Schirm. Bernard saß ihr gegenüber in der Türe der offenen Kabine.

Margot und Mademoiselle Eugénie arbeiteten nebenan an den Elementen der Multiplikation. Das Kind schien keine Veranlagung für Mathematik zu haben, es schnitt ein gelangweiltes Gesicht und schaute über das Buch weg nach dem Gischt, der um die farbigen Badekostüme aufsprühte.

Madame de Ch. lag zurückgelehnt, etwas müde, wie eine Rekonvaleszentin. Sie hatte ihre Hände im Schoß

Digitized by Google

und sah nach dem weißen Leder ihrer kleinen Schuhe, die sie übereinander liegen hatte, so daß das Bein noch ein wenig über die Knöchel hinaus sichtbar war.

Nach einer Weile sagte sie scheu und leicht verlegen: „Ich möchte nicht wissen, was Sie jetzt von mir und diesem Erlebnis denken. Denn das ist gewiß nichts Gutes, aber ich frage Sie, was Sie für einen Grund haben, mich in diese unglückliche Verwirrung hineinzuziehen . . ."

„Ich habe nie darüber nachgesonnen . . ." antwortete er . . . „ich fühle nur, daß ich Sie liebe . . ."

„Es ist doch keine Liebe . . ." wendete sie zaghaft ein.

„Warum nicht?"

„Ich habe mir in meinem ganzen bisherigen Leben unter der Liebe etwas anderes vorgestellt . . ." Ihre Stimme klang weich und träumerisch.

„Was denn?"

„Ich meine so etwas Stilles und Gütiges . . . fast väterlich Zärtliches . . . ich glaube, in unserer Familie waren alle Männer so zu ihren Frauen . . ."

„Wohl nur deshalb, weil Sie vielleicht um vieles älter waren und überhaupt die eigene Frau nicht als den Gegenstand für ihre Leidenschaft betrachteten."

„War das nicht gut so?"

„Ich weiß nicht . . . es mag auf die Frau ankommen . . ."

„Jedenfalls bin ich bisher in meinem Leben glücklich gewesen . . ."

„Und das sind Sie jetzt nicht mehr?"

„Nein . . ." In ihrem Blick lag eine zarte, verschleierte Trauer . . . „es ist jetzt alles anders, und

Digitized by Google

nichts als Angſt, Bangigkeit und Unruhe iſt in mir . . ."

„Wollten Sie es ungeſchehen machen?"

„Es wäre wohl beſſer . . ." antwortete ſie . . . „denn Ihnen iſt dies Erlebnis etwas Vorübergehendes und mir etwas Schweres und Kummervolles . . . begreifen Sie das nicht?"

„Ich verſtehe es . . ." antwortete er . . . „aber man müßte verſuchen, glücklich zu ſein . . . man müßte ſich an der Gegenwart freuen . . ."

„Ja . . . an der Gegenwart . . ." lächelte ſie trüb . . . „aber ſie werden mich jetzt mit den anderen Frauen aus ihrer Erfahrung vergleichen und ſich denken: zuletzt ſind ſich alle ähnlich, alle erliegen der Verführung . . . durch dieſen Gedanken fühle ich mich erniedrigt . . ."

„Aber, Liebling, wiſſen Sie denn, daß ich ſo denke?"

„Nein . . . aber mir ſcheint, dies wäre das Allernächſtliegende . . ."

„Ich möchte jetzt Ihre Hände küſſen und ſtill und glücklich ſein . . . ich denke Tag und Nacht an nichts anderes, nicht an die Zukunft . . . nur an die Ruhe . . ." Er hatte ſich zurückgelehnt und ſah nach einem Boot, das weit draußen wie eine Fliege auf dem Waſſer lag. Während einer Sekunde glitten die Bilder des alten Bahieu und Louiſens, des drallen Mädchens, durch ſein Gehirn.

Darauf ſagte er: „Wieviel muß man doch erleben, um etwas ſehr Schönes ſchätzen zu können . . ."

„Verrohen die Männer durch die vielen Abenteuer nicht? . . ." fragte ſie im Ton eines kleinen Schulmädchens.

Digitized by Google

„Ich habe die Empfindung, ich ſei ſtets ſenſibler geworden . . .“ antwortete er, „jedenfalls hat nur ein erfahrener Menſch auf die leiſeſten und ſubtilſten Regungen einer fremden Seele acht . . .“

„Meinen Sie? . . .“

„Ja . . . und dann kommt es nur darauf an, daß man im ſeligſten Trubel der Paſſion nicht nur an ſich, ſondern an die Frau denkt. Ohne dieſen Altruismus, den die Frauen inſtinktiv ahnen, iſt kein dauernder Erfolg bei ihnen möglich . . .“

„Gewiß . . .“ ſagte ſie . . . „gute Frauen bezwingt man nur durch Güte, bei andern mag es anders ſein . . .“

Margot kam heran und verabſchiedete ſich. Es war bald Zeit zum Eſſen.

„Wiſſen Sie, woher meine erſte Sympathie zu Ihnen kam? . . .“ fragte Madame de Eh. darauf.

Er hob den Kopf und ſah ſie an.

„Durch Ihre Abſtammung; einzig dadurch, daß Sie Schweizer ſind, trotzdem ich vor Ihnen nur wenige Schweizer gekannt habe.“

„Das iſt merkwürdig . . .“ wandte er ein.

„Das kommt daher, weil ein Onkel von mir ein Gut in Savoyen bei Evian les Bains hatte und ich als Kind dort zwei Sommer verbrachte. Da ſah ich jeden Tag über den See und nach den grünen Hängen und Bergen . . . und alles, was jenſeits war, erſchien mir in meiner Kinderphantaſie als das Merkwürdige und Zukünftige und Wunderbare. Zufällig war es die Schweiz. Und aus jener Zeit ſtammt meine Liebe für das Land, das ich nur zweimal betreten habe, und wo ich ſchöne

Digitized by Google

Eindrücke bekam, wenn ich auch damals weniger fähig war, ſie aufzunehmen ..."

„Ich freue mich, daß dies alles mir zugute kommt ..." antwortete Bernard.

„Und noch eine Voreingenommenheit hatte ich für Sie."

„Welche?"

„Ich hielt Sie für einen gutmütigen, harmloſen Menſchen. Ich dachte, Sie wären ein guter Kamerad für die Sommertage. Darum forderte ich Sie damals beim Rennen auf, hierherzukommen. Aber ich habe mich bitter in Ihnen getäuſcht ..."

„Ich kann es leider nicht bedauern ..." warf er ein.

Sie ſchauten ſich beide eine Weile an. Es entzückte ihn unendlich, daß zwiſchen ihnen, trotzdem ſie die tiefen Geheimniſſe ihrer Körper ausgekoſtet hatten, dieſe Diſtanz der Worte und der Haltung beſtand, ſo daß jene Stunde und das Myſterium ihrer Leidenſchaft wie etwas Unberührbares jenſeits des Tages lag.

Jetzt lehnte ſie ſich zurück, mit einem kindhaft ſchläfrigen Zug um die Augen.

„Sind Sie müde?" fragte er.

„Ja ..." ſagte ſie ... „ich werde heute Nacht tief und gut ſchlafen müſſen."

„Ja ... das ſollen Sie, Liebling ..." Mit ſehnſüchtiger Unruhe ſah er zu ihr hin.

Bernard ſchritt auf dem Feldwege nach Paramé. Der Nachmittag war gewitterſchwül und trüb. Auf dem Meer lag die Hitze wie ein nebelförmiger Dampf.

Digitized by Google

Baron Fernand war schon am Vormittag mit der Familie nach Cancale gefahren. Er hatte Cecile noch einmal seiner Obhut empfohlen. Heute ängstlicher, fast bedrückt, wie ein Vater, der es in jedem Sinn vermeiden möchte, daß sein Kind eine Irrung begehe.

Über Bernard selbst war da ein großer Eifer gekommen. Er hatte die Empfindung, daß, so lange der Baron mit Cecile eng liiert wäre, auch sein eigenes Glück nicht gestört würde.

Deshalb wollte er mit aller Mühe die Caprice des Barons fördern.

In einer köstlich wachen Erregung schritt er dahin. Er sah die Baronin noch, wie sie am Morgen ins Automobil stieg, und Margot, wie sie in die Hände klatschte und aus der Ferne noch winkte. Wie ein Zwerg hatte das Kind in seinem gelben Staubmantel ausgesehen und war sehr stolz gewesen.

Und nun sollte ein Tag dazwischen liegen, bis er sie wieder sah. Bernard war diese Distanz wie eine milde Kasteiung, die seine Sehnsucht wieder fördern und kristallisieren würde.

In Rochebonne fragte er nach Ker Alexandra, was aus dem Bretonischen übersetzt: „Villa" Alexandra hieß.

Er wurde die Hauptstraße hinauf nach der Kirche gewiesen und fand bald zur Linken ein kleines Haus mit einem Gärtchen. Baron Fernand hatte es für Cecile gemietet.

Als er durch den Garten schritt, hörte er aus einem Zimmer deutlich eine Herrenstimme und darauf Ceciles Lachen.

Das Mädchen ließ ihn wortlos unter der Haustüre stehen

Digitized by Google

und ging hinein, ihn zu melden. Nach einer Weile wurde er in den Salon geführt.

Cecile erſchien ſofort im Morgenkleid, hatte ein naſſes Tuch um die Schläfen gewunden und klagte, ſie hätte ihre Migräne.

Dabei hörte er, wie der andere im Nebenzimmer auf- und abging.

„Ich danke Ihnen für Ihre Dienſte . . .“ ſchloß ſie . . . „es iſt rührend, wie der Baron und Sie ſich meiner annehmen, aber Sie ſehen ja . . . ich bin außerſtande, auszugehen . . .“

„Ich begreife das unter dieſen Umſtänden vollſtändig . . .“ ſagte er ernſt, und Cecile ſah ihn dabei prüfend an, ob nicht etwa Ironie in ſeinen Worten ſei.

Darauf verabſchiedete er ſich.

Was die beiden da zuſammen haben, dachte er ſich, kann mich wenig kümmern. Und dennoch war er bedrückt, als ob er da irgend eine Gefahr für ſich ſelbſt ahne.

Der kommende Morgen war wieder voller Klarheit und Sonne. Es hatte in der Nacht ein Gewitter gegeben und heftig geregnet; der Raſen und der Sand waren blank und rein gewaſchen.

Baron Fernand erſchien ſpät zum Bade. Er hatte ſchlecht geſchlafen, war einſilbig und verſtimmt.

Erſt beim Apéritif kam er ins Reden.

„Wie lange ſind Sie geſtern mit Cecile zuſammen geweſen? . . .“ fragte er auf einmal ruhig und doch etwas lauernd.

Digitized by Google

„Wenn Sie es der Zeit nach festgestellt haben wollen, denke ich mir: vielleicht fünf Minuten. Die Dame schien von bitterer Migräne geplagt zu sein, und es lag mir nichts daran, sie dabei zu stören. Jedenfalls schickte sie mich sofort wieder weg und war über meine vortreffliche Absicht, den Nachmittag mit ihr zu verbringen, sehr gerührt."

Baron Fernand zog an seiner Zigarre und sagte: „Ja ja . . . die Weiber . . ."

„Wie meinen Sie? . . ." fragte Bernard.

„Ich meine, daß Sie dort bleiben und das Weib hätten bewachen sollen . . ." lächelte er.

„Ist ein Unglück geschehen?" Bernards Stimme klang so horchend, daß ihn der andere skeptisch ansah, als ob er ein Mitwisser sei.

„Nein, kein Unglück . . . nur bin ich ihr, als ich mit der Baronin gestern nacht im Kasino in St. Malo dinierte, dort mit einem jungen Italiener begegnet, von dem sie heute behaupten wird, daß er ihr früher einmal von irgend einer Kollegin beziehungsweise Komödiantin vorgestellt worden sei, und der ihr nun zufällig zwei Stunden nach Ihnen, als das Kopfweh, wie durch eine Fügung des Himmels, nachgelassen, Besuch gemacht und sie zum Abendessen eingeladen hätte . . . worauf sie angenommen, einzig um ihre eigenen Schmerzen zu übertäuben und ihre Sehnsucht nach mir in einer Zerstreuung zu erleichtern . . ."

Baron Fernand hatte dies etwas spöttisch vor sich hin gesagt, in einem Tonfall, als hörte er Ceciles Stimme und die Litanei aus ihrem Munde im Ohr.

Digitized by Google

„Was hat denn Cecile für eine Miene aufgesetzt, als Sie sich im Kasino erblickten?"

„Sie schnitt mir noch Grimassen und tat, als ob sie völlig im Rechte wäre?"

„Ihre Frau kennt Sie nicht von der Bühne? . . ."

„Nein . . . sie hat wohl von der Existenz einer Geliebten, nicht aber von ihrer Person eine Ahnung . . ."

„Was werden Sie nun tun?"

„Was kann man machen?"

„Nicht viel . . ."

„Sie sind ein Diplomat . . ."

„Wenn man betrogen wird und reklamiert, ist man meist komisch . . . man kann nur die Augen zudrücken . . ."

„Glauben Sie . . ." sagte Baron Fernand etwas lächelnd und etwas kummervoll . . . „ich habe sie schon oft zugedrückt . . ."

Die Baronin kam mit Margot vom Strande her, und sie standen auf und gingen noch ein paar Schritte vor dem Dejeuner.

Baron Fernand war mit der Kleinen voraus.

Bernard folgte mit der Baronin nach. Sie sprachen von dem gestrigen Ausflug.

„Ich habe mich nach Ihnen gesehnt . . ." sagte er leise . . .

Er ging hart neben ihr und glaubte das Parfüm ihres Körpers zu atmen. Ihr Kleid roch wieder merkwürdig nach Licht und Sonne . . .

Digitized by Google

Es war in der Nacht. Madame de Ch. hatte ihre Hände unter dem Kopf liegen und träumte in einer nervösen Müdigkeit vor sich hin.

Bernard saß vor ihr auf dem Rand des Fauteuils und starrte nach der Weiße ihres Körpers, die da und dort aus den Spitzen tauchte. Er konnte in diesen Augenblicken der Hüllenlosigkeit seine Blicke unersättlich in sie vergraben, als müßte er damit ein tiefes und dunkles Geheimnis durchdringen.

„Mir ist oft, als ob ich aus einem tiefen Schlaf erwachte . . ." sagte sie verwundert und wie zu sich selbst.

„Siehst du die Menschen jetzt anders als früher? . . ." fragte er.

„Ich habe nicht Zeit, an die Menschen zu denken . . . es regt sich so viel Neues und Banges in mir . . ."

„Im Blute der Frauen aus euren Familien lag es vielleicht, das Heiße und die Erregung wie etwas Drohendes und Störendes abzuwehren. Darum ängstigt dich dies Glück."

„Früher hatte ich einen Willen, dem alles in mir untergeordnet war. Jetzt aber bildet sich etwas, das stärker ist als dieser Wille . . ."

„Hast du früher nie so etwas dumpf ersehnt oder erwartet? . . ."

„Ich weiß es kaum . . . ich habe wohl solche Dinge zuweilen in Büchern gelesen . . . aber die Bücher und das Leben . . . das ist doch so verschieden . . ."

„Wie meinst du das?"

„Wenn ich mein eigenes Erlebnis in einem Buche läse, wäre ich zuletzt dieselbe Person und würde an allem

Digitized by Google

wie an einem Schickſal hinanſehen, das ich ſchön oder ſchmerzlich fände; und wenn darin auch jede Nüance verzeichnet wäre, änderte es mich nicht. Da ich aber nun ſelbſt in dieſer Erfahrung ſtehe, bin ich zuletzt eine ganz andere Perſon. Es geſchieht etwas in mir, das mich anders macht, und ich kann nicht mehr in den früheren Zuſtand zurück ..."

„Ja ..." ſagte er leiſe ... „etwas iſt in dir erwacht ... und ſoll ſtark werden, daß du die tiefe Luſt der Liebe genießeſt ..."

Er trat zu ihr hin und enthüllte ſie wie eine Blüte, die ſich ſträubt, in der Sonne zu ſtehen. Ihr Geſicht und ihre Gedanken ſchienen ſich zu wehren, aber ihr Leib fühlte, als ob er von dem andern getrennt wäre, die Wohltat ſeiner Hände ...

Und Bernard begann wieder und wieder dieſes andere zu verdrängen und die ſüße Wolluſt der Sinne in dieſem weißen, unſchuldklaren Körper zu wecken und zu nähren wie eine züngelnde feine Flamme, die aufſtieg und wieder zurück ſank und zu verglimmen ſchien, bis ſie plötzlich jäh emporſchoß und der ganze Leib in einem bebenden ſeligen Feuer ſtand. Und dann kamen ihm ihre Arme und ihr Geſicht entgegen und zogen ihn nieder, und alle Glut und alle Güte zugleich ſchien auf dieſem Geſicht zu ſtrahlen.

In ſolchen Momenten konnte es Bernard nicht hindern, daß ihm oft pfeilſchnell wie ein Phantom die Vorſtellung von Henriette durch die Sinne ſchoß. Und als ob ein blitzſchnelles Uhrwerk das Bild korrigierte, empfand er den tiefſten Gegenſatz zwiſchen den beiden.

Henriette war bis in die letzten Nerven ermüdendes

Digitized by Google

Glück, hier aber verwandelte ſich alle Leidenſchaft in Kraft, in etwas, in das man hineinſah, wie in einen lichtſtrahlenden Kern, in den man mit ſeltſam wachem Herzen hineinſah und ihn genoß, und der Erregung und Stille zugleich gab.

Er hatte ſich wieder in den Fauteuil gekauert und ſann. Antoinette dämmerte in ihrem Halbtraum.

Wenn ſie erſt ſo weit wäre wie Henriette, wenn ihre Sinne, zum Leben geweckt, das Dürſtende und Bewußte hätten ... dann wäre ſie mit der Milde ihres Herzens das Ruhevollſte, was ein Weib ſchenken könnte. Dann ...

Er ſchaute auf. Da überraſchte er ſie, wie ſie ihn mit einem lauernden, berechnend klarem Blick betrachtete. Er erſchrak darob.

Eine Angſt, an die er nicht glauben konnte, ſtieg in ihm auf.

„Was ſinnſt du?“ unterbrach ihre Stimme ſeine Bangigkeit.

Er ſchwieg.

„Was ſinnſt du?...“ fragte ſie wieder.

Er ſagte: „Ich dachte Häßliches von dir.“

„Was denn?“

„Mir war, als könnte alle deine Unſchuld eine Liſt ſein ... ein Trug ...“

„Glaubſt du das?“ Ihre Stimme klang wie von gepeinigten Lippen ...

„Nein,“ ſagte er.

Ihm war aber als ob ſich über dieſen Worten von ihrer Seele eine Hülle, wie zu einem Geſtändnis, gelöſt hätte.

Digitized by Google

Baron Fernand ſchien ſich über Eeciles Untreue doch trotz aller Ironie zu grämen, ihr vielleicht ernſthaft zu grollen.

Zum erſtenmal blieb er ſeit Wochen einen Nachmittag zu Hauſe. Nach Tiſch ſpielte er mit Bernard eine Partie Ecarté. Gegen fünf erſchien er mit der Baronin am Strand.

Sie ſaß im Korbſtuhl, während die Herren im Geſpräch auf und ab gingen.

Baron Fernand ſprach vom kommenden Herbſt, den er mit der Familie wahrſcheinlich in Savoyen oder der Touraine verbringen wolle. Er ſchien mit dem Gedanken ſo beſchäftigt, daß Bernard erſtaunt war, und plötzlich durchfuhr ihn das qualvollſte Angſtgefühl, der Baron könnte mit Eecile brechen und abreiſen wollen.

Vorſichtig begann er Andeutungen zu machen.

Ja, Eecile hatte ſich in dieſem Fall peinlicher gezeigt, als es ſonſt ihre Art war. Er verlangte ja nichts als ein Geſtändnis — führte Baron Fernand aus — ein genaues unumwundenes Geſtändnis . . .

„Glauben Sie nicht, daß auch das ein Genuß ſein kann . . . ein ſolches Weſen bis zu den letzten Enthüllungen zu zwingen?"

„Ja . . . ja . . ." antwortete Bernard . . . „ich verſtehe das . . ."

Aber diesmal beliebte es Eecile, zu trotzen . . . führte der andere weiter aus . . . und dies ſcheine ihm alle Anhaltspunkte dafür zu geben, daß ſie den Menſchen, der, wie er jetzt erfahren, im Grand-Hotel in Paramé wohne und ſeiner Herkunft nach ein Spanier ſei, mit einiger

Digitized by Google

Leidenſchaft liebe. Es handle ſich jetzt einzig darum, ihr Zeit zu laſſen, beziehungsweiſe zu ergründen, ob die ganze Affäre von ihrer Seite aus nicht nur eine Paſſade ſei, oder eine Laune, um ihn zu ſchikanieren; und danach müßte dann gehandelt werden.

Bernard hatte den Eindruck, als ob der Baron, während er ſprach, ſeinen Plan erſt aufbaute, da er oftmals ſtille ſtand und ſann und nach Anhaltspunkten zu ſpähen ſchien, als ob dieſe auf den Sand gemalt wären.

Er war zu allerletzt, ſo ſchien es Bernard, doch eine ziemlich kühle Natur, die weniger das Herz zu bewegen ſchien, als die Umſtände.

Sie waren ſo bis zu den Kabinen zurückgekommen, die im Abendlicht grell und unwahrſcheinlich gelb daſtanden, als ſich plötzlich die Baronin erhob und ihnen entgegenkam.

Über ihrem Geſicht ſchimmerte ein glückliches Lächeln, als wäre ſie eben aus einem heiteren Traume aufgeſtanden.

Ein leichter Schauer überrieſelte Bernand, als er wie in einem Schwindelanfall ſeitwärts ſah und bemerkte, wie der Baron mit großem und neugierigem Blick, als hätte er ſie jetzt in dieſem Atemzug wieder neu entdeckt, ſeine Frau betrachtete. Seine Neugier umhüllte mit einer Bewegung ihren ganzen Körper, und Bernard meinte zu ſehen, wie jetzt der Wunſch in ihm aufſtieg.

Nach einer Sekunde aber lächelte er und küßte ihr galant die Hand.

Darauf verabſchiedete er ſich, denn der Chauffeur fuhr eben vor, um ihn nach Paramé zu bringen.

Digitized by Google

Langſam wich die Spannung von Bernard, die ihn wie etwas Entſetzliches umfangen hatte. Erſt allmählich fand er ſeine Beſinnung wieder.

Als ſie aber nachher hinauf nach dem Hauſe ſchritten, ſtieg eine furchtbare, jammervolle Eiferſucht in ihm auf.

„Ich quäle mich ...“ ſagte er plötzlich, ohne irgendeine Vermittelung oder einen Anfang.

„Warum?“ fragte ſie erſtaunt.

„Ich glaube, daß er jetzt ſeine Geliebte verlaſſen und zu dir zurückkehren wird ... das wäre das Gräßlichſte ...“

Sie war zuerſt nachdenklich über den plötzlichen Überfall, lächelte aber mild und gütig: „Nein ... nein ...“

Das war alles, was ſie ſagte, aber für einen Augenblick ſtieg es dennoch wie etwas Holdes und Troſtreiches in ihm auf.

„Du aber wirſt mir gehören?“ bettelte er, als ſie ſchon am Gartenzaun ſtanden.

„Ja, dir ...“ antwortete ſie.

„Heute noch?“

„Ja ... heute ...“ ſagte ſie kaum hörbar. In ſeinen Augen flimmerte es, als ob er in weiße, glänzende Sonne ſähe.

Den ganzen Abend verbrachte er in dem unglücklichſten Zuſtand. Der Gedanke fraß an ihm weiter, ſo daß ihn ruckweiſe wieder die lähmende Angſt überkam.

Madame P. erzählte beim Eſſen, daß ihre Zeit um ſei und ſie in zwei Tagen verreiſe, und lud Bernard ein, ſie in Paris einmal zu beſuchen. Er verſprach der

Digitized by Google

guten alten Dame, die Visite nicht zu versäumen, und sie deutete ihm an, daß sie ihm ein Traktat über ein Gebiet der Materialverwaltung zeigen werde, im speziellen über die Frage der Remontenzucht für die Armee ... eine Schrift, die ihr Mann ein Jahr vor seinem Tode ediert, und die damals in Fachkreisen ziemliches Aufsehen erregt hätte ...

Glücklicherweise stimmte der ruhige und bedächtige Ton der alten Frau Bernard etwas um, und er vermochte das Diner ruhiger zu beenden.

Dann wartete er auf der Graskuppe draußen, bis seine Zeit gekommen war.

Peinlich laut klang die Musik aus dem Salon.

Die Spieler auf der Terrasse wollten nicht weichen, und aus den unteren Fenstern der Villa drang immer noch Licht.

Da ging er zum Strand hinunter und hinüber bis zu den Felsen. Als er zurückkam, wurde es endlich dunkel.

Schon schwang er sich über die Hecke. Oben war es still. Erst, als er ganz nahe beim Balkon stand, sah er, wie sich durch die Portiere ein feiner, roter Lichtstreif drängte.

Amélie, die Kammerfrau, war schon zu Bett.

Als er oben war, hatte er das seltsame Bewußtsein, als ob er an diesem Abend zum letztenmal hier stünde. Eine verzehrende Verzweiflung tobte in ihm.

Er schlug die Portieren zurück.

Sie lag da und hatte auf ihn gewartet.

Er wühlte sein Gesicht in ihren Körper ein, kniete vor ihr nieder und war ganz verwirrt.

Digitized by Google

„Ich werde dich verlieren . . .“ stöhnte er und konnte sich in seinem Jammer nicht fassen.

Da bot sie ihm ihre Lippen mit so rührender Zärtlichkeit, daß er im Rausche die Besinnung wieder fand und diesen zaghaften Leib, der doch alle Zeichen des reifen Weibes trug, in seinen Händen hielt, als vermöchte er mit der Macht seiner Leidenschaft jede andere zu verscheuchen.

Nun lagen sie still nebeneinander. Er erzählte vom kommenden Winter.

Er wollte in einer der Avenuen, am Etoile, ein wundervoll verstecktes und ziervolles Pied-à-terre mieten, wo er sie wie das Köstlichste dieser Erde empfangen würde.

Jedes Möbelstück und jeden Teppich und jede Decke malte er aus. Und er sah die Liebesstunden, die sie dort genießen würden, in einem unendlichen Glanze der Hingabe und Zärtlichkeit.

Sie hörte seinen Worten andächtig und still zu: „Ja, es wird schön sein . . .“ sagte sie.

Er aber redete noch weiter, als ob dies alles an diesem einzigen Abend bis ins Kleinste verabredet und festgesetzt werden müßte, bis er schließlich selbst empfand, daß alle die Worte nur aus seiner eigenen Angst und Unsicherheit kamen, und verstummte.

Auf einmal hob er wieder an: „Manchmal denke ich mir auch, daß du mich vielleicht doch nicht so tief liebst . . . daß ich dich mit meinem Ungestüm wie ein ahnungsloses Herz überrascht habe . . .“

Sie lächelte leise und fast spöttisch: „Nein . . . nein, wie wenig du mich kennst . . .“

Aber seine Gedanken waren unruhig, und sein Herz war

Digitized by Google

voller Qualen. Es war ſicher, daß dieſe Liebe in der kommenden Zeit das Schwerſte ertragen müßte, und ſeine Nerven wollten ſich nicht eher beruhigen, als bis ſie eine Probe dafür hätten. Eine barocke Überlegung beſchäftigte ihn plötzlich.

Wenn er genau wüßte, wie Antoinette in dieſer Leidenſchaft empfinde, und wie ſie bisher für ihren Gemahl empfunden hätte, könnte vielleicht in dieſer Erkenntnis eine Gewähr und eine Beruhigung für ihn liegen.

Es war ſehr ſchwierig, ihr das zu ſagen, aber ſchon nach wenigen Andeutungen verſtand ſie ihn: „Du biſt ſonderbar," ſagte ſie nur.

Da aber ſtellte er Fragen: ſcheu und doch hüllenlos, voll Zartgefühl und doch von gleißendſter Nacktheit. Es tat ihm jetzt wohl, jede ihrer Empfindungen zu zerfaſern und zu vergleichen, während ſie ihn verwundert anſah, ſich oft abwandte und ihm nur mit einem Nicken des Kopfes oder einer Bewegung der Augenlider das ganze neue Glück ihrer Seele und ihres Körpers eingeſtand.

Darüber wurde er unſäglich froh und faſt aller Qual enthoben.

Noch lagen ſie in der Stille ihrer Gedanken, als ſie plötzlich das Automobil bis zur Graskuppe fahren und dort anhalten hörten.

Bernard war aufgeſchreckt.

„Bleib ruhig ..." ſagte ſie ... „er wird uns nicht ſtören ..."

Deutlich hörten ſie, wie die Tritte näher kamen. Wie die eiſerne Geländertür auf- und zuklappte. Dann die

Digitized by Google

Schritte auf dem Kies, das Öffnen des Haustors. Geräusch im Korridor und dann das Zufallen einer Tür.

Für Bernard war dieser Moment wie eine seltene und ungeahnte Steigerung. Die Idee, daß sein Rivale in diesem Hause kaum durch ein paar Türen von ihm getrennt war, und daß er dennoch alle Macht über diesen schönen Körper hatte, der seinem Wunsche gehörte, berauschte ihn. Das Gefühl dieser Macht beseligte seinen Stolz, und als ob jede Liebkosung den andern wie einen Schlag treffen könnte, neigte er sich über sie.

Er küßte ihren Hals und ließ sie zügellose und leidenschaftliche, furchtbare und erregende, quälende und aufpeitschende Silben und Sätze sagen ... jedes Wort sprach er vor, und ihr Mund stammelte es nach ... und wenn sie sich sträubte, flehte er mit atemloser Gier, bis sie sich in die tiefsten Schamlosigkeiten verirrten und die Spannung ihrer Nerven in einem jubelnden Sturm zusammenbrach.

„Was machst du aus mir ..." sagte sie todmüde und gepeinigt.

Er kniete vor ihr nieder: „Hab' ich dir weh getan? ..."

„Nein ..." sagte sie, und ihre Augen strahlten wieder alle Reinheit und Güte ... „ich bin glücklich ... denn ich weiß jetzt, daß du mich liebst ..."

Die Tage wurden von einer durchsichtigen fast herbstlichen Bläue. Alle trüben Nebel des Golfstroms waren von einem kühlen Nordwind weggeweht, der den Wellen weiße Schaumkämme aufsetzte und sie

Digitized by Google

weit hinaus auf den Sand trieb. Die Felsen und Riffe aber standen dunkel und klar und fast zu deutlich im Bilde der silbergesträhnten Flut.

Bernard dachte jetzt viel an den kommenden Winter, und er schien ihm das Allerherrlichste zu werden. Er sprach mit Madame de Ch. stundenlang und mit leisem Entzücken über die kleine Wohnung, die er einrichten und wo sie sich an verschwiegenen Nachmittagen sehen würden. Sie horchte dann seinen Plänen und Träumen aufmerksam zu und wollte zuletzt selbst den Glauben an das Wunderbare bekommen.

Baron Fernand hatte sich mit Cecile wieder versöhnt und fuhr jeden Abend nach St. Malo, um spät wieder zurückzukommen. Bernard blieb jetzt oft bis zum Morgengrauen im Hause, und sie hörten beide, wie das Automobil draußen auf der Kuppe vor dem Hotel hielt. Und wenn die Tritte dann unten über den Kies gingen, die Türen knarrten und sich schlossen, schien das alles mit ihnen so wenig zu schaffen zu haben, daß sie wie über etwas Fernem in wunschlose Überlegungen versanken.

Und voll heiterer, stiller Träumereien waren die Nachmittage am Strande. Da saßen sie sich gegenüber und sprachen mit halblauten Stimmen, oder gingen zu den Felsen, hinauf zum Sémaphore, den Blick auf der weiten blauen Fläche des Meeres, dessen Unendlichkeit eine große, starke Ruhe über ihre Seelen breitete.

Nur eines Vormittags erschien Madame de Ch. ziemlich erschreckt, als hätte etwas Unerwartetes sie getroffen. Sie konnte sich den ganzen Tag nicht erholen und verfiel zuweilen in eine trübe Melancholie.

Aber so sehr Bernard in sie drang, — er konnte den

Digitized by Google

Grund dafür nicht erfahren. Nur am Abend bat sie ihn, fern zu bleiben, weil sie so ermüdet sei.

Aber die Tage vergingen, und er vergaß das wieder.

Eines Abends war es schon spät. Bernard saß ihr gegenüber im Fauteuil und war zum Weggehen bereit. Er wartete nur noch auf den Baron, der um diese Zeit kommen mußte, und wollte vermeiden, ihm auf dem Weg zu begegnen.

Madame de Ch. schien heiter und wach, wie die vergangenen Stunden gewesen waren. Sie war in den letzten Wochen zu einer wundersamen Schönheit der Seele und des Körpers aufgeblüht. Ihr Herz schien mit einem fast kindlichen Glauben diese Stunden der Leidenschaft zu genießen, und um ihren Körper schien alle Unberührtheit und wieder aller Reiz ihrer zarten sehnsüchtigen Sinnlichkeit zu weben.

Bernard hatte sich zurückgelehnt und fragte: „Ist noch nichts darüber beschlossen, wann ihr reist? . . ."

„Nein . . ." antwortete sie . . . „ich habe kein Verlangen, fort zu gehen. Aber du?"

„Liebling . . ." sagte er und küßte ihr sanft ihre linke Hand vom Knöchel bis zu dem dunkeln Schatten unter dem Arme.

Jetzt kam das Automobil den Berg hinauf. Die Wagentüren klappten. Dann trat der Baron ins Haus.

Bernard plauderte noch und küßte eben Antoinette zum Abschied, als unten eine Tür ging und ein langsamer, etwas schwerer Tritt die Treppe heraufkam.

Bernards Blick traf den seiner Geliebten. Ihr Gesicht wurde seltsam unbeweglich und bleich. Ihre Augen weiteten sich in einer wunderlichen Erstarrung.

Digitized by Google

„Geh hinaus ...“ ſagte ſie nur.

Er trat auf den Balkon und ſchloß die Portieren. Als er ſich umdrehte, hatte ſie das Licht gelöſcht.

Dann klopfte es leiſe, und gleich darauf trat er ins Zimmer.

Im Dunkeln ſagte er zweimal halblaut: „Toinette... Toinette ...“

Darauf zündete er ein Licht an.

Bernard hörte eine Bewegung, als fingierte ſie jetzt das Erwachen.

Der Baron ſchien etwas verlegen zu ſein und ſetzte ſich zu ihr auf den Rand des Bettes.

Sie ſagte: „Ich bin todmüde ...“

Er antwortete: „Ich bin unglücklich ... ſehr unglücklich ...“ Weiter ſprach er nicht.

Sie ſchien ſtarr wie in einem Krampf zu liegen und gab keinen Laut.

Plötzlich aber ſtöhnte ihre Stimme. Es war ein banger verzweifelter Laut.

Er ſchien eine Bewegung zu machen, als horchte er auf: „Was iſt denn?“

Aber es klang, als fragte er: „Es iſt doch niemand da?“

„Um Gottes willen nicht ...“

Aber Baron Fernand de Ch. war doch der Mann, um den Widerſtand einer Frau zu beſiegen.

Bernard ſtand hart an der Tür. Er ſah vor ſich die dunkle Maſſe des Hotels ... den Strand ... er hatte nur eine Empfindung, als ob ihm jetzt das Blut rot und warm zu allen geöffneten Adern hinaus aus dem Körper ränne.

Digitized by Google

Das ging eine Weile. Dann quoll ein leiſes, erwürgendes, ſchmerzhaftes Weinen in ihm auf.

Als der Baron Fernand wieder gegangen war, ließ er ſich langſam an den runden Staketten hinunter.

Wie er ſich über die Hecke ſchwang, ſtürzte er und rollte ins Gras. Es war kühl und feucht.

Dort blieb er liegen.

Digitized by Google

Zwanzigſtes Kapitel

Es war drei Tage darnach. Baron Fernand hatte ſich aus der Villa einen Liegeſtuhl herunterbringen laſſen und lag vor der Kabine am Strande. Er war träge und ruhig, wie jemand, der in den Hauptpunkten ſeiner gegenwärtigen Exiſtenz glücklich iſt.

Er betrachtete lange und mit Aufmerkſamkeit den braunen Flanell ſeines lockeren Anzuges, dann das bläulich ſchimmernde Leder ſeiner weißen Schuhe und war zufrieden, als hätte er ſeine äußere und innere Ordnung konſtatiert.

Auch das Meer ſchien heute behaglich wunſchlos und ruhig. Es war Ebbe. Auf den Kiesbänken draußen ſchritten die Fiſcher umher. Er hörte ihre Holzſchuhe auf den Steinen klappern und ſah, wie ſie ſich niederbeugten und nach Seemuſcheln griffen.

Nach einer Weile zog er einen Brief von Cecile aus der Taſche und las ihn aufmerkſam, faſt teilnahmslos. Sie war ſchon in Paris und teilte ihm mit, daß in acht Tagen ihre Proben begännen. Wenn er zurückkehrte, würde es ſehr liebenswürdig von ihm ſein, etwas von ſich hören zu laſſen. Sie denke mit Freuden an die vergangenen Wochen, denn in der Stadt ſei es jetzt noch unausſtehlich heiß.

„Freilich ...“ dachte ſich Baron Fernand ... „man

Digitized by Google

muß ein Weib nur laufen laſſen, um es zur Beſinnung zu bringen. Dieſe kleinen klugen Tierchen ſtechen ſo lange auf unſeren Nerven herum, bis wir das Experiment peinlich finden und das ſchillernde Inſekt abſchütteln. In dieſem Augenblick ändern ſie die Taktik, hüllen ſich in Demut und provozieren unſere Ritterlichkeit . . . welche Diplomatie . . ."

Die Atmoſphäre des Spätnachmittags roch ſalzig und friſch. Die Flut begann zu ſteigen. Baron Fernand hielt ſeine Nüſtern offen und ſog mit müdem Behagen den bittern Geruch ein. Er ſchaute hinaus nach den bläulichweißen Wellenkämmen, die ſich immer näher und größer über die Sandbänke legten.

Vom Abhang her kam Margot mit der Gouvernante. Die Kleine trug ein Netz auf der Schulter und hatte einen kleinen Korb vorgebunden. Sie war auf dem Wege zum Krabbenfang. Unterdeſſen ließ ſie ſich in ihrem roten Trikot im Sande nieder und begann zu plaudern, während Mademoiſelle Eugénie oben ſtehen blieb, ihre Augen mit der flachen Hand vor der Sonne deckte und auf das Waſſer ſah.

Baron Fernand hörte, ohne zu antworten, der Kleinen zu. Er trug einen zärtlichen und gütigen Glanz in ſeinen graubraunen Augen und einen lächelnden Zug um den Mund.

Wie behaglich und charmant es doch war, das kleine Kind mit ſeiner hohen papageienhaften Stimme plappern zu hören! Wie eine ruhige Muſik aus einem einfältigen Herzen . . . Wie geſund dieſer kleine von der Sonne gebräunte Körper war. Wie ſchlank und raſſig dieſe ſchmalen bronzebraunen Beine, die nackt in den weißen Tuchſandalen ſtaken.

Digitized by Google

„Wenn unſere jungen Mädchen in ihrer Entwickelung ſo fortfahren ...“ überlegte er ſich ... „ſind wir auf dem beſten Wege, unſere Raſſe zu ſtärken ...“

Plötzlich leuchtete oben wie etwas Neues und Grelles in dieſem Bilde der roſtfarbene Sonnenſchirm der Baronin gegen den blauen Himmel.

Sie ſchritt mit der Gouvernante langſam, als ob ſie Furcht hätten, auszugleiten, den Abhang herab.

„Sie haben gut geſchlafen?“ fragte Baron Fernand ruhig und zugleich beſorgt, als ſie in ihrem Korbſtuhl Platz genommen hatte.

„Danke ... nicht ſchlecht ...“ antwortete ſie und lächelte ruhig und heiter.

„Das iſt gut,“ antwortete er befriedigt.

Sein Blick überflog ſeine kleine Familie. Darauf ſagte er leiſe zu ſeiner Gemahlin: „Ich glaube, ich werde mit den Jahren noch ein guter Vater werden ...“

„Wer weiß? ...“

Margot ſtand auf, küßte Maman auf die Wange und trottete mit Mademoiſelle Eugénie davon.

„Es iſt merkwürdig ...“ begann nach einer Weile Baron Fernand, „was für Qualitäten man in ſich entdeckt, wenn man Zeit hat, zu warten ... und wenn uns die Umſtände etwas dazu zwingen ...“

Madame de Ch. hob ihr ſchmales, zierliches Geſicht: „Mein lieber Freund ... zwiſchen vierzig und fünfzig haben faſt alle Männer aus euerer Raſſe die Neigung verſpürt, ſich bei ihrer Familie auszuruhen ...“

„Wie meinſt du das?“

„Ich meine: bis zum vierzigſten Jahr gelingt euch wohl alles draußen in der Welt. Ihr erlebt wenig Ent-

Digitized by Google

täuſchungen und fühlt euch jung. Dann zeigt plötzlich die Erfahrung, daß vieles ſich wendet, daß ihr älter geworden ſeid . . ."

„Und?"

„Das iſt euch ſchmerzlich . . . da flüchtet ihr euch zu uns, als an einen Ort, wo ihr euch geborgen fühlt . . ."

„Du meinſt, daß eine Demütigung draußen uns zurückführen kann?"

„Ja . . ."

„Wäre dir dieſes Motiv nicht ſchmerzlich?"

„Es iſt vielleicht die Pflicht der Frau, auf dieſen Moment zu warten . . ."

„Dieſer Standpunkt verlangt ſehr viel Herzensgüte . . ."

„Vielleicht iſt das auch eine Frucht unſerer Erziehung. Man hat uns von Jugend auf gelehrt, für den Mann bereit zu ſein. Das einzige Unglück, das euch geſchehen könnte, wäre, daß wir inzwiſchen unſer Herz an ſonſtwen vergeben hätten . . ."

Baron Fernand ſtarrte eine Sekunde ins Leere und meinte darauf ungeduldig: „Ja . . . ja dieſe Möglichkeit könnte ja bei der beſterzogenen Frau eintreten . . ."

Sie antwortete darauf nur: „Der Mann ſollte eigentlich immer auf der Hut ſein. Er würde damit der Frau einen großen Dienſt leiſten . . . er erleichtere ihr gewiſſermaßen ihre Haltung, denn auf die Dauer und immerwährend gut zu ſein, iſt doch ſchließlich eine Anſtrengung."

„Meine Liebe . . ." ſagte er nach ein paar Atemzügen und nachdem er ſich eine Zigarette angeſteckt

Digitized by Google

hatte ... „Du biſt beſſer zu mir, als ich es verdiene ..."

„Ob du es verdienſt, das gibt doch nicht den Ausſchlag ... es iſt ſchließlich ein Zwang des Blutes, der ſelbſt die Verirrten oftmals wieder in die gute Form zurückbringt ..."

„Gewiß, es iſt das Blut, das zuletzt ſiegt ..." wendete er ein ... und brach dann den Satz ab.

„Du wollteſt mir widerſprechen?"

„Ich wollte nur ſagen," ſagte er und ſah mit einem unſicheren Blick hinaus auf die in der Sonne glitzernde Fläche des Waſſers ... „daß es mir unendlich ſchmerzlich geweſen wäre, dich auch nur für einen Augenblick an einen anderen Menſchen zu verlieren."

„Gewiß ..." lächelte ſie ... „du biſt bei aller Kompliziertheit egoiſtiſch ..."

„Ach ..." entgegnete er zuverſichtlich ... „für Abwege haſt du nie Talent gehabt ..."

„Das mag wohl ſein ..." Sie ſchaute mit großen neugierigen Augen vor ſich in den Sand, wo die Umriſſe von Margots kleinen Sandalen abgedrückt waren.

Das Kind war jetzt weit drüben bei den Felſen, nur ſein rotes Koſtüm leuchtete wie ein brennender Punkt in der Sonne.

„Sieh da, unſer Freund Bernard ..." rief plötzlich Baron Fernand und deutete auf die Graskuppe ... „der arme Menſch war krank, wie er mir heute früh ſagte ..."

„Hat er ſich wieder erholt? ..." fragte Madame de Ch. und wendete ſich, um hinaufzuſehen.

„Es ſcheint ..." Baron Fernand winkte einen

Digitized by Google

Jungen heran und ſchickte ihn, um Bernard herunter zu holen.

„Ich glaube, die rothaarige Frau des Maklers macht ihm ſchwere Pein. . .“ ſagte Baron Fernand, indes der Junge den Hang hinankletterte . . . „das iſt eine große Kanaille . . .“

„Ich würde ihn um dieſer Liaiſon willen bedauern . . .“ Die Stimme der Baronin klang ironiſch, faſt mokant.

„Ihr Frauen ſeid grauſam . . . Ihr beurteilt dieſe Liebeskämpfe aus dem Gehäuſe eurer Sitte und Unnahbarkeit heraus, aber ihr habt nur wenig Ahnung von der Unruhe eines jungen Menſchen . . .“

„Du würdeſt ſicher keinen Wert darauf legen, daß ich dafür beſonderes Intereſſe zeigte . . .“

„Ach nein . . . nein . . .“ ſtimmte Baron Fernand zu und ſchaute auf Bernard, der eben herankam.

„Sie ſehen ſchon ſehr viel beſſer aus als heute früh . . .“ konſtatierte der Baron, als ſich Bernard zu ihnen geſetzt hatte.

Dieſer antwortete darauf nur etwas melancholiſch: „Je peinvoller mir zumute iſt, um ſo beſſer ſeh' ich aus . . .“

„Das iſt die Erregung . . . lieber Freund . . .“ beruhigte Baron Fernand . . . „gleichviel, ob ſie poſitiv oder negativ iſt, ſie ſpiegelt ſich ab . . .“

„Man hat Sie ein paar Tage nicht mehr geſehen . . .“ hob die Baronin zaghaft an, als ob ſie mit einem Kranken ſpreche.

„Ich habe mich neulich erkältet . . .“ Bernard ſah ihr ins Geſicht, wie wenn er ſie mit jedem Wort treffen wollte.

Digitized by Google

„Ja . . .“ antwortete sie etwas gleichgültig . . . „Man muß sich in acht nehmen, die Abende sind schon kühl, es wird bald Herbst . . .“

Baron Fernand lächelte Bernard gütig und verständnisvoll zu, als wollte er sagen: „Guter Junge, ich weiß in derlei Affären Bescheid . . . mach dir nicht zuviel Sorgen . . .“

„Und wie befinden Sie sich? . . .“ fragte Bernard plötzlich Madame de Ch. in einem seltsam provozierendem Ton. Er starrte dabei nach ihrem Halse und sah, wie sie ängstlich und kurz atmete.

„Ich danke . . . mir fehlt nichts . . .“

Ihr Blick hob sich einen Moment rätselhaft und verschleiert, als ob sie ihn auf irgendetwas heften wollte und es nicht könnte.

Bernard dachte: „Sie muß dieselben Schmerzen fühlen wie ich; und wenn sie nicht will, werde ich sie dazu zwingen.“ Eine plötzliche Lust zur Grausamkeit gegen diese schlanke zierliche Person, die wie eine fein modellierte Puppe vor ihm saß, durchströmte ihn. Das Gefühl war stark. Der Haß tat ihm wohl.

Madame de Ch. beobachtete eine Sekunde lang seine Miene, und ihr war, als könnte er in jedem Augenblick etwas Rücksichtsloses und Entsetzliches sagen. Er hatte das Gesicht eines ganz bösen Jungen. Aber sie wollte und mußte ihre Position halten. Um jeden Preis.

Oben vor dem Hotel rief man die Pariser Morgenzeitungen aus. Baron Fernand stieg hinauf, um den „Matin“ zu holen.

Digitized by Google

Als er oben ſtand, richtete ſich Bernard in ſeinem Stuhl auf: „Ich gehe zugrunde . . .“ ſagte er leiſe, faſt ſchüchtern. Sein Mund zitterte dabei. Er hatte alle Kraft verloren.

Madame de Ch. ſah ihn mit ihren großen braunen Augen an, in denen es in den Augenblicken der Erregung wie von Gold blitzte und ſchimmerte, an: „Liebling, wie ſoll ich Ihnen helfen, wenn ich mir ſelbſt nicht helfen kann? . . .“

„Iſt das Liebe? . . .“

„Es gibt jetzt noch ein anderes für mich, und das iſt die Pflicht.“

„Und die beiden ſchließen ſich aus? . . .“

„Heute gewiß . . .“

„Und Sie können alles vergeſſen, was geſchehen iſt? . . .“

„Ich weiß von nichts, das geſchehen iſt . . .“ Es war, als ob ihr Geſicht ſich bei dieſen Worten verſchlöſſe. Eine ſchmerzhafte Leere und Stille lag auf ihren Zügen.

„Aber wenn ich Sie nicht loslaſſe? . . .“

„Sie wollen mir drohen?“

„Nein . . .“

„Was denn? . . .“

„Sagen Sie noch einmal: Liebling . . .“ Er lag mit geſchloſſenen Lidern zurückgelehnt wie ein Kranker und Elender da. Aber ihr Mund öffnete ſich nicht, und er wartete umſonſt, bis er die Tritte des Barons hörte.

Da ſtand Madame de Ch. auf und wollte hinaufgehen. Sie gab ihm ihre kleine Hand. Er empfand das wie eine Ermutigung.

Digitized by Google

Sie ſchauten ihr beide nach, wie ſie ſo ſchlank und langſam den Hang hinanſtieg.

Baron Fernand hielt den „Matin“ in der Hand und ſagte gelaſſen, als ob ſeine Worte jeder Schwere entbehren ſollten: „Lieber junger Freund ... man muß ſich ſeine Liebeserfahrungen nicht ſo ſehr zu Herzen nehmen ...“

„Wie denken Sie ſich das?“ fragte Bernard faſt erſchrocken.

„Sehen Sie, mit den Weibern iſt es wie mit einer Spule, die man abzuhaſpeln hat. Bei der einen iſt der Faden länger, bei der anderen weniger lang. Aber zu einem Ende kommt man immer. Das iſt doch ein großer Troſt ...“

„Sie verſtehen mich wohl nicht ganz ...“

„O doch ...“ meinte Baron Fernand und lächelte mit ſeinen etwas verwitterten Zügen klug und diskret ... „Sie ſehen das nur in ſentimentaler Färbung. Sie legen Forderungen hinein und Verantwortlichkeit ... aber ... wer iſt ſchuld daran, daß in gewiſſen Fällen der Faden bei der Frau und im anderen beim Manne zuerſt abgewickelt iſt. Wer garantiert Ihnen, daß Sie nicht ebenſogut eines Morgens erwachen könnten, mit der Entdeckung, daß für eine andere Perſon jedes Gefühl in Ihnen verſiegt iſt. Wir nehmen das dann als einen ſelbſtverſtändlichen Vorgang. Wir leiden auch nicht, weil unſer Herz nicht mehr mit dem anderen zuſammenhängt. Uns drängt nur der natürliche Egoismus zur Wiedergeburt in einem neuen Zuſtand ... darum müſſen wir es auch ertragen, wenn das Los nicht zu unſern Gunſten fällt.“

Digitized by Google

Baron Fernand ſchwieg einen Moment, wie wenn er den Eindruck ſeiner Rede abwarten wollte.

„Sie haben gewiß recht . . .“ ſagte Bernard und ließ eine Handvoll Sand durch ſeine Finger rinnen, „aber was hilft da alle Logik?“ Es war ihm furchtbar und zugleich unendlich merkwürdig, die gütigen Worte dieſes Menſchen zu hören, der zugleich ſein Freund und ſein Widerſacher war, und der ſo wenig ahnte, wie ſehr er ſelbſt als Akteur in dieſem Schauſpiel erſchien.

„Und noch etwas . . .“ fuhr Baron Fernand fort . . . „In den allermeiſten Fällen iſt die Situation für uns doch günſtiger als für das Weib; denn wie oft fängt es erſt dann zu lieben an, wenn die Leidenſchaft bei uns ſchon wieder aufhört . . .“

In dieſem Augenblick hob Bernard zaghaft den Kopf: „Aber wen denken Sie ſich denn als den Urheber meiner Pein? . . .“

Baron Fernand lächelte wieder, weiſe und in aller Freundſchaft, und machte dann eine beſchwichtigende, faſt rührende Bewegung mit der rechten Hand, als wollte er ſagen: „Laſſen wir das, alle direkten Erklärungen könnten Sie nur ſchmerzen . . .“

Er ſagte: „Dieſe Epiſoden ſind einander ſo ähnlich, daß wir bei dem allgemeinen des Falles bleiben können.“

Bernard dachte ſich: „Es iſt doch eine infame Handlung, dieſen Menſchen mit ſeiner Frau zu betrügen.“

Sie ſtanden auf und ſchritten zuſammen dem Strand entlang. Margot ſaß drüben auf einem Felſen und hielt ihr Netz in die Luft.

Digitized by Google

Baron Fernand ſagte: „Dieſes Kind macht mich gerade in dieſen Tagen unendlich glücklich ... und denken Sie ſich, daß ich ſeine Exiſtenz oft monatelang faſt vergeſſen habe ...“

„Ja ... ja ...“ meinte Bernard ... „Man hat oft für das Nächſte wenig Luſt und Zeit ...“

Die Worte klangen ihm ſehr banal, aber ſie ſchienen ihm darum kaum weniger wahr zu ſein.

Unvermittelt ging der Sommer zu Ende. Es war anfangs September, und es kam die Zeit der großen Fluten. Das ſteigende Meer war ſchmutzig und dunkel, donnerte mit wilder, unbändiger Kraft und warf graue, ſchlammige Maſſen auf den Strand.

Die Nachmittage waren meiſt kühl und trüb und von Wolken überhangen.

Bernard ſchritt mit der Baronin auf dem Wege nach nach dem Sémaphore. Es war nach qualvollen Tagen und Nächten die erſte Stunde, da ſie wieder allein waren.

„Ich habe dieſen Augenblick erwartet, wie wohl noch nichts in meinem Leben ...“ ſagte er zögernd und unſicher. Seine eigene Stimme klang ihm zaghaft und fremd.

Sie ging vor ihm her auf dem ſchmalen Wieſenpfad und antwortete nicht. Er hielt wie ein Verzweifelter ihre ganze Geſtalt in ſeinem Blick. Bei jedem Atemzug empfand er einen unendlich quälenden, peinigenden Druck im Halſe.

Digitized by Google

„Antworten Sie . . . sagen Sie irgendeine Silbe . . . nur eine Silbe . . .“ bettelte er.

Da drehte sie sich um. Ihr Gesicht schien ihm plötzlich sehr matt und müd.

„Was soll ich sagen? . . .“ fragte sie leise und klagend. Ihre Augen waren groß und hilflos und verwundert.

Sie gingen weiter.

Oben setzten sie sich auf die Bank vor dem Abhang.

Er schaute auf die großen Kiesel hinunter, die am Strand lagen und aus dem Gischt und Schaum als dunkle Flecke zuweilen auftauchten.

„Ich bin todmüd . . . und kann doch nicht mehr schlafen . . .“ hob er wieder an.

Sie drehte ihr schmales Gesicht ein wenig zu ihm hinüber. Ihre Nasenflügel bebten leise, wie unter einer Furcht oder einer Erregung. Die Flächen um den Mund zeigten weiße Flecke, als sei alles Blut aus ihnen gewichen.

„Mir ist oft, als müßte ich daran sterben . . .“ sagte er. Es klang unwillkürlich sentimental.

Sie lächelte: „Man stirbt nicht so leicht . . . und besonders nicht in ihrem Alter . . .“

„Aber glauben Sie nicht, daß diese Tage die entsetzlichsten meines bisherigen Daseins sind?“

Sie schwieg still und starrte mit weitem, offenem Blick auf das Meer.

In der Ferne tauchten wie schwarze Striche im Wasser zwei Torpedoboote auf, mit dem Kurs nach Saint-Servan.

Digitized by Google

„Glauben Sie das nicht? . . .“ begann er wieder. Er fühlte deutlich, wie weh ihr jedes Wort tat, aber er wollte, daß sie darüber redete, er wollte, daß ihr Mund das Furchtbare aussprach, als wäre dann alles ein Geständnis, das ihn erleichterte.

Sie blieb regungslos still.

Da sagte er: „Ich war für Sie ein Spielzeug, das Sie jetzt, da es überflüssig ist, mit einer sachten Bewegung beiseite schieben . . .“

Während die Worte verklangen, empfand er erst den grausamen Zynismus, der in ihnen lag.

Madame de Ch. hob plötzlich den Kopf. Ihr ganzes Gesicht zitterte, als wollte sich eine lang gehaltene Starrheit darin auflösen.

„Wie taktlos Sie sind . . .“ stöhnte sie. Dann flossen ihr die Tränen unaufhaltsam über die Wangen. Sie schluchzte mit zuckenden Lippen und konvulsivischen Bewegungen der Schultern, wie junge Mädchen weinen.

Dann nahm sie ein kleines Spitzentuch und trocknete sich das Gesicht.

Sie war jetzt still und fast schläfrig.

Er fragte: „Können Sie mir verzeihen? . . .“

Sie neigte sich etwas: „Ich habe bisher Ihr Zartgefühl bewundert . . . jetzt aber weiß ich, daß alles umsonst war . . . nichts als eine Verirrung. Sie sind brutal wie alle Männer von Ihrer Art . . .“

Er schaute sie aufmersam an: „Sie mögen denken über mich, wie Sie wollen, aber Sie müssen mir glauben, daß es mir unendlich wohl tat, Sie eben weinen zu sehen . . .“

Digitized by Google

„Warum?"

„Weil ich Sie jetzt wieder verstehe . . ."

„Dafür fehlt Ihnen das Gefühl und der Wille . . ." Er empfand ihre Worte wie leise Hiebe in sein Gesicht.

„Wollen Sie Abrechnung halten? . . ." Ein ohnmächtiger Zorn quoll in ihm auf.

Sie schaute ihm in die Augen, — verächtlich und gehässig und hoheitsvoll zugleich. Alle Fibern ihres schmalen, edlen Gesichtes spannten sich. Etwas Wunderbares und Erregtes, von alter Rasse Erfülltes prägte sich in ihrem Blick.

Er wußte plötzlich, daß sie in diesem Ausdruck stärker war als er. Er fühlt sich dieser Kraft nicht gewachsen. Als wäre sie da aus einer Quelle genährt, die ihm verschlossen blieb.

Da senkte er seinen Blick: „Warum muß alles, was schön war, so grenzenlos verdorben werden?"

„Es ist nicht meine Schuld . . ."

„Wer es auch immer verschuldet haben mag . . . wir sind es, die darunter leiden . . ."

„Das Ende lag im Anfang . . ." hob sie wieder an . . . „was so anfängt, wird immer schmerzvoll zu Ende gehen . . . und wie bald werden Sie dem Schicksal dafür dankbar sein . . ."

Sie lächelte trüb.

Er sagte: „Selbst wenn ich dieser Überlegung fähig wäre, würde sie mir nicht darüber hinweghelfen, daß ich jetzt mit jedem Nerv an Ihnen hange . . ."

„Sie werden wieder eine andere Geliebte finden . . ."

„Kann dies wirklich Ihr Wunsch sein?"

„Muß ich denn nicht so denken? . . ." Sie tippte mit

Digitized by Google

den Spitzen ihrer Schuhe nervös auf den Boden und zeigte dazu ein bitteres und verdrossenes Gesicht.

„Wenn ich Sie jetzt ansehe," sagte Bernard, „muß ich an Margot denken. Genau so ist ihre Miene, wenn ihr ein peinliches Hindernis im Wege steht . . ."

Madame de Ch. schaute auf: „Es ist lieb von Ihnen, daß Sie mich mit meinem Kinde vergleichen, aber ich wünsche der Kleinen nicht, daß sie je in ihrem Leben solchen Grund für ihre Schmerzen hätte."

„In der Erinnerung ist man dem Schicksal für die schmerzvollen Zeiten am dankbarsten . . ."

„Das mag sein, aber es gibt jetzt nur einen Weg . . ."

„Welchen?"

„Sie müssen reisen . . ."

„Ja . . . gewiß," antwortete er . . . „nach solchen Katastrophen wird man entweder krank, oder man verreist. Das ist elegant und gibt einen Abschluß. Ich habe das erste versucht, weil ich zum zweiten nicht die Kraft hatte, aber nun muß wohl auch das andere sein. Doch was hilft es?"

„Jede Stunde, da Sie noch hier sind, ist mir eine entsetzliche Qual . . ."

„Muß man die Qualen um jeden Preis zu vermeiden suchen? . . ."

„Wenn Sie noch ein wenig Liebe und Taktgefühl für mich haben, so gehen Sie . . ."

„Ich habe zu viel vom einen und zu wenig vom anderen . . . was kann ich dafür?"

„Aber Sie müssen doch empfinden, daß der jetzige Zustand entsetzlich für mich ist . . ."

„Die Leidenschaft vermag auch etwas Entsetzliches zu

Digitized by Google

überdauern . . ." Bernard hatte ſich zurückgelehnt und ſprach heftig und bewegt, „glauben Sie, daß ich unempfindlich ſei? Es gibt Augenblicke, wo ich Sie haſſe, wie etwas Unreines und Abſcheuliches, das vor meinen Augen geſchändet worden iſt . . ."

„Schweigen Sie . . . um Gottes willen . . ." ſtöhnte ſie auf.

„Und dann iſt mir wieder . . ." fuhr er fort . . . „als habe all dies geſchehen müſſen, um mich durch das Leiden noch mehr an Sie zu ketten . . ."

Sie war aufgeſtanden und an den Rand des Abhanges getreten. Sein Blick irrte an ihrer Geſtalt auf und nieder. Ihm war jetzt, als ob er all die vergangenen Wochen der Leidenſchaft wie in einem kindiſchen Taumel verlebt hätte, ohne eine Ahnung und ein Bewußtſein von der Seele und dem Körper dieſer Frau zu haben. Er ſtarrte nach ihren ſchlanken und doch vollen Hüften, und in dieſem Augenblick begann ihn wieder eine verzehrende Sehnſucht zu überfließen. Der Wunſch, der tagelang in Haß und Verzweiflung niedergedrückt war, erwachte mit neuer unerſättlicher Gewalt.

Er richtete ſich empor. Er wollte ſie rufen, ſie auf die Bank zurückziehen.

Da kamen Leute den Fußweg hinan.

Madame de Ch. drehte ſich um, trat näher und ſetzte ſich wieder. Sie ſchauten beide einem alten Herrn und einem jungen Mädchen nach, bis ſie hinter dem Sémaphore verſchwunden waren.

„Ich weiß jetzt, daß ich Sie mehr begehre denn je . . ." ſtammelte er.

Digitized by Google

Ihr Blick glitt über sein Gesicht.

Da nahm er ihre Hand, biß in ihre Handschuhe hinein wie ein Verrückter und koste sie wiederum wie etwas unendlich Schönes und Zartes, als könnte er sie damit zwingen, alle diese Zeichen seiner Leidenschaft zu begreifen.

Sie ließ es geschehen, und er fühlte, wie allmählich auch das Blut ihres Körpers von diesem Spiel entflammt wurde.

Sie hielt ihre Augen geschlossen. Er empfand es wie eine Zusage.

„Du wirst wieder mir gehören ... mir ... einzig mir ...“ jauchzte er.

Da erschrak sie, als wäre sie eben aus einem Halbschlafe erwacht.

„Nein ... nie mehr ...“ Ihre Bewegung war ruhig und bestimmt. Ihr Gesicht sorgenvoll und müd.

Es fiel eine große Ernüchterung auf ihn.

„Wir müssen nach Hause gehen ...“ hörte er sie sagen. Sie hatte sich erhoben.

Schweigend folgte er ihr.

Aber er wußte jetzt, daß sie durch alles, was er mit ihr erlebt, eine neue und noch schmerzvollere Gewalt über ihn bekommen hatte.

Baron Fernand saß mit Bernard am offenen Fenster im Salon der Villa beim Tee. Madame de Ch. lag in einem Fauteuil zurückgelehnt und schaute über den kleinen runden Tisch und die Tassen weg in den Garten,

Digitized by Google

wo Margot mit Mademoiſelle Eugénie in der Laube ſaß und ihre Lektion herunterleierte.

„Sie ſind alſo feſt entſchloſſen, heute nacht zu reiſen...“ fragte Baron Fernand freundſchaftlich.

„Ja,“ antwortete Bernard, „meine Koffer ſind ſchon nach St. Malo abgegangen . . .“

„Dann werden wir Sie abends im Automobil zur Bahn bringen . . .“

„Ich danke Ihnen, es wird mich freuen . . .“

„Und Sie gedenken, den Winter in Paris zu verleben?“

„Vielleicht . . .“ Bernard ſtreifte mit einem Blick der Baronin Geſicht. Es ſchien ruhig und klar. Ihr Auge ſah auf die bewegte, blaue Fläche des Meeres, die weit in der Ferne in einem grauen Dämmer mit dem Himmel zuſammenſchmolz.

„Aber ich werde an dieſe vergangenen Tage ſtets als an etwas Unvergeßliches zurückdenken . . .“ ſagte Bernard nach einer Weile.

„Sie ſind gefühlvoll . . .“ lächelte Baron Fernand . . . „aber dies iſt ein ſchöner Zug von Ihnen, Sie haben noch Reſonnanz für Erlebniſſe, aber man darf dieſen Widerhall nur nicht ſo ſtark in ſich werden laſſen, daß er alles andere übertönt . . .“

„Ja . . . ja . . .“ meinte dazu Madame de Ch. halb gütig und halb träumeriſch, „dann wird es gefährlich . . .“

„Für die jungen Leute“, hob Baron Fernand an, „iſt eigentlich keine Gefahr vorhanden. Ihre Nerven ſind ſo geſund, daß ſie alles überſtehen. Das wirklich peinvolle Alter in Herzenskämpfen kommt erſt zwiſchen dem vierzigſten und fünfzigſten Jahr . . .“

Digitized by Google

„Das ist möglich . . .“ sagte Bernard. Die Baronin schwieg.

„Wir werden in den nächsten Tagen von hier nach Tours fahren und anfangs Oktober wieder in Paris sein. Dann wollen wir Ihnen Nachricht geben . . .“ Baron Fernand hatte immer noch diesen gütigen und milden Klang in seiner Stimme, als ob er mit einem Menschen redete, der aller Fürsorge und Nachsicht bedürfte.

Bernard konnte nicht anders, als sagen: „Ich bin Ihnen dankbar.“

Die Baronin war aufgestanden und ans Klavier getreten.

„Wissen Sie . . .“ sagte Baron Fernand leiser . . . „ich habe diese Ihre Krankheit in meinem Leben schon so oft in allen Phasen erduldet, daß ich weiß, wie elend einem dabei sein kann.“

Sein Blick hing dabei mit solcher Zärtlichkeit an seiner Gemahlin, als ob diese ihm nun zur Retterin aus allem Wirrsal geworden wäre, und als ob er ihr dafür nicht genug Anerkennung wüßte.

Bernard tat diese Bewegung unendlich weh.

Sie begann ein ganz einfaches, sonatenartiges Stück zu spielen. Ein simples, melodiöses Thema, das in einem pikanten, perlenden Fluß mit einer bis ins Minutiöse klaren Leuchtkraft des Klanges dahinglitt.

Baron Fernand blies den Rauch seiner Zigarette nach dem offenen Fenster und schien in Träumerei zu versinken. Bernard fühlte eine dumpf wühlende, unsagbare Qual in sich.

Für Augenblicke schien es ihm auch ganz unwahr-

Digitized by Google

ſcheinlich, daß er mit dieſer ſchlanken Geſtalt, deren weiße Hände graziös und ſenſibel über die Taſten glitten, all das Heiße und Wunderbare erlebt hatte, das ihn jetzt in den ſchmerzvollen Tiefen aufwühlte und wovor er ſich nicht zu retten vermochte. Er ſah plötzlich den Moment, da er ihr an jenem Frühlingsabend mit d'Aureville in ihrem Salon zum erſtenmal begegnet war. Wie leidenſchaftslos und unnahbar war ſie ihm damals erſchienen. Und auch ſpäter. Wie hatte ihm ſeine Phantaſie dieſes Geſicht ſtets als Gegenſatz zu Henriettes erregender Gegenwart hingezaubert. In all ſeinem damaligen Jammer hatte ſie ihm etwas Stilles und Ruhiges und Unberührbares bedeutet. Faſt wollte er ſich jetzt über ſeine Naivität wundern.

Baron Fernand war aufgeſtanden und unter das Fenſter getreten. Margot kam vom Pavillon her. Sie hielt eine große Muſchel in der Hand.

Da neigte er ſich hinaus. Er wollte mit der Kleinen ſprechen. Sein ganzes Geſicht ſtrahlte.

Bernard dachte: Wie glücklich er iſt . . .

Baron Fernand ſagte zu Bernard: „Ich gehe für einen Augenblick zu Margot hinaus . . .“ Seine Bewegung war haſtig, faſt nervös.

Leiſe zog er die Türe hinter ſich zu.

Madame de Ch. hatte ihm mit einer ſeitlichen Wendung des Kopfes nachgeſehen.

Die Sonate war in ein prickelndes, faſt frivoles Scherzo übergegangen. Klar und hell und übermütig klang das Motiv.

Baron Fernand ſaß draußen mit Margot und

Digitized by Google

Mademoiselle Eugénie im Pavillon. Sie hatten ein Buch auf dem Tisch liegen, und alle drei sahen hinein.

Bernard dachte: Sie hat bei allem aus der Qual ihres Blutes gehandelt, und vielleicht ist diese Qual für ihren Geist und Verstand doch nur etwas Geringes gewesen, so daß sie jetzt die Harmonie der früheren Tage wieder errungen hat.

Aber das alles waren Überlegungen, die sich nur auf Äußerlichkeiten stützen konnten.

Er wußte nur, daß sich ihr Bild vor seinen Augen zu seinem Glück und zu seinem Schmerz fortwährend verwandelte.

Madame de Ch. hatte sich auf ihrem Stuhl herumgedreht: „Wissen Sie, was ich eben spielte?"

„Nein".

„Etwas, was Sie kennen müßten . . ."

„Ich kenne es gewiß nicht . . ."

„Eine Sonate von Haydn . . ."

„Seltsam," sagte Bernard, . . . „ich muß in meinem Gehirne ganz verkommen sein . . . ich hätte das nie erkannt. Ich empfand das wohl auch ganz anders . . ."

„Es ist gut, daß Sie das Klima wechseln . . ." meinte sie leise lächelnd . . .

„Sie verspotten mich . . ."

„Gewiß nicht . . . aber Sie machen in ihrer Trübsal eine recht bekümmerte Figur . . ."

„Sie sind grausam . . ." Er stand auf. Eine brutale Wut stieg in ihm auf.

Sie trat gegen das Fenster.

Digitized by Google

Er folgte ihr und fühlte, wie in ihm die Erregung überfloß, wie ihm das Blut im Geſicht ſtand.

Sie hielt ſich an die Gardine gelehnt und ſah ihn ſcheu an, indes er näher kam.

„Sie martern mich abſichtlich und abſcheulich . . .“ ſagte er und ließ ſie nicht aus dem Blick.

Sie ſchaute ſich ringsum, als ſuche ſie nach einem Ausweg. Als dieſer abgeſchnitten ſchien, zog ſie die Schultern ein, gleich einem Vogel, der ſich ängſtlich zuſammenduckt.

Da faßte er ſie, als ob in dieſem Augenblick nichts anderes zu tun wäre, am Halſe und zog ſie an ſich. Sie ſträubte ſich wie ein Kind, dem eben etwas Schmerzvolles geſchehen ſoll.

Einen Moment hielt er inne. Sie horchten beide, wie Baron Fernand und Margot draußen im Pavillon ſprachen.

Dann bog er ihr den Kopf zurück. Sie ſperrte ſich und öffnete die Lippen, als wollte ſie ſchreien.

Da küßte er ſie auf den Mund. Atemlos und gierig . . .

Sie kämpfte noch und hielt ihre Lider geſchloſſen, bis ihr Körper plötzlich nachgab, ihre Augen ſich öffneten und über ihre Pupillen jener lähmend verwirrte flirrende Glanz glitt, den er bei ihr nur in den Momenten der tiefſten Hingabe erlebt hatte.

Er trat zurück und ging ans Fenſter.

Er hörte, wie ſie ſich ans Klavier ſetzte und leiſe weinte. War es Zorn oder Schmerz? Er wußte nicht, ob es ihr wohl- oder wehtat . . .

Digitized by Google

Drei Stunden ſpäter brachte ihn Baron Fernand im Automobil nach St. Malo. Madame de Ch. hatte nicht mitfahren wollen. Sie war zuletzt noch lächelnd und voller Güte zu ihm geweſen.

Jetzt aber, da der Wagen auf dem Damm von Paramé nach St. Malo fuhr und Bernard zum letztenmal das Meer ſah, deſſen dumpfer und monotoner Geſang ihm wochenlang in den Schlaf und in alle Sorgen ſeiner Seele hineingeklungen, deſſen unendlicher Raum ſeine Erregungen, ſeinen Jammer und ſeine Phantaſie mit allen Farben des Tages und den ſchwebenden Dämmerungen der Nacht erfüllt hatte ... jetzt kam die grauſame Melancholie über ihn, da ihm nun klar war, daß er trotz allem hier etwas Wunderſames verließ, was nicht mehr ſo zu erleben ſein würde, und von dem er wußte, daß davon ſpäter wie von jedem großen Schmerz etwas Unheilbares in ihm zurückbliebe ...

Sein ganzes Gefühl wandte ſich zurück. Er ſah heiße, blaue Tage, glitzernde, weißblinkende Wellen, bunte Menſchen auf warmem, blondem Sand, der ſo ſtill und ſchläfrig machte ...

Dann eine zarte, ſchlanke Frau in blauem Atlaskleid zwiſchen all dem Sonnenglaſt ... Stunden der wachſenden Sehnſucht, Stunden wiederum, da man hinausſchwamm und ſeine Glieder reckte in der kühlen, grell leuchtenden Flut ... Abende der Seligkeit, da man glücklich war ... Wie ſtrahlte jetzt doch alles ſo unvergeßlich ſchön ...

Später ſchritt Baron Fernand noch mit ihm vor dem Zuge auf und ab.

Digitized by Google

„Lieber junger Freund . . .“ ſagte er . . . „es wird alles wieder gut werden, wenn Sie erſt in Paris ſind . . .“

Bernard dachte: Wenn er wüßte, daß es ſeine eigene Frau iſt, um die ich leide . . .

Baron Fernand fuhr fort: „Sehen Sie, unſer Fehler iſt, daß wir für jede noch ſo unerklärbare Handlung eines Weibes nach einem Motiv ſuchen und dann verzweifeln, wenn wir ſo oft und immer wieder vor einem Rätſel ſtehen. Wir konſtruieren raffinierte Kombinationen, um ihnen auf die Spur zu kommen, und finden keine Klarheit, weil da von Anfang an kein Plan exiſtierte, ſondern ein Trieb, eine Laune . . . man muß das einſehen und zugleich die Verantwortungsloſigkeit, die allem zugrunde liegt, um dieſe Handlungen untragiſch zu nehmen . . .“

Bernard erwiderte: „Das wäre ja alles ganz recht, wenn es nur nicht ſo viel Schmerzen verurſachte . . .“

Die Kondukteure riefen zum Einſteigen. Bernard neigte ſich aus dem Fenſter.

„Sein Sie getroſt . . .“ rief Baron Fernand und lachte . . . „darüber kommen Sie auch noch hinweg! . . . Auf Wiederſehen in Paris!“

Der Zug fuhr an. Bernard ſah dem anderen noch nach, wie er ſchlank und haſtig den Perron entlang ſchritt.

Sobald ein Mann, dachte er, in ſeinen Herzensdingen eine Stunde Ruhe hat, iſt er voller Weisheit und gerne bereit, Theorien aufzuſtellen. Jedenfalls aber hatte der Fall Cecile Roque erſt vor wenig Wochen für Baron Fernand noch ein negatives Reſultat ergeben.

Digitized by Google

Lange saß Bernard auf der Couchette, inmitten der Kissen und Decken. Er dachte an Henriette. Sie, die von Jugend auf den Glanz ihrer Existenz mit dem Einsatz ihres Körpers und ihrer Intelligenz bestritten hatte, erschien ihm jetzt wohltuend klar in ihren Handlungen und Instinkten. Sie hatte so viel Gefühl hergegeben, als ihr zum Glück ihres Abenteuers nötig schien. Und bei allem war sie einsichtig und tapfer, und trug in sich ein großes Talent für die Schönheit des Erlebens.

Diese zarte, berückende Frau, der großen Welt aber, die er seiner Kindlichkeit vom ersten Tag an für das Milde und Hohe und Einfache gehalten und die sich nach jeder Phase der Leidenschaft wieder verwandelt und verändert hatte — er marterte sich jetzt umsonst, in das Tiefe und Verhüllte ihres Herzens zu sehen. Vielleicht hatte sie von ihm nur soviel nehmen wollen, als ihr reizvoll und beglückend erschien, und stellte ihn dann, da das Quälende und Peinvolle seinen Anfang nahm, wie etwas, das sie nun ablehnte, an seinen Ort zurück, ... vielleicht litt sie dennoch wie er, und es lag nur in ihrer Natur, es zu verbergen ... vielleicht war sie überhaupt kein Wesen, das auf lange Zeit den Mut fand, sich mit einer Leidenschaft aus dem Kreis der anerkannten Formen zu stellen ... vielleicht war es Angst ... allertiefste Schamhaftigkeit, was sie nach jenem Moment den Weg ihrer Wünsche nicht mehr zu ihm finden ließ. ... In all diese Reflexionen hinein, denen er mit klopfenden Pulsen nachjagte, hörte er die Stimme des Barons Fernand: „Es existiert da von Anfang an kein Plan, sondern ein Trieb, eine Laune ..."

Digitized by Google

Er ſtreckte ſich aus. Seine Glieder ſchmerzten ihn. Er hatte nur noch den einen Gedanken, daß hier noch viel Banges und Schmerzvolles folgen würde.

Dann lauſchte er dem rhythmiſchen Stampfen des Zuges, dieſer dumpfen, beruhigenden Melodie, die, als der Schlafgeſang aller heutigen Wanderer und Heimatloſen, in ſeine Nerven die Stille trug.

Digitized by Google

Einundzwanzigstes Kapitel

In Paris war es schon Herbst. Als Bernard am folgenden Morgen durch die Fenster sah, blinkten die Blätter im Luxembourg gelb, wie wenn das heiße Leben der Stadt diese Bäume bestrahlt und vor der Zeit ermüdet hätte.

Am Nachmittag ging er in den Park, wo ein kühler, trockener Wind wehte, und wo es nur an der Sonne noch erträglich warm war. Rings lag eine trübe, melancholische Stimmung. Selbst die Stimmen der Kinder, die im Frühling so laut und vergnügt geklungen hatten, schienen jetzt leise und furchtsam geworden, als ob auch in so jungen Gemütern jetzt vieles einem Ende entgegenginge.

Bernard setzte sich an seinen Lieblingsplatz neben die Steineštrade, von wo er über das große Bassin hinweg die graue Fassade des Senatsgebäudes und nebenan die alten Türme von Saint-Sulpice über das rote Laub ragen sah.

Jetzt erst wurde es in seiner Seele allmählich wieder hell, und in die dumpfe Dämmerung brach die Glut des Schmerzes herein. Es war ihm wie eine Erlösung, da er jetzt fühlte, wie ihm alles wehtat, wie er seine Gedanken kaum zu schleppen vermochte.

Wenn unter allen Träumereien seine Phantasie immer und immer wieder zu Madame de Ch. zurückging, wenn

Digitized by Google

er das Vergangene in allen geringſten Einzelheiten wieder erlebte, war ihm, als ob er auf einem wunderbar blumigen Steg dahingeſchritten ſei, bis er plötzlich lautlos und wie ein Geſpenſt in die Tiefe fiel. Dieſer Moment ſtand vor ihm, rieſengroß und grauſam komiſch, in ſeiner zum Sterben bittern Ironie; doch das hatte ihn einmal treffen müſſen, weil es in der Verteilung der Macht ſo beſchloſſen war.

Und von jenem Augenblick an hatte Antoinette ihn mit einer ruhigen und kühlen Bewegung fortgedrängt. Es war nachher — ſo dachte er jetzt — kaum ein Kampf in ihr geweſen, kaum ein Schatten jener Marter, die ihn zerquälte und krank und todmüde machte. Sie empfand nun das Erlebnis einfach als peinlich. In dieſer Form gehörte er nicht mehr zu ihr. Sie verlangte, daß er ſich füge.

Es gab jetzt nichts zu tun, als zu warten . . .

Eines Vormittags geſchah der Zufall, daß ein Automobil im Bois vor ihm anhielt, als er eben dem kleinen See entlangſchritt.

Im Wagen ſaßen die Baronin von V. und Mademoiſelle Yvonne, die er von jenem erſten Abend in der Abbaye her kannte. Sie fragten ihn nach d'Aureville.

Aber er wußte ja nichts von ihm.

Da luden ſie ihn zum Mitfahren ein, was er dankend ablehnte.

Zwei Tage darauf war er zum Tee im Pavillon d'Armenonville. Seine Stimmung war wieder beſſer, faſt heiter. Es lag doch zu ſehr in ſeiner Natur, aus

Digitized by Google

jedem noch so fatalen Zustande das Möglichste von Genuß zu schöpfen, als daß ihn nicht sein Lebensegoismus wieder gestärkt und aufgerichtet hätte.

Es ging zum Abend. Die Wagen kamen eben vom Rennplatz in Longchamp. Über dem Bois, das in den vielen Farben des Herbstes leuchtete, lag eine blaue, kühle Luft. Das Orchester spielte etwas aus „Carmen". Es klang merkwürdig gegensätzlich zu der milden und gedämpften Landschaft. In der Glasveranda blitzte eben das elektrische Licht auf.

Da erhob sich an einem der Nebentische ein Herr und trat auf Bernard zu. Es war Bernetti. Er setzte sich zu ihm und erzählte, daß er vorgestern aus Mailand gekommen und für kurze Zeit wieder hier sei. Er hätte schon seit einer Stunde auf eine Dame gewartet, die ihn aber offenbar zum Narren hielte.

„Wo haben Sie den Sommer verbracht? . . ." fragte er Bernard und reichte ihm seine Zigaretten hinüber, während er den Eingang zur Veranda nicht aus dem Auge ließ.

Bernard erzählte von Paramé, von Baron Fernand und seiner Familie und von den schönen Tagen. Er erwärmte sich merkbar im Gespräch.

„Wie sind Sie denn gerade nach Paramé gekommen?"

„Die Baronin hat mir den Ort nahegelegt . . ." Bernard schaute den andern an, da der die Frage offenbar in bestimmter Absicht gestellt hatte.

Da sagte Bernetti: „Ich sagte im Frühjahr einmal zu d'Aureville, daß Sie sicher Chancen bei der Baronin hätten . . . er war damals nicht meiner Ansicht . . ."

„Ja, halten Sie Madame de Ch. für eine Dame, bei

Digitized by Google

der man Chancen haben kann?" Bernards Stimme blieb ruhig, trotzdem ihm Bernettis Andeutung peinlich war.

„Ach Gott . . ." sagte jener . . . „man kann bei jedem intelligenten Weibe sein Glück versuchen, wenn man der richtige Mann dafür ist . . ."

„Na ja . . ."

„Und außerdem würde ich Sie nicht für so unklug halten, daß Sie eine derartige Situation nicht ausnützten . . ."

„Ja, gewiß . . . aber ich kam gar nicht so weit . . ."

„Wie meinen Sie das?"

„Ich war mit einer Dame im Hotel engagiert und machte derart schlechte Erfahrungen . . ."

Bernetti sagte leise und wie aus einer großen Erkenntnis heraus: „Ich habe auf die Dauer noch sehr wenig gute Erfahrungen mit einer Frau gemacht . . ."

„Schön . . . aber was ich immer nicht begreife, ist, daß so etwas bei einem Weibe vom Abend auf den Morgen zu Ende sein kann . . . alles plötzlich wie verschwunden. Und zwar so, als ob es nie existiert hätte . . ."

„Lieber Freund . . . die Zeit zwischen einem Abend und einem Morgen . . . ist eine kritische Zeit. Jedenfalls mag es sehr darauf ankommen, wo Sie diese Stunden verbracht haben . . ."

„Bitte, Sie werden indiskret."

„Nun, solche Umschläge treten eben ein . . . der seltsamste Fall, den ich mit einer Pariserin erlebte, endigte ähnlich wie der Ihre. Ich kannte die Dame schon geraume Zeit, ehe sie mich mit ihrer Gunst beglückte, und ich wußte auch aus ihrer Vergangenheit, daß ich

Digitized by Google

nicht der erſte war, der ſie auf dieſen Laſterpfad führte ... Wir waren ſehr glücklich. Faſt ein halbes Jahr lang. Mit einemmal war alles aus. Ich fahndete nach einem andern Liebhaber, nach Fehlern, wodurch ich den Bruch veranlaßt hätte. Ich vermochte nichts zu entdecken. Da erfuhr ich durch Zufall, daß dieſe — Brantôme würde ſagen: ... »fort belle et honneste dame« — nach einer gewiſſen Zeit bei jedem Liebhaber ein ſeltſames moraliſches Fieber bekommt, worauf ſie den Geliebten ohne Grund verläßt. Bei mir liegt das Ereignis nun ſchon fünf Monate zurück, und ich vermag mit einiger Sicherheit zu behaupten, daß die Dame bisher weder mir noch einem andern gegenüber ihren Sinn geändert hat."

„Der Fall iſt allerdings ſonderbar ..." ſagte Bernard und ſchaute auf.

„Ich finde eine derartige Anwandlung von Tugend direkt rührend ..." verſicherte Bernetti.

„Es mögen ja wohl manche Handlungen einer Dame rührend ſein, die dennoch ihren Geliebten wenig beglücken ..." wendete Bernard ein.

„Ohne Zweifel ... doch dürfen wir nicht vergeſſen, daß wir in dieſer Rolle zumeiſt infame Egoiſten ſind ..."

„Wie wäre dies anders möglich?"

„Auf dieſe Frage habe ich Ihnen gar nicht zu antworten." Bernetti lachte und ſchaute mit ſeinen ſtark glänzenden ſchwarzen Augen über den Tiſch.

Bernard dachte bei ſich: „Dieſer Menſch hat eine wunderbare Art, ſeine Lippen zu bewegen, wenn er ſpricht ..."

Er ſagte: „Es iſt nur ſehr traurig, daß derart

Digitized by Google

ſchmerzliche Dinge geſchehen müſſen ... wir Menſchen hätten es doch alle ſo ſehr nötig, ein wenig glücklich zu ſein ..."

„Das iſt wohl wahr ..."

„Aber was Sie über die Baronin ſagten, beſchäftigt mich doch ..." hob Bernard nach einer Pauſe wieder an ... „ich kann mir gar nicht denken, daß ſie irgendeiner Werbung zugänglich wäre ..."

„Warum nicht?"

„Dafür erſcheint ſie mir viel zu ſtill und zu kühl ..."

„Ich kann Ihnen das Gegenteil zwar nicht beweiſen, aber es iſt in unſerem Kreis eigentlich kein Geheimnis, daß Madame de Ch. vor zwei Jahren beſtimmt und zweifellos die Geliebte des Miniſters war. Das heißt, er war damals noch Deputierter, kam aber ſchon ſeit Jahren mit Morel ins Haus ..."

„Und wie ſtellte ſich Baron Fernand dazu?" fragte Bernard, der mühſam und ſtockend atmete und mechaniſch mit zwei Fingern der rechten Hand ſein Portweinglas hin und her ſchob.

„Baron Fernand? ... Er war damals vier Monate in Ägypten und hatte ſehr wenig Zeit, ſich mit ſeiner Gemahlin zu beſchäftigen ..."

Bernard ſaß ein wenig zuſammengeſunken auf ſeinem Stuhl und hörte auf die Worte des andern, die ihm fremd und erſtaunlich ans Ohr klangen.

„Ja, das mag ja alles wahr ſein ..." ſagte er darauf.

„Übrigens iſt Baron Fernand ein ſehr hilfloſer und ſentimentaler Liebhaber ..." fuhr Bernetti fort ... „ich habe noch kaum einen Menſchen von Stand geſehen, der von ſeinen Geliebten ſo häufig betrogen worden wäre

Digitized by Google

und der sich ihrer dennoch, und mit rührender Sorge, stets wieder angenommen hätte."

„Das beweist nur, daß er im Grunde ein guter Mensch ist . . ."

„Schön, aber für diese Art von Güte danken nicht einmal die Personen, die davon profitieren . . ."

„Das ist noch kein Beweis gegen die Vortrefflichkeit dieser Veranlagung . . ."

„Sie ist dennoch sehr unglücklich, denn der Mensch leidet doch sehr dabei . . ."

„Wer leidet denn nicht? . . ."

Bernetti hatte es satt, auf seine Dame zu warten. Sie standen beide auf und gingen. Draußen war es so kühl, daß es Bernard fröstelte. Sie schritten bis zur Porte Maillot.

Über dem „Lunapark" strahlte schon der rote Schein der Nacht, in dem es wie Nebel und helle Wolken hing. Und diese Röte war nicht ruhig, sondern bebte und flimmerte, als ob tausend unruhige Lichter und Flammen ihren Widerschein in die Dunkelheit schleuderten.

„Welcher Hexenkessel! . . ." sagte Bernard.

„Ja . . . Hexen . . . Hexen . . ." lachte Bernetti. Darauf verabschiedeten sie sich.

„Auf Wiedersehen im Winter! . . ."

„Auf Wiedersehen . . ."

Bernard fuhr in einem Sapin in die Stadt. Er war plötzlich todmüde.

Vor zwei Jahren, überlegte er, war sie die Geliebte des Ministers. Das ist möglich. Vor einem Jahr?... Das könnte mich ja alles wenig berühren, wenn ich jetzt

Digitized by Google

nur nicht dieſen lähmenden Schmerz in allen meinen Nerven ſpürte.

Der Wagen rollte langſam die Avenue des Champs Elyſées hinunter.

Er dachte weiter: „Ich habe in ihrem Körper all die ſüße und milde Reinheit dieſer Erde umarmt ... wie ſchmerzlich naiv muß ich ſein ... oder wie reich iſt ihre Natur, daß ſie einzig dieſes holde keuſche Entzücken gibt, wenn auch ..."

Eine brennende Wehmut kam über ihn. Wenn ihm nun Bernetti dasſelbe durch einen Zufall ſchon im Frühjahr geſagt hätte? Dann wäre vielleicht alles denſelben Weg gegangen. Aber doch in einem anderen Sinne von Anfang an. Er hätte auch ſehr glücklich werden können. Und wieviel Schmerzen wären ihm erſpart geblieben.

Als das Palais de Glace auftauchte, hieß Bernard den Kutſcher durch die Avenue Montaigne fahren. Es war ihm ein Troſt, ihr Haus auch nur aus der Ferne zu ſehen. Die Stores waren heruntergelaſſen, er ſtarrte an der Faſſade hinauf wie in ein verſchloſſenes, kühles Geſicht.

Aber die Gedanken der Erinnerung waren dennoch wie Balſam für ſeine Seele.

Sein Herz jammerte: „Was auch immer ſie getan haben mag ... ich liebe ſie ... ich liebe ſie ..."

Der Wagen fuhr dem Quai entlang. Es kamen große weiße Glühlampen.

Bernard hob den Kopf. Seine Augenlider zitterten, daß es weh tat. Er ſah wie durch wäſſerige, trübe Schleier in den weißen Glaſt und fühlte, wie es ihm warm über das Geſicht rann.

Digitized by Google

Er ſank zurück und ließ ſich eine Zeitlang gehen. Das tat wohl und linderte.

Die kommende Nacht wollte ihm keinen Schlaf bringen. Die Wogen ſeines Gefühles gingen raſtlos und unſtät, und mit aller Kraft ſeines Willens vermochte er keine Ordnung in dieſe Wirrnis zu ſchaffen. Sein Blut kämpfte gegen etwas Fremdes, das in ſeine Bahn eingedrungen war und ſeinen Lauf hemmte. Und je mehr es kämpfte, um ſo mehr breitete ſich dieſes andere aus wie eine Mikrobe, deren Nährboden fortwährend vergrößert wird.

Er ſtand auf und ſetzte ſich ans Fenſter. Durch die Scheiben ſah er hier und da Perſonen wie etwas Lautloſes und Ungewiſſes auf dem jenſeitigen Trottoir dem Gartengitter entlang gleiten.

Er erinnerte ſich an Szenen aus ſeiner Kinderzeit. Wenn er nachmittags oft lange geduldig im Garten mit dem Fräulein ſpielte, weil ſie ihm für den Abend eine Tüte Pralinées verſprochen hatte, die er dann zuletzt noch in irgend einem Strauche ſuchen mußte. Aber Mademoiſelle hatte dann oft Nüſſe ſtatt Pralinées in die Tüte gelegt und das war ihm eine ſo bittere und ſchmerzvolle Enttäuſchung geweſen, daß er damals in ſeinem Zorne oft darüber weinte.

Dies waren ſeine erſten bitteren Erfahrungen geweſen.

Im Grunde war die von heute nicht anders. Er hatte die ganze Macht der Seele in die Gewalt einer Erwartung geſetzt, und das Ende war eine demütigende Enttäuſchung.

Digitized by Google

Er hatte ſich unnennbar ſtolz und glücklich gefühlt in dem Glauben, eine hohe und ſchöne Frau verführt zu haben, und nun war es ſein Los, zu erfahren, daß es das Schickſal oder eine Caprice dieſer Frau war, ſich von Zeit zu Zeit verführen zu laſſen.

Bernard war unglücklich . . .

Er war ein junger Menſch . . .

Jetzt erinnerte er ſich auch an eine Andeutung, die Henriette eines Abends gemacht und der er ſo heftig widerſprochen hatte. Ach, die Frauen hatten ja wohl für alles, was Betrug war, ein weit ſenſibleres Auge.

Mit einem faſt kindlichen Triumphgefühl dachte er nun daran, daß ſein Rivale jetzt gar nicht mehr Mitglied des Kabinetts war.

Bernard öffnete ein Fenſter und ſchaute in die Nacht. Die Atmoſphäre war in der Ferne ſeltſam blau und durchſichtig. Nur über dem Park ſtanden große dunkle Wolken.

Nach einer Weile begann ein leiſer Regen niederzugehen.

Bernard empfand das gleichförmige Rieſeln wie eine Beſänftigung.

Ja, das endete immer ſo. Zuerſt Revolte, Haß, Verachtung . . . dann gewöhnen ſich die Nerven an das Schmerzliche, und zuletzt . . . ja, wenn er jetzt vor ihr ſtünde; wie demütig wollte er trotz allem ſein, wie unſäglich dankbar. Er ſah ihre ſchmalen, etwas abfallenden Elfenbeinſchultern, ihr halb verwundertes vorgeneigtes Geſicht, das immer auf irgendein fernes Geräuſch zu horchen ſchien . . .

Da dachte er wieder: Bis wann mag ſie ſeine Ge-

Digitized by Google

liebte gewesen sein? Vielleicht noch im Vorsommer. Wie die beiden damals nebeneinander im großen Saal gestanden hatten . . .! — In jenem Moment hatte Bernard plötzlich die berückend sinnliche Linie an ihr entdeckt . . .

Aber er war dennoch in tiefstem Herzen erstaunt. Er erinnerte sich heute, daß damals alles darauf hingedeutet, er wußte, daß er selbst die Möglichkeit erwogen hatte . . . aber je näher er ihr gekommen war, um so mehr hatten sich die Zweifel gelöst . . . und wie gut hatte er sie in jenen Tagen zu kennen geglaubt . . .

Seine Liebe war wie eine egoistische Krankheit gewesen. Sie duldete nur, was ihr in seinen Gedanken förderlich war. Alles übrige hatte sie abgestoßen. Und doch — wie unendlich wohl hatte es ihm damals getan, sich nur mit diesem einen heißen und von weißer Sommerglut bestrahlten Glück zu beschäftigen . . .

Die Tage kamen und gingen mit einer schleppenden, quälenden Langsamkeit. Es wurde Oktober. Das Wetter war lau, und Bernard verbrachte die Nachmittage jetzt oft im Bois, das ihm im Zauber des Absterbens herrlich und wie ein Trost erschien. Da leuchteten die Kronen der Platanen und der Edellinden, der Kastanien und der Blutbuchen vom mattesten Gelb bis zu tiefem gedämpftem Rot, und dazwischen saßen braune samtweiche Töne, die in Olivgrün hinüberglitten mit einem so feinen, müden Schimmer von Grau . . . Auf dieser milden, sanft klingenden Poly-

Digitized by Google

phonie ruhte ſein Auge mit ſtiller Begier, als wäre aus dieſem leiſen Glanze der Farben in der Erinnerung noch einmal die große Herrlichkeit des Sommers zu geſtalten ...

Die vergangenen Wochen hatte Bernard umſonſt eine Nachricht aus Tours erwartet.

Jetzt endlich, am zweiten Dienstag des Monats Oktober, erhielt er von Baron Fernand einige Zeilen, worin dieſer ihm ſeine vor ein paar Tagen erfolgte Rückkehr anzeigte und ihm zugleich für denſelben Abend einen Logenplatz anbot, falls Bernard Luſt hätte, ihn und die Baronin, ſamt Bernetti, der noch anweſend ſei, ins Theater zu begleiten.

Bernard war an dieſem Morgen ſpät aufgewacht. Die Gemüſeweiber ſchrieen ſchon auf der Straße, als er den Brief auf dem Tiſch neben dem Teeſervice entdeckte.

Sein erſtes Gefühl war eine faſt lähmende, unbändige Freude.

Mochte er Madame de Ch. auch unzählige Male verwünſcht und mit dem ganzen Haß ſeiner Leidenſchaft verfolgt haben — die Gewißheit, ſie wieder zu ſehen, ihr heute noch zu begegnen, verſetzte ihn in einen völligen Zuſtand des Rauſches.

Er ſchrieb ſofort einen Rohrpoſtbrief an Baron Fernand, worin er zuſagte.

Dann machte er ſich eilends fertig, ging nach dem Boulevard St. Germain und beſtellte dort Blumen für ſie. Er wählte eine Vaſe voll edel gebauter ſchneeweißer Chryſanthemen. Er ließ ſie gleich hinbringen.

Sie ſollte ſehen, daß er aufmerkſam war und dankbar,

Digitized by Google

vom erſten Moment an, da er ſie wieder in Paris wußte. Mit aller zärtlichen Fürſorge, die einer ſchönen Frau von ihrem Geliebten gebührt, wollte er ſie umgeben. Sie mußte ſeine grenzenloſe Anhänglichkeit, all den Willen ſeines Herzens, der ihm jetzt den ganzen Körper in einem unſäglichen Jubel ſtraffte und ſpannte — das mußte ſie fühlen.

Wie glücklich er war, in dieſer Aufregung, dieſer Tätigkeit. Die troſtloſe, ausſichtsloſe Stimmung, die ihm die vergangene Zeit faſt alle Kraft aufgeſogen hatte, war wie ein trüber Nebel von einem ſtürmiſchen Winde weggeweht.

Mag ſie die Geliebte eines Miniſters . . . eines ganzen Kabinetts geweſen ſein . . . überlegte er jetzt in ſeinem Überſchwange . . . je m'en fiche . . . ich liebe ſie . . . ich liebe ſie . . . ich will glücklich . . . glücklich ſein . . .

O er wußte kaum, mit welcher Ausſicht oder aus welchem Grunde er dieſe Wandlung erhoffte, aber ſeine Nerven verlangten aus ihrer Apathie herauszukommen, ſein Blut klopfte tapfer und wohlig in all dieſer Erregung . . . es war eine Geſchäftigkeit in ihm, die ihn über alle Sorgen und Zweifel hinwegtrug.

Nach Tiſch erhielt er wieder ein Pneumatique von Baron Fernand, in welchem dieſer ihm das Logenbillet ſchickte. Er käme mit der Baronin etwas ſpäter.

Nun ſchien alles gut.

Aber er hatte einen langen, ſpannungsvollen Nachmittag vor ſich.

Gegen Abend beſchloß er, zu Morel zu gehen. Das

Digitized by Google

wäre ein Zeitvertreib und würde ihn doch nicht aus der Atmosphäre bringen.

Der Bildhauer war im Atelier und modellierte an einer weiblichen Figur, die Griechin arbeitete an einem Marmor, und . . . der frühere Minister der schönen Künste saß auf einer Holzkiste, über die sie einen Teppich gebreitet hatten.

Bernard war verlegen, daß er gerade diesem Menschen begegnen mußte, mit dem er sich tagelang in Gedanken beschäftigt hatte.

Man sprach vom Kulturfortschritt, vom Wirken der radikalsozialistischen Partei und über die Wahlreform.

Und während des Redens formte Morel den Ton mit starken und bis ins Tiefste bewußten Griffen, und sein Auge haftete an dem Nacken des vor Ermüdung etwas zusammengeknickten Modells, das er keine Sekunde aus dem Blick ließ.

Morel befragte Bernard über den Sommer, als der Minister sich an ihn wandte: „War nicht auch Baron Fernand mit seiner Familie in Paramé?"

„Ja, wir haben uns oft gesehen . . ."

„Sie ist eine sehr reizvolle Frau . . ." sagte Morel dazwischen.

„O ja . . ." antwortete der Minister.

Bernard war es, als hätte der ihn vorhin zu aufmerksam, fast mißtrauisch angesehen. Vielleicht täuschte er sich.

Aber es geschah ihm etwas Merkwürdiges. Wie er den anderen jetzt lange und unauffällig betrachtete, schien der ihm doch eine sehr fein gebaute Gestalt zu haben. Er hatte eine blasse, schön geformte Hand, die den Frauen gewiß gefallen mußte.

Digitized by Google

Dann zeigten ſeine Haltung und ſein Geſicht, das nur durch den buſchigen Schnurrbart entſtellt war, eine faſt bange machende Ruhe, die aber ihren Grund in einem durch einen ſtarken Intellekt gebändigten Temperament haben mußte. Dieſes Temperament ſelbſt mochte zu allen Ausbrüchen bereit ſein.

Von einer ruhigen, zugleich ein wenig bedrohlichen Schärfe war ſein Auge. Die Pupillen ſchienen ſich langſam einem Gegenſtand zuzuwenden. Dann aber umklammerte der Blick dieſes Objekt, als wollte er es mit ſicheren und ihres Werkes gewohnten Fangarmen umſchließen und jede mögliche Wirkung aus ihm ziehen.

So bot er, bei ſeiner gepflegten äußeren Form, den Eindruck verhaltener Kraft, was für eine Frau etwas Lockendes haben konnte, zumal ſie gleichzeitig aus der kühlen Schärfe ſeiner Geſten auf ſeine Zurückhaltung ſchließen und daraus eine gewiſſe Bürgſchaft für ſeine Diskretion entnehmen konnte.

„Ich habe vor einer Woche einen Gruß von Mademoiſelle Seymour bekommen . . .“ hörte Bernard Morel ſagen.

„Wo iſt ſie jetzt?“ fragte er.

„In Biarritz . . . Sie wird den Winter wahrſcheinlich in Ägypten verbringen . . .“

„Der gute d'Aureville hatte ſich doch ſehr um die Dame bemüht . . .“ warf der Miniſter ein.

„Ja . . . ich glaube . . .“ antwortete Morel, ohne aber weiter auf dieſes Thema einzugehen.

Da begann der Miniſter wieder: „Dieſes Geſchöpf führt doch eigentlich eine ſehr behagliche Exiſtenz.“

Morel ſagte: „Gewiß . . . ich möchte ſie aber doch

Digitized by Google

nicht beneiden ... der Fürſt iſt ja ſehr nett zu ihr, er verzeiht ihr großväterlich ihre Paſſaden und wird auch immer für ſie ſorgen. Aber zuletzt hat ſie doch nirgends eine Ruhe noch einen Halt ... ſolche Damen ſind ſpäter, ſelbſt wenn ſie ſehr reich ſind, auch ziemlich ſchwer zu verheiraten ..."

„Ich weiß nicht, ob ihr dies gerade als erſtrebenswertes Ziel erſcheint ..."

„Nun, es iſt doch auch um der Form willen ... und zudem fühlt ſich eine Perſon wie ſie, die von leidenſchaftlichem Temperament iſt, in den ſpäteren Jahren, da ihr die Abenteuer nicht mehr ſo in den Schoß fallen, trotz ihres Vermögens ſehr einſam ... entweder muß ſie Konzeſſionen machen und dann ſehr beſcheiden ſein oder ſich mit dem wenigen begnügen, was ihr das Schickſal, ihren Jahren entſprechend, noch bringt ... und wie ich ſie kenne, hängt ſie doch ſehr am Mann ..."

„Ja, glauben Sie, daß eine verheiratete Dame im ſpäteren Alter mit ihrem eigenen Gemahl beſſer dran iſt? ..."

Morel ſah den Miniſter an: „Das iſt nur von Fall zu Fall zu entſcheiden. Manchmal gewiß nicht ..."

„Das meine ich auch ..." Der Miniſter war aufgeſtanden und verabſchiedete ſich.

Als er Bernard die Hand gab, fand ihn dieſer ganz ſympathiſch und vermochte kaum mehr die alte Kraft des Grolles gegen ihn in ſich zu entdecken. Er war darüber verwundert.

Es wurde wieder ſtill im Raum. Morel war eifrig an ſeiner Arbeit.

Bernard ging zwiſchen den Gipsabgüſſen und den halb-

Digitized by Google

fertigen Werken herum, die, von naſſen Tüchern überhangen, im Atelier ſtanden.

Morel lächelte: „Sehen Sie, an uns hier geht aller Prunk und alle Wolluſt des Lebens nur von Ferne vorbei . . .“

„Ja . . . aber Sie ſind glücklicher . . . Sie arbeiten . . .“

„Gewiß, ich weiß dies Glück zu ſchätzen . . . ich gäbe die paar Abendſtunden, da wir paar Menſchen hier zuſammenſitzen und darüber reden, was uns am Herzen liegt, nicht um alle Salons der Stadt hin. Man muß ſich dort zu viel mit den Mitmenſchen und ihren Intereſſen beſchäftigen, und das iſt ſchädlich . . .“

„Aber Sie können ohne ſie doch nicht leben . . .“

„Ich gehe nur dann aus, wenn ich etwas verkaufen will; mein einziger Trieb zur großen Welt iſt der Kampf um die Exiſtenz. Da wird dann hier gefegt und rein gemacht, und für einen Nachmittag ſchwemmt man die ganze Geſellſchaft durch den Raum. Man muß das tun, daß ſie wieder an einen denken. Im übrigen . . .“ Morel vollendete den Satz nicht. Er ſchnitt mit einem Holzmeſſer ein Stück gelben Ton ab und ſetzte ihn auf die Schulterpartie ſeiner Statue, daß es klatſchte.

„Sie können ſich ein wenig ausruhen . . .“ ſagte er zu dem Modell.

Das nackte Mädchen ſtieg mit vorſichtigen kleinen Schritten vom Podium herab, hüllte ſich in einen Mantel und ſetzte ſich abſeits auf einen Stuhl.

Im Atelier wollte es ſchon dämmerig werden.

Morel ſchaute nach den großen Scheiben des Daches: „Dieſe Jahreszeit iſt entſetzlich, man verliert durch die Dunkelheit die Hälfte des Tages . . .“

Digitized by Google

Bernard dachte an Madame de Ch. Eine unbezähmbare Unruhe überkam ihn.

„Sie sind nervös ...“ sagte Morel.

„Ja, ich muß bald gehen ...“ Bernard sah auf die Uhr.

Morel lächelte: „Die jungen Herren von heute haben es immer eilig, ... genießen Sie, genießen Sie ... wenn man das klug und mit Geschmack anfängt, kann es ja auch ganz wunderbar sein ... aufrichtig gesagt: ich habe schon manchen jungen Galan beneidet, wenn er mit einem hübschen Weib im Wagen saß ...“

Die Griechin sah auf und lächelte.

Bernard sagte dazu: „Ich auch; aber ich glaube von außen sieht sich alles viel schöner an, als es in Wirklichkeit ist ...“

„Ich kenne kaum einen Vorgang in unserer Existenz, der diese Eigenschaft nicht hätte ...“ lachte Morel und drückte Bernard die Hand.

Als dieser nach Hause kam, fand er eine Karte von d'Aureville aus San Sebastian. Sie enthielt auch Grüße von Lucienne. Beide schienen sehr glücklich zu sein.

Gegen halb zehn fuhr er ins Theater.

Als er in die Loge trat, war sie noch leer.

Guitry stand auf der Bühne und sagte: „Aber betrüge mich doch einmal, da du so neugierig bist ...“

Madame Brandès, die in einem Stuhl lag, hob ihren Kopf: „Man muß nichts beschwören. Dein Junggesellenleben ist zu Ende, das meinige beginnt ...“

Bernard trat zurück und lehnte sich an die Wand.

Digitized by Google

Er ſtand im Halbdunkel, hörte die Schauſpieler ſprechen und empfand den leiſen Atem des Publikums, das wie etwas Geducktes und Geſpanntes da unten war.

Wenn er hinausſchaute, ſchwebte von der Szene her über das Parkett ein graues, ſilbernes Licht.

Vor der Loge gingen Schritte.

Durch ſein Gehirn bebte es: „Jetzt wird ſie hereinkommen ...“

Ihm war, als ob ſein Herz von allem losgelöſt und frei in ſeiner Bruſt wie in einer großen Höhlung ſchwebte, in der jede Regung und jeder dumpfe Schlag ſchmerzvoll laut wiederhallte.

Er trat wieder an die Brüſtung der Loge.

Eine Stimme auf der Szene ſagte: „Nimm dich in acht, mein Lieber, du biſt manchmal roh, und eine Dummheit iſt bald gemacht ...“

Guitry antwortete darauf: „Eine anſtändige Frau beſinnt ſich ...“

„Hoffen wir es ...“ Madame Brandès lächelte verwirrt und gequält. Sie beugte ſich über einen kleinen Tiſch, auf dem Bücher lagen. Ihr Nacken ſchimmerte wie ein matt blinkender Streif.

Jetzt ging die Tür der Loge auf.

Madame de Ch. trat zuerſt ein. Hinterher kam Bernetti. Der Baron ſprach noch draußen mit einem ältern Herrn.

Während Bernetti ihren Mantel aufhängte, gab ſie Bernard ihre kleine Hand: „Es iſt ſehr lieb, daß Sie gekommen ſind ...“

Er beugte ſich über ihren Arm. Das Blut zitterte ihm in den Augen.

Digitized by Google

„Ich habe ja Handſchuhe an . . .“ lachte ſie.

„Dann müſſen Sie den Handſchuh eben zurückſchlagen . . .“ Er war erſtaunt darüber, wie natürlich ſeine Stimme klang.

„Einen Augenblick . . . und Ihr Wunſch ſoll erfüllt ſein.“

Jetzt küßte er ihre ſchmale kühle Hand.

„Hören Sie doch endlich auf . . .“ hörte er den Baron hinter ſich . . . „Ihr Enthuſiasmus geht wirklich zu weit, Sie werden noch mit meiner Frau verwachſen . . .“

„Entſchuldigen Sie . . . die Freude des Wiederſehens . . .“ lachte Bernard. Er hatte ſeine ganze Haltung wieder.

Madame de Ch. hatte ſich vorn an die Brüſtung geſetzt.

Die Herren ſtanden noch im Hintergrund.

„Nun, ſind Sie von Ihren Krankheiten geneſen?“ fragte Baron Fernand jovial und legte Bernard ſeine Linke auf die Schulter, als wollte er ihm damit Mut machen.

„Sind Sie denn wieder krank geweſen?“ fragte die Baronin von vorn.

„Nur Herzenskummer . . .“ antwortete er mokant.

Durch den Saal ging ein Rauſchen von Gelächter.

„Calmettes ſpricht ausgezeichnet . . .“ ſagte Madame de Ch. leiſe und blickte aufmerkſam nach der Bühne.

Baron Fernand hatte ſich neben ſie geſetzt und ſchaute durch das Glas nach Madame Brandès.

„Sie hat heute keinen ſchlechten Tag . . . ſie iſt ſehr gut in dieſem Kleid.“

Digitized by Google

„Wer weiß ... und trotz aller deiner Geſchichten liebſt du im Grunde doch nur meine Frau ...“ Guitry hatte ſich in ſeinem Stuhl am Schreibtiſch etwas zurückgelehnt und ſah aufmerkſam zu den beiden hinüber, die ſich an dem kleinen runden Tiſch gegenüber ſaßen.

„Was kann ich dafür?“ ſeufzte Calmettes und lächelte.

„Und wenn ich ſie zu unglücklich mache,“ fuhr Guitry fort, „wirſt du ſie tröſten.“

„Glaubſt du? ...“ warf der andere ein ... „das wäre ſehr ſchön ...“

Bernard hatte ſich hinter Madame de Ch. geſetzt, während Bernetti noch an der Wand lehnte. Er hatte ihren langen, ſchlanken Hals dicht vor Augen, über dem ſich die Coiffüre ihres glänzenden braunen Haares weit nach hinten ausbauſchte.

Sie ſaß etwas vornübergeneigt, und ihre gepuderten Arme lagen auf der roten Samtbrüſtung.

Baron Fernand neigte ſich zu ihr hinüber und flüſterte leiſe. Sie nickte, ohne ihre Miene zu ändern. Ihr ſchmales Profil mit der geraden Naſenlinie ging nach der Bühne.

Germaine war dort unten aufgeſtanden und ſchritt auf Etienne zu, der ihr lächelnd und dennoch faſt furchtſam in die Augen ſah: „Dich verlaſſen? ... O nein! Nie! Zähle nicht darauf, mein Freund! Wiege dich nicht in dieſer Hoffnung! Was immer auch ich tue, was immer du tuſt ... ich werde dableiben ... in deinem Leben, deinem Hauſe, an deiner Seite, immer und trotz allem wie eine kleine Klette ...“

Bernard drehte ſich nach Bernetti um: „Wollen Sie

Digitized by Google

ſich nicht ſetzen . . ." Es genierte ihn, daß jener wie ein unwillkürlicher Beobachter hinter ihm ſtand.

Bernetti ſetzte ſich neben den Baron Fernand und begann ein leiſes Geſpräch mit ihm.

Madame de Ch. war ſtill und unbeweglich.

Bernard fühlte, wie ihm alle Nerven unter dieſer Spannung zu ſchmerzen begannen. Die Ungeduld quälte ſein Gehirn. Wenn er die Lider ſchloß, hatte er in ſeinem Auge das Bild dieſes ſchlanken Körpers, empfand er die Weiße dieſes Halſes, den Duft dieſer Haare . . .

Einmal neigte er ſich, beſinnungslos angezogen, weit vor, als müßte er in einem Atemzug die ganze ſüße Gewalt ihres Weſens in ſich aufnehmen und über ſich rieſeln laſſen . . . da zog ſie leicht, wie unter einem Fröſteln, die Schultern ein.

Sein Atem hatte ſie geſtreift.

Sofort ſaß ein Wunſch in ihm feſt. Er mußte dieſen Nacken, der jetzt ſo weit von ihm entfernt ſchien, unter dem Kitzeln ſeines Atems näherkommen ſehen, bis er ſich über die Lehne des Stuhles neigte und ihm ganz hingegeben war.

Er freute ſich darüber, wie über eine köſtliche Spielerei.

„Wer wird ſtärker in ſeinem Willen ſein? . . ." fuhr es durch ſeine Gedanken. „Ich," antwortete er ſich ſelbſt mit einer frappanten Zuverſicht.

So ſpitzte er den Mund wie ein Junge, der pfeifen will, und blies ihr Luft in den Nacken. Er ſah, wie ſich die zarten Haare am Anſatz ihrer Coiffüre leiſe bewegten.

Digitized by Google

Dieſes Mal zog ſie wie unter einem Zittern den Kopf ein.

„Was iſt dir!“ fragte Baron Fernand.

„Nichts,“ ſagte ſie ... „mir iſt, als wäre es etwas kühl ...“

„Soll ich dir den Mantel beſorgen? ...“

„O nein ... nein ...“

Bernard hatte ſich zurückgelehnt und hörte das Blut laut und unermüdlich in ſeinen Ohren ſingen.

Er fühlte, wie ſeine Keckheit wuchs.

Unten ſagte Madame Brandès: „Nun ſind wir allein. Du wirſt mich jetzt nicht mehr quälen?“

Etienne fragte: „Zürnſt du mir immer noch?“ Guitry hatte ſich zu ihr auf die Lehne des Seſſels geſetzt.

„Nein ...“ ſagte Germaine und nahm ſeine Hand wie ein liebes Spielzeug.

Bernard neigte ſich wieder vor und wiederholte ſein Spiel. Dieſes Mal hielt ſie ſtand. Sie blieb unverändert ruhig. Sein Herz jubelte wie vor einem Einverſtändnis.

Aber er wollte ſie näher haben ... näher ...

Da tönte Guitrys Stimme. „Und dann trugſt du immer dieſes Kleid, das dich ſo ſchön macht, und jedesmal ...“

„Was?“ fragte Germaine und ſah in ſeine Augen, die ſich in den Ausſchnitt ihres Kleides verirrten.

„Machteſt du aus mir, was du wollteſt ...“ ſagte er widerſtrebend und glücklich.

Bernard neigte ſich vor, als vermöchte er die Geliebte mit dem Munde zu ſich zu ziehen. Aber ſie ſchien mit allen Gedanken beim Spiele zu ſein. Ihr

Digitized by Google

Oberkörper lag an der Brüſtung. Die blaßrote Seide ihres Kleides ſchien mit ihrer Haut zuſammenzuſchmelzen ... er ſpürte ihr Parfüm, ſeine Phantaſie gab ihm aus der Erinnerung jede Form ihres Körpers, er wollte aufſtehen ... ſie an ſich reißen ...

Baron Fernand ſah wieder durch das Glas: „Teufel ... die Brandès ſieht immer beſſer aus ...“

Auf der Bühne ſagte ſie mit allem Charme und aller Koketterie: „Laß mich dich wenigſtens küſſen! O, fürchte nichts ... ich werde dich zärtlich küſſen, ohne Hintergedanken ...“

„Küſſe mich, wie du willſt ...“ Etienne neigte ſich zu ihr nieder.

„Wie ich will? ...“

„Ja ...“

„Genug ...“

„Noch einen ...“

„Ich muß fort ...“

„Du verlierſt darum keine Zeit.“

„Den letzten alſo ...“

„Du machſt mich verrückt ...“

„O Gott,“ ſtöhnte Bernard halblaut, als er dieſem erregenden Spiele zuſah.

„Macht Sie das unglücklich?“ fragte der Baron Fernand und neigte ſich zu ihm zurück ...

„O ja ...“ antwortete er und lachte ... „ich kann es nicht mehr mit anſehen ...“

„Armer Kerl ...“ ſagte der Baron Fernand und ſchaute wieder nach der Szene. Bernetti raunte ihm leiſe etwas ins Ohr. Beide kicherten.

Bernard ſtand auf und ſtützte ſich gegen die Wand.

Digitized by Google

In dieſem Augenblick ſah ſich Madame de Ch. um und lehnte ſich zurück.

Ihren rechten Arm ließ ſie wie gefühllos hängen.

Da ſetzte er ſich wieder hinter ſie, nahm dieſen nackten Arm und ließ ihn ganz langſam durch ſeine Hand gleiten. Seine Finger bebten, als hätten ſie noch nie ſo ſtark die glühende Macht dieſer matten weichen Haut ... noch nie ſo ſtark dieſen Körper gefühlt.

Sie hielt in hypnotiſcher Ruhe ſtill.

„Alſo bis zum Ende deiner Tage werde ich deine einzige Leidenſchaft ſein?“ klang Guitrys Stimme.

„Sogar ... in weißen Haaren ...“ ſagte Germaine wunderbar mild und weich ... „ich werde nur dieſe eine Qual haben ... Gib dich darein, ich habe dich in meinem Blute ...“

Im Saale war es totenſtill. Alle Gläſer und Augen hingen an den beiden.

Bernard hatte ſich niedergebeugt und preßte ſeine Lippen auf der Geliebten Hand.

„Ich liebe dich ...“ ſtöhnte unten Guitrys Stimme ſchon völlig beſiegt.

„O, wiederhole es ...“ flehte die Frau.

„Ich liebe dich ... ich liebe dich ...“ jauchzte er wie in einer unendlichen Qual.

Ein Rauſchen ging durch den Raum, — das Aufatmen vieler Menſchen.

Bernard lehnte wieder an der Wand, bis es Licht wurde und der Beifall von unten gleich dem Brauſen eines Meeres heraufdrang ...

Baron Fernand hüllte die Baronin in den Mantel. Er ſchritt mit Bernetti vor der Loge auf und ab.

Digitized by Google

Bernard stöhnte leise: „Ich werde dich wiedersehen ..."

„Ja ..." sagte sie und saß zusammengekauert auf dem Stuhl.

„Ich will dich erwarten ... morgen ..."

„Ja, morgen ..."

„Wir werden glücklich sein ..."

„Vielleicht ..."

Er schaute in ihr erregtes Gesicht, bis alles vor seinem Blicke schwand und er nur noch ihre glänzenden Pupillen sah, die ihm, wie in einer Halluzination, zu einem einzigen schmalen strahlenden Band zusammenzugehen schienen.

Digitized by Google

Zweiundzwanzigſtes Kapitel

Das Mädchen trug die Blumen herein und ſtellte ſie auf den Tiſch zwiſchen die Taſſen und Schalen und drehte ſich dann um, als wartete es auf einen Befehl.

Da ſagte Bernard, der am Fenſter ſtand: „Wenn eine junge Dame kommt und nach mir fragt, führen Sie ſie herauf . . . wenn vielleicht eine ältere vorher oder nachher erſcheint, ſagen Sie ihr, ich ſei noch für einen Tag verreiſt . . .“

Die Kleine ging hinaus, und er hörte, wie ſie die Korridortüre zuzog.

Er ſtarrte wieder in den Park. Im Pavillon ſpielte eine Militärkapelle, und unter den Bäumen ſchritten viele Menſchen auf und ab. Eine Dame ging mit ihrem Kind dem Gitter entlang. Das Kleine trug eine rote Mütze und war ſo klein, daß nur ihr Kopf über den Steinſockel emporragte. Jetzt lief das Kind voraus, und es ſchien, als ob dieſer kleine Kopf wie etwas Merkwürdiges und Zuſammenhangloſes auf dem grauen Stein dahinrollte.

Unten fuhr ein Wagen vor.

Bernard hielt den Atem an. Ein dicker Herr ſtieg aus von dem Typus eines Gemüſehändlers. Er gab dem Kutſcher einen Wink, dieſer kehrte um und hielt wieder vor der Türe.

Digitized by Google

Der Dicke ging ins Haus hinein.

Jetzt jagte ein Trupp Schuljungen in ihren schwarzen Schürzen vorbei. Sie kreischten und schwangen ihre Tornister. Wie es dem Auge wohltat, diese ausgelassenen, lebensprühenden Burschen zu sehen!

Über Bernard kam eine heitere, frohgemute Stimmung. Er wartete mit gelassener Geduld, wie auf etwas, das ihm, wie er jetzt glaubte, doch nicht mehr entrinnen könnte. Wenigstens heute nicht.

Nun kam wieder ein Automobil vom Odéon her. Das Nahen des Wagens vermehrte seine Pulsschläge.

Sie kann doch nicht in ihrer Limousine hier vorfahren . . ." dachte er. Nein, das könnte sie gewiß nicht.

Darauf überlegte er sich: Ein Weib wird in jeder neuen Leidenschaft ein neuer Mensch, und es verhält sich zu jedem Manne so, wie er es sieht. Ich habe in ihr das eine gesehen und gesucht . . . da ich von dem andern müde war. Habe ich, weil sie sich vielleicht instinktiv so zu mir verhalten hat, wie ich ihr entgegenkam, einen Grund, unglücklich zu sein? Weil sie nun nicht so ist, wie sie sich zeigte?

Wer ist aber, wie er sich zeigt? . . .

Ich selbst gewiß nicht . . . antwortete ihm seine Skepsis.

Die Korridorglocke läutete. Er schrak auf und ging hinaus. Es war ein Ausläufer der Galeries Lafayette. Er hatte sich in der Etage geirrt.

Bernard stellte sich wieder ans Fenster. Die Uhr ging auf halb fünf. Die Sonne lag warm auf dem Sandstein des Fenstergesimses. Über dem Park glänzte

Digitized by Google

der Himmel in einem matten Blau, nur gegen Westen lag eine weiße flimmernde Schicht darüber.

Er dachte weiter: Man hält sich oft für so sehr vorgeschritten, und in manchen Stunden läßt man sich wieder quälen von seinen allerkindischsten Gefühlen. Wie komisch doch das war.

Jetzt sah er eine schlanke Gestalt in einem großen dunkeln Samthut das jenseitige Trottoir entlang kommen. Es konnte wohl sie sein.

Er setzte sich in einem Fauteuil und nahm ein Buch in die Hand. Er zählte ihre Schritte nach bis zur Haustüre, führte in Gedanken ihre Unterhaltung mit dem Concierge, hörte sie dann die Treppen hinansteigen. Jetzt mußte sie läuten. Er horchte angestrengt.

Es blieb still.

Er begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Er wollte sich nun irgend etwas vorstellen, wie er sie empfangen, was er zu ihr sagen wollte. Aber er kam zu keinem Resultat.

Draußen wurde es kühler. Ein feiner Dunst stand vor den Scheiben. Es fröstelte ihn. Er rief das Mädchen und hieß es im Kamin Feuer machen.

Davor setzte er sich und schaute zu, wie die Flamme das Holz und die Kohlen anfraß.

Darüber mochte eine Stunde vergangen sein.

Wenn sie nun doch ausbliebe? Wenn sie von einem Zufall verhindert worden wäre? Er vermochte nicht daran zu glauben. Es war so viel Verworrenes in ihm, das nach einer Schlichtung, Dunkles, das nach Helle verlangte ... sie mußte kommen. Sie mußte ...

Er horchte nach den Geräuschen der Straße, nach

Digitized by Google

dem Feuer, das kleine Kohlenstücke auf den Teppich spie, die winzige schwarze Löcher hineinbrannten. Ihm war, als ob in den Wänden, in den Möbeln feinere Töne wären, jetzt, da die Wärme an ihnen emporstieg. Zuweilen glitt ein leises, streichelndes Rauschen über die Tapeten, ein seufzendes müdes Knarren klang da und dort aus den Fugen . . . er hatte in seiner Erregtheit Ohren, die sich mit dem Leisesten beschäftigten.

Da hörte er den Korridorschlüssel. Jetzt ging die Türe auf. Schritte kamen näher.

Die Stimme des Mädchens sagte: „Hier . . . Madame."

Eine zierliche Gestalt mit großem Hut und Schleier, die Schultern von einer Pelzboa umwunden . . . stand im Zimmer.

„Ich bin spät daran . . ." sagte sie leise und schaute ihn an. Das Mädchen schloß hinter ihr die Türe.

„Ich habe gern gewartet . . . wollen Sie ablegen?. . ." Bernard dachte in diesem Augenblick: Es ist merkwürdig, wie doch die eleganteste Pariserin im Halbdunkel einer Kokotte gleicht.

Er drehte das Licht auf.

„Nein . . . ich danke . . ." antwortete sie auf seine Frage und sah sich scheu und neugierig um . . . „ich habe keine Zeit, ich wollte nur kommen, um Ihnen zu sagen . . ."

Er sah sie fragend an. Sie vollendete den Satz nicht.

„Denken Sie . . . welche Gefahr ich laufe . . ." sagte sie plötzlich ganz ernst.

„Aber legen Sie doch Ihren Pelz ab . . ."

Digitized by Google

„Ja ... den Pelz ... ziehen Sie, bitte, die Vorhänge zu ..."

„O, es wird vom Garten her niemand hereinsehen können ..."

„Allerdings nicht ..." bestätigte sie ... „aber ich muß ja bald wieder gehen. Um sieben Uhr kommt Margot von der Kindervorstellung aus dem Théâtre Femina mit der Gouvernante nach Hause, und dann esse ich mit ihr ..."

Bernard war etwas erstaunt. Er wunderte sich, daß diese schlanke plaudernde Person dieselbe war, um die er gestern nacht in der Loge so gelitten, oder dieselbe, in die er einen Sommer lang alle schönen und zarten Geheimnisse hineingedacht hatte? ... Es war vielleicht jene dritte, die das Abenteuer mit dem Minister gehabt hatte ...

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind ... Sie wissen ja kaum, wie unendlich viel Ihr Besuch für mich bedeutet ..." sagte er.

Er lag auf seinem Stuhl zurückgelehnt. Was er sagte, war gewiß die Wahrheit, aber ihm schien, als ob das Gefühl unter seinen Worten wegglitte.

Sie starrte ihn durch das Gewebe ihres Schleiers groß und etwas gespannt an. Er wollte sie bitten, ihren Hut abzulegen. Aber er wagte es nicht.

Das Mädchen brachte das heiße Wasser für den Tee und legte zugleich eine Visitenkarte auf den Tisch.

Bernard überflog den Namen: „Ist die Dame noch da?"

„Nein ... sie wird morgen wiederkommen ... ich sagte ihr, was der Herr befohlen hatte ..."

Digitized by Google

Madame de Ch. hielt sich aufmerksam still.

Als das Mädchen wieder draußen war, erklärte er: „Denken Sie, meine Mutter ... sie ist seit gestern hier. Ich bekam heute früh einen Brief von ihr ..."

„Und Sie empfangen sie nicht?"

„Ich freue mich auf morgen ..."

„Wie lange haben Sie sich nicht mehr gesehen?"

„Ein paar Jahre ..."

Sie schwiegen beide. Bernard bereitete den Tee. Sie hatte den Pelz über die Lehne ihres Fauteuils zurückgeschlagen und sah ihm neugierig zu.

Als er ihr eine Tasse hinüberreichte, sagte er: „Sie sind so still ..."

„Was soll ich Ihnen darauf antworten? Finden Sie meine Haltung unrichtig?"

„O nein ... eine andere Frau hätte zum Beispiel an Ihrer Stelle gesagt: Ich habe einen furchtbaren Widerstand in mir überwunden, ehe ich hierher kam. Sie sagen das nicht; ich finde das sehr schön ..."

Sie hatte ihm etwas erstaunt zugehört und antwortete: „Ich glaube zwar, daß Sie trotzdem meinen Schritt nicht zu schätzen wissen ..."

„Woraus schließen Sie das?"

„Sie dürften vielleicht grausam oder gehässig, sogar brutal zu mir sein ... aber nicht ironisch ... das ist in diesem Falle taktlos ..."

„Aber ich will das ja auch gar nicht ..."

„Sie kommen mir in dieser Stunde ganz verwandelt vor —" hob sie wieder an — „jedenfalls kannte ich Sie weder gestern noch früher so ..."

„Glauben Sie?

Digitized by Google

„Ja . . ."

„Woran liegt es denn? . . ."

„Wenn ich früher ein Wort zu Ihnen ſprach, fühlte ich, daß es in Ihnen weiter klang . . . jetzt habe ich dieſe Empfindung nicht mehr . . ."

„Sie täuſchen ſich . . . ich bin nur müde . . . müde von den letzten Wochen, nachdem Sie mich ſo grenzenlos im Stiche gelaſſen hatten . . ."

„Habe ich denn Ihnen unrecht getan?" fragte ſie in einem ganz anderen Ton. Sie hatte ihr Geſicht auf die rechte Hand geſtützt und ſaß etwas nach vorn geneigt da.

„Ach nein . . ." Seine Stimme klang leiſe und melancholiſch . . . „im Grunde trugen weder Sie noch ich die Schuld, aber wir waren zuletzt beide etwas wirklichkeitsfern geworden, wir lebten wochenlang in unſeren Wünſchen und Gedanken nur für uns und abſeits; und da nun das Peinvollſte, was uns treffen mußte, kam, erſt da waren wir wieder ins Leben und in ſeine ſchrecklichen Umſtände zurück verſetzt . . ."

Bernard qualmte nervös an ſeiner Zigarette. Es fiel ihm plötzlich ein, Madame de Ch. auch eine anzubieten.

Sie lächelte: „Ach nein . . . ich rauche ja nie . . ."

„Und" — fuhr er fort . . . „in einem ſchönen Liebesroman hätte dies auch ganz anders geendet. Ich wäre nach jener Nacht ſpurlos verſchwunden und abgereiſt. Sie hätten auf das Meer hinausgeträumt und wären ſchön und unglücklich geweſen. Alles ſehr dekorativ. So hätten ſich ſtimmungsvolle Menſchen in ihrer Schamhaftigkeit benommen. Statt deſſen blieb ich da, und

Digitized by Google

wir beide mußten nach einem Arrangement ſuchen, um das lächerliche Malheur irgendwie hinzunehmen . . . eine komiſche und ſchmerzvolle Sache . . . Sie wiſſen ja alles . . . aber glauben Sie: man kann beim beſten Willen taktlos und brutal werden, wenn man in einer Situation ſteht, der man im Augenblick nicht gewachſen iſt und der gegenüber man dennoch dieſen Anſchein haben ſollte . . .“

Sie hatte ihm aufmerkſam zugehört und trug jetzt einen feinen und verſonnenen Zug im Geſicht.

„Man kann ſich unendlich lieben und nach ein paar Augenblicken häßlich und vulgär zueinander ſein . . .“ fügte er hinzu . . . „ſchließlich iſt doch alles nur Liebe . . .“

„Ja . . . ja . . .“ ſagte ſie.

„Stört es Sie, wenn ich ſo rede? . . .“ fragte er.

„Nein . . . gewiß nicht . . .“ Sie nippte an ihrer Teetaſſe . . . „aber wie haben Sie die allerletzte Zeit hier verbracht . . .“

„Schlecht . . .“

„Ich glaubte, es würde bei Ihnen ſehr raſch vorübergehen . . .“

„Warum?“

„Sie hatten doch die Seymour ſehr bald verwunden . . .“

„Wollen Sie ſich mit ihr vergleichen?“

„O Gott . . . nein . . .“

„Gut . . . alſo kann ſie auch kein Maßſtab ſein . . .“

„Was hat Sie denn eigentlich an ſie gefeſſelt?“

„Sie ſind neugierig . . .“

„Nun ja . . .“

Da ſagte er: „Ich habe vielleicht um ſie mehr

Digitized by Google

äußerlich gelitten ... es war wie ein großer physischer Schmerz ... aber körperliche Leiden vergißt man sehr bald ... bei Ihnen ist es wohl eher innere Hilflosigkeit gewesen ... ich habe Sie doch von Anfang an anders gesehen als Henriette ..."

„Wie denn?"

„Henriette und ich waren doch zwei Menschen, die sich zielbewußt genossen von Anfang an, ohne alle Hintergedanken der Liebe. Wir legten beide keine Verantwortung des Herzens hinein, und wenn ich mich zuletzt wohl auch seelisch an sie gekettet fühlte, war das nicht das, was uns zusammengeführt hat ..."

„Aber vermögen Sie das wirklich so zu trennen?"

„Damals hätte ich es kaum vermocht ... jetzt aber habe ich in Ihnen das andere erlebt, das vielleicht größer war, aber eben darum mehr Schmerzen verursachte, und dann ..."

„Was wollten Sie sagen? ..."

„Es würde Ihnen sehr wehe tun, wenn ich es äußerte ..."

Sie hob den Kopf und besann sich: „Sagen Sie's dennoch ... sagen Sie's ..." bat sie.

Seine Augen wurden melancholisch und heiter zugleich ... er sah beiseite, wie einer, der sich geniert: „Ich hatte damals den kindischen Glauben, ich sei Ihr erster Liebhaber gewesen ..."

Als er nach einer Weile aufschaute, starrte sie seitwärts nach dem Fenster. Ihr edles Gesicht war seltsam schmal und klein geworden.

Sie antwortete nichts auf seine Worte.

Da ging er zu ihr hinüber, nahm ihre beiden Hände

Digitized by Google

und küßte sie hingebungsvoll und zärtlich: „Liebling ... ich bin Ihnen ja so unendlich dankbar ..."

Sie sagte leise: „Ich war so zu Ihnen, wie ich sein mußte, damit Sie glücklich wurden ..." Dann hieß sie ihn aufstehen, als ob sie Angst vor ihm hätte.

Nun saßen sie sich wieder gegenüber, und er fühlte sich seltsam beklommen, trotzdem in diesem Moment seine Nerven ganz ruhig waren.

Er fragte: „Was tun Sie morgen?"

„Ich fahre mit Margot nach Versailles, um nachmittags im Park zu spazieren, es muß jetzt dort sehr schön sein."

Sie redeten wieder von gleichgültigen Dingen.

Später sagte sie: „Ich werde jetzt gehen ..."

Er antwortete: „Mein Blut ist jetzt ganz still, und doch weiß ich, daß ich noch heute furchtbar um Ihretwegen leiden werde ..."

„Wir sind jetzt nach großen Mühen auf einen ruhigen Weg gekommen, und darauf müssen wir bleiben ..."

„Nein ... o nein," bat er, „ich will demütig sein, keinen Hauch von Eifersucht will ich zeigen, aber Sie müssen mir wieder gehören ... mir ... ich habe mich so lange und so entsetzlich nach Ihnen gesehnt ..."

Er war aufgestanden und näherte sich ihr. Sie hielt ihm zur Abwehr ihre Hände entgegen, er zog sie an sich, küßte ihre Augen, seine Lippen suchten ihren Mund. Da entwand sie sich ihm.

„Nein ... es darf nicht sein ..." Ihre Worte klangen so merkwürdig bestimmt und hoffnungslos, daß er vor ihr zurückwich. Es war nicht nur ein Sträuben,

Digitized by Google

es lag auch ein Wille darin, der aus der Tiefe des Herzens kam.

Sie ſtand am Kamin. Er ſchritt erregt auf und ab. Er redete, flehte.

„Jetzt würde alles ſchrecklich und voller Qualen werden ...“ ſagte ſie müde und traurig ... „wie bald werden Sie mir für dieſen meinen Entſchluß dankbar ſein ...“

Er lehnte am Fenſter. Durch die Gardinen empfand er die Kühle der Nacht. In ſeinen Ohren ſang das Blut dumpf und quälend. Er wollte irgend etwas finden, das ſie bewegen, ſie überzeugen müßte; aber ſein Gehirn verſagte.

„Und wie ſollte das enden?“ begann ſie nach einer Weile des Schweigens.

„Warum ſprechen Sie immer vom Ende? ...“ fragte er troſtlos.

„Weil es ſo ſein muß ... kommen Sie ... ſagen Sie mir Adieu! ...“

„Ich kann nicht ...“

„Dann muß ich gehen ...“

„Bleiben Sie ... noch einen Augenblick ...“

„Geben Sie die Hoffnung auf ...“ ſagte ſie wehmütig lächelnd ... „ich darf nicht mehr ſchwach werden; meine Familie verlangt mich. Dort iſt meine Pflicht. Und bedenken Sie: Sie ſind ein junger Menſch, Sie leben noch völlig in Ihrer Leidenſchaft, Sie würden leiden ... und dann: ich könnte Ihnen ja nicht mehr geben ... ich war Ihnen alles, was ich Ihnen ſein konnte ... damit iſt für einen Mann immer das Ende da, ſelbſt wenn er es noch nicht einſehen will. Es

Digitized by Google

meldet sich doch, und dann sind die Männer unbarmherzig. Erst dann würden Sie mir vielleicht sehr weh tun, und ich muß doch klug sein ... nicht?"

Sie sagte dies in einem einfachen Tonfall als ob sie zu einem Kinde spräche, dem sie Mut machen wollte.

„Und nun lassen Sie mir einen Wagen holen ..." bat sie.

Er wollte eben dem Mädchen läuten, als er sich noch einmal umdrehte. Sie hatte sich vor den Spiegel gestellt und den Hut abgenommen, um ihre Coiffüre zu ordnen. Da hielt er inne, sein Instinkt sagte ihm, daß dies der letzte Moment war. Trotzdem er im Spiegel ihr Bild nicht sehen konnte, spürte er, wie sie auf jede seiner Bewegungen merkte.

Jedes ihrer schönen, zarten Worte ist vielleicht doch ein Betrug ... ging es ihm auf ... vielleicht jammert sie und will begehrt sein ... oder sie wird übermorgen zu einem anderen in die Wohnung fahren.

Sie griff schon wieder nach ihrem Hute. Da trat er hinter sie. Eine jähe Verzweiflung hatte ihn erfaßt. Wenn er sie jetzt nicht zurückgewann, dann verlor er sie für immer.

Er legte seine Hände auf ihre Schultern. Ihre Augen begegneten sich im Spiegel. Er küßte eine Stelle ihres Halses, wo ihre glänzend braunen Haare anfingen und ganz blond schimmerten. Seine Lider schlossen sich wie unter einer magischen Betäubung.

Er sagte ein Wort, das sie oft in der größten Lust ihres Körpers ausgestoßen hatte.

„Wiederhole es ..." bat er ... „wiederhole es" ... schrie er auf.

Digitized by Google

Sie blieb ſtumm, aber er fühlte, wie ſie ſtille hielt, wie ſie ſich an ihn lehnte ... wie ihr Blut im Halſe klopfte ... ihr Kopf ſank zurück ...

Sie war wie ohnmächtig und ließ ſich hinüberführen. Und jetzt kam der letzte atemloſe Kampf. Taumelnde Liebkoſungen, wahnwitzige Haſt des Entkleidens, Küſſe, ſtöhnender Jammer, denn ſie durfte ... ſie durfte nicht zur Beſinnung kommen. Jeden Augenblick fühlte er, wie ihr Wille ſich ſträubte und ihre Sinne drängten. Für Momente erwachte ſie und wollte flüchten. Im Halbdunkel zwang es ſie hin und her, bis ſeine ſeit vielen Wochen gepeinigten und gemarterten Sinne ſie bändigten. Alles, was je vorher mit ihr geſchehen war, jede Erinnerung an eine fremde Umarmung, wollte ſein Haß ertöten. Sie ſollte es fühlen, wie ſelig es machte, ſo wild und grauſam geliebt zu werden ...

Sie lag ein paar Minuten wie gelähmt und tot.

Er war glücklich. Ein unendlicher Jubel durchſtrömte ihn. Er wollte es ihr ſagen, kniete vor ihr nieder und nahm ihre Hand.

Sie ſchien davon zu erwachen und zog ſie zurück.

Auf kein Wort gab ſie mehr Antwort. Völlig apathiſch raffte ſie ihre Kleider zuſammen und ſagte nur: „Bleiben Sie da ...“

Sie trug alles hinüber und lehnte die Türe an. Er hörte, wie ſie im Wohnzimmer den Riegel nach dem Korridor vorſchob.

Lange lag er lautlos in der Dunkelheit. Vor den Fenſtern ſchwamm der Nebel im Schein der Glühlampen in einem feinen ſilbernen Licht.

Allmählich überkam ihn eine große Bangigkeit, aber

Digitized by Google

er hatte nicht den Mut, aufzustehen und hinauszugehen.

Er hörte sie hin und herschreiten. Ihre großen Hutnadeln klirrten auf dem Kamin.

Dann knarrte draußen wieder der Riegel.

Er sprang auf und schrie ihren Namen. Er lief ihr nach bis auf den Korridor. Sie stieg eben, eilig und ohne sich umzusehen, die Treppe hinab.

Er löschte das Licht aus und lief ans Fenster.

Da sah er noch, wie sie unten auf dem Trottoir stand, einen Wagen heranwinkte und einstieg.

Regungslos starrte er dem Gefährt nach, bis es gegen das Senatsgebäude hin im Getümmel verschwand.

Jetzt erst war ihm, als ob alles zu Ende sei. Er dachte ganz mechanisch: wenn ein junges Mädchen so wegläuft, kommt sie wieder, eine Frau — nicht mehr.

Er setzte sich in einen Fauteuil vor dem Kamin. Es fror ihn plötzlich. Die Kohlen glimmten noch leise.

Er hätte jetzt trostlos weinen mögen, wie einst als Junge. Aber es war ihm, als könnte er nichts empfinden. Gar nichts. Er war nur sehr niedergeschlagen und im tiefsten erstaunt, wie man es über etwas sehr Trauriges ist.

Auf dem Teetisch lag noch in einer Schale die Karte der Mutter. Er hatte sie stundenlang ganz vergessen gehabt.

Aber jetzt war er müde ... die Wohnung kam ihm leer und entsetzlich vor. Es war mit dieser Frau etwas entwichen, das vorher hier wie etwas Farbiges und Blühendes umhergegangen war. Erst jetzt fühlte er sich grenzenlos allein.

Digitized by Google

In einem apathiſchen Dämmerzuſtand lag er ſtundenlang im Stuhl.

Als er aufwachte, ging es gegen zehn.

Er kleidete ſich an nnd fuhr in die Stadt. In dem Hotel, wo die Mutter abgeſtiegen war, ſagte ihm der Portier, die Dame ſei ins Theater gefahren. Aber er wußte nicht, in welches.

Bernard dankte und ging.

Er ſchritt langſam die rue Caſtiglione hinauf. Es tat ihm wohl, durch die Nacht zu gehen, als ob jeder Tritt ſeine beſondere beruhigende Bedeutung hätte. Es war merkwürdig ſtill in ihm.

Ja, er hatte ſie gezwungen, mit ihm das Allerletzte zu vollbringen. Sie hätte mich auf halbem Wege im Stich gelaſſen, dachte er. Nun aber war das eine Entſcheidung. Und Entſcheidungen erleichtern einen immer, dachte er weiter.

Seine Nerven ſchwangen in ſeltſam friedvollen Wellen. Und dennoch — wenn ihre Worte ganz aufrichtig geweſen waren, ganz aufrichtig, wenn ſie ſich wirklich aus irgend einem edlen Grunde hatte von ihm trennen wollen, dann hatte er einen Mord an ihrer Seele begangen, dann hatte er ſie ... vergewaltigt.

Wie grotesk ſo ein Wort klingt ... überlegte er. Er ſprach es mehrmals laut aus, während er über die einſame Place Vendôme ſchritt.

Aber er konnte ſich nicht wochenlang nach der Geliebten geſehnt haben ... wochenlang, um ſie dann nach einer melancholiſchen Phraſe aus dem Zimmer gehen zu laſſen ... das hätte er nicht gekonnt.

Das kann man nicht ... das kann man nicht ...

Digitized by Google

ſchrie es in ihm auf. Er fühlte, wie ſein Blut trotzig und warm in ſeiner Bruſt pulſierte.

Plötzlich wurde er wieder verſonnen und weich.

Und ſie wird doch... ging es durch ſein Gehirn... in zehn Jahren vielleicht... mit einer bitteren Rührung an dieſem Abend zurückdenken, da ihr wider ihren Willen etwas ſo grauſam Zärtliches geſchah... Sie wird vielleicht ſpäter einmal... ganz ſpät, wenn ihre Gedanken zu dieſem Sommer zurückkommen, dieſen Augenblick in allen Nerven wiederempfinden und nicht bedauern... gewiß nicht bedauern.

Er dachte zugleich: Wie komiſch eitel ich bin...

Aber er hatte ihr ja ſicherlich nicht unrecht getan. Denn die Frauen beten um die Ruhe, und ihr Herz ſehnt ſich nach dem anderen; ihre Hände ſträuben ſich, und ihr Mund fleht nach Küſſen, ihre Gedanken haſſen, und ihr Leib drängt zur Umarmung... wie wunderbar und rührend dieſer Zwieſpalt war.

Bernard ſtand plötzlich im Lichtglanz der Avenue de l'Opéra. Das Geräuſch der Wagen und Stimmen ſchlug wie etwas Starkes und Aufreizendes an ſein Ohr. Er ſetzte ſich vor das Café de la Paix und beſtellte ſich einen Wermut. Da erinnerte er ſich, daß er noch nicht gegeſſen hatte.

In den Fenſtern der erſten Etage der Großen Oper ſchwamm ein feines blaues Licht. Die Vorſtellung war noch nicht zu Ende.

Im Gewirr der Menſchen hörte er hinter ſich eine leiſe überredende Frauenſtimme. Darauf antwortete ein Herr mit gehacktem Akzent, wie die Deutſchen die ſchöne franzöſiſche Sprache ſprechen.

Digitized by Google

Und jetzt geschah es ihm, daß die Neugier und die Erwartung der Mutter wie eine große sanfte Bewegung alles, was sonst noch in ihm tobte, gefangen nahm und gleich einem ruhigen, stetigen Feuer überstrahlte.

Da war ein Halt, dem er sich bei allem Eigensinn einer freien und unabhängigen Lebensführung in vielem gerne anpassen wollte, und der so in der Zukunft seinem Dasein gewiß und unmerklich eine Richtung geben würde.

Er schaute auf. Ein Mann stand vor ihm, der Ansichten von Paris und zugleich die Adressen der öffentlichen Häuser verkaufen wollte.

Bernard machte nur eine leise Bewegung mit der Hand.

Da ging der andere weg.

Vor der Oper fuhren jetzt die Wagen vor. Damen in weißen und dunkeln Mänteln kamen die große Treppe herunter. Diener rissen die Coupés auf. Wagentüren knallten. Getrappel klang auf dem Asphalt.

Er dachte: Vielleicht steigt jetzt die Mutter in einen solchen Wagen.

Das war sehr wohl möglich.

Ein breiter Amerikaner kam mit einer Kokotte, die einen großen schwarzen Hut aufhatte, von der Oper her über die Straße. Er hielt ihren linken Arm mit der Hand, als ob der Arm ein Geländer wäre.

Wie bestimmt und sicher doch diese Rasse von allem Besitz ergriff.

Der Amerikaner schritt mit der Dame durch den schmalen Gang, der zwischen den kleinen Tischen war, ins Restaurant hinein.

Bernard sah auf die Uhr. Es ging auf halbzwölf.

Digitized by Google

Er wollte noch ein wenig dahinſchlendern und dann irgendwohin zum Eſſen gehen.

Vor dem Eingang zum Metropolitain mußte er im Gedränge eine Weile ſtehen bleiben. Eine widerlich ſüße, zugleich ſchale Luft kam die Treppe herauf.

„Wie überzuckerte Fäulnis . . .“ überlegte er.

Da drehte er ſich um und ging wieder die Avenue de l'Opera hinunter. Im Café de Paris waren ſchon faſt alle Tiſche beſetzt. Doch fand er nahe beim Eingang noch Platz.

Der Tänzer trat eben in ſeinem braunen Frack zu einem Step an.

Eine leiſe Zugluft kam von der Türe her. Bernard fühlte ſich unbehaglich, aber er beſtellte ſein Eſſen.

Da ſah er etwas tiefer im Raum neben einer Säule an einem kleinen Tiſch eine ziemlich pompöſe Dame mit einem magern, ſehr ſchwarzhaarigen Herrn ſitzen.

Sie trug einen ſchwarzen Samthut mit einem weißen Reiher.

Ein kühles und wunderliches Erſchrecken ſtieg ihm vom Herzen in die Schläfe hinauf.

Er hatte ſie jahrelang nicht geſehen, aber es kam ihm jetzt ganz ſonderbar vor, daß dieſe große, etwas ſtatuenhafte und auffallende Dame ſeine Mutter ſein könnte.

Er hatte ſie ſich ſtiller im Ausdruck, ſenſibler vorgeſtellt.

Dieſe Empfindung wurde ſo ſtark, daß er überlegte, ob er ſich nicht ſtill entfernen und ſie erſt morgen aufſuchen ſollte.

Dann überkam ihn aber plötzlich etwas wie ein

Digitized by Google

inniges Mitleid. Er ließ ihr durch einen Kellner seine Karte überreichen und sie, falls sie ihn kennte, um eine Unterredung bitten.

Er schaute nicht hin, als der Mensch hinüberging, hatte aber instinktiv das Bewußtsein, daß sie jetzt mit dem schlanken Herrn ein paar Worte sprach, darauf aufstand und sich näherte.

Da ging er ihr entgegen, und sie küßten sich trotz allem Bizarren dieser Bewegung in einer jubelnden Freude. Sie setzte sich ihm gegenüber, und er sah sofort, daß ihr Gesicht stark maquilliert und ihr Haar braun gefärbt war. Ihre Züge erschienen ihm noch schön, aber seltsam müde geworden.

„Du siehst sehr gesund aus . . .“ sagte sie und lachte und ließ dabei ihre Zähne sehen.

Sie sprach nervös und hastig und erzählte, daß sie seit acht Tagen in Paris sei. Da Bernards Blick einmal ganz unbewußt zu dem Herrn hinüberschweifte, bat sie: „Aber komm doch herüber, ich sitze da mit einem guten Bekannten . . .“

Bernard war erst verlegen, stand dann auf und ging mit ihr an den anderen Tisch.

Der andere, der jetzt in der Nähe sehr blaß war, stand auf. Die Mutter stellte vor. Bernard hörte einen polnischen Namen und erfuhr, daß der Herr ein sehr bekannter Klaviervirtuose wäre.

„Ich erinnere mich, von Ihnen gelesen zu haben . . .“ sagte Bernard, als er sich setzte.

Der Kellner trug das Essen auf.

Während Bernard seine Bouillon trank, schaute er über den Tisch und auf die langen frauenhaften Hände

Digitized by Google

des anderen, die so ruhig zu beiden Seiten seines Tellers lagen, als ob in ihnen kaum die Kraft zu einer Bewegung wäre.

„Und was Immobilien anbetrifft," begann die Mutter zu Mr. Kovaleski gewendet, als führte sie ein eben unterbrochenes Gespräch weiter, „so ist hier ein Placement nur mit Vorsicht zu wagen. Man hört oft von sechs und mehr Prozent Dividende reden, aber das ist für die meisten Proprietäre ein Traum. Häuser verzinsen sich hier durchschnittlich mit dreiundeinhalb . . ."

„Dann kann man ja . . ." antwortete Mr. Kovaleski und lächelte . . . „noch besser unsere eigenen Staatsanleihen kaufen . . ."

„Ja . . . gewiß . . ." sagte Mrs. Curjel.

Man sprach jetzt unvermittelt von Amerika, wo Mr. Kovaleski im Januar auf einer Tournée sein würde.

Da fragte Bernard: „Ist es das erstemal, daß Sie hinübergehen?"

„O nein . . ." lächelte der andere und legte seine Serviette neben sich auf den Tisch . . . „ich war schon mit fünfzehn Jahren dort . . ."

„Auf einer Tournée?"

„Ja . . ." antwortete Mr. Kovaleski und begann von der Oper in Buenos Aires zu sprechen, wo er die beste Carmenvorstellung in seinem ganzen Leben gesehen hätte.

Bernard fühlte, wie ihn die Mutter während des Gespräches anstarrte, und sah fragend auf.

„Komisch . . ." sagte sie . . . „ich muß mich erst wieder an dich gewöhnen, trotzdem ich mich sehr gesehnt habe, dich zu sehen . . ."

Digitized by Google

„Ja, man verändert sich . . .“ Bernard hatte die Worte ohne irgendeine Absicht gesprochen und bemerkte erst jetzt, daß über ihre Augen ein schmerzlicher Schatten glitt.

„Mr. Kovaleski wird in der nächsten Woche ein Konzert in der Salle Gaveau geben . . .“ sagte sie jetzt, als ob sie das Gespräch bei der Musik festhalten wollte . . . „wir werden hingehen, nicht wahr?“

„Sehr gerne . . . ich werde mich freuen, Sie zu hören.“

Mr. Kovaleski verneigte sich leicht und etwas mechanisch, wie jemand, dem das eine gewohnte Übung ist. Sein schwarzes Haar stand in frappantem Gegensatz zu seiner fast krankhaft weißen Stirne. Wenn er lächelte — dieses Lächeln war ebenso stereotyp wie sein Nicken —, hob sich seine gewölbte Oberlippe leicht und blieb dann eine Sekunde in dieser Lage, als ob dieser Ausdruck nicht nur für eine Person, sondern für eine ganze Reihe von Menschen bestimmt sei.

Da für einen Augenblick niemand mehr sprach, fragte Bernard, nur um Interesse zu zeigen: „Wo sind Sie zuletzt aufgetreten?“

„Ich habe das Frühjahr in London verbracht . . .“ antwortete er.

Bernard sah mit einem scheuen Blick seine Mutter an. Sie starrte geradeaus, und die feinen Fältchen um ihre Augen zitterten leise.

Es wurde peinlich still.

Als ob aber nun Mr. Kovaleski die Verpflichtung fühlte, die Situation zu retten, begann er plötzlich von Reisen, von Moskau und der Krim, dann von einem

Digitized by Google

Empfang bei der Großfürſtin Clémentine zu ſprechen, wo er geſpielt hatte.

Bernard lehnte ſich zurück. Er ſchob wieder mit zwei Fingern ein Weinglas hin und her, wie er es oft tat, wenn er in großer Verlegenheit war.

Es war ihm jetzt unendlich ſchmerzlich, dem Geliebten ſeiner Mutter gegenüberzuſitzen. Er dachte an die kleine Margot. Sie würde gewiß auch noch einmal die gleiche Erfahrung machen. Und an ihrer Verwirrung wäre er ſelbſt mitſchuldig, wenn ſeine Schuld dann auch ſchon in der Vergangenheit läge.

Wieviel Unrecht man doch begehen mußte, um glücklich zu werden . . .

„Wollen wir bald gehen? . . .“ fragte er ſeine Mutter, als er wieder aufſah.

„Ja . . .“ ſagte ſie leiſe und ergeben, als ob ihr etwas bange wäre.

Die große, vor ein paar Minuten noch ſo ſelbſtſichere Frau war plötzlich müde und einſilbig geworden.

Sie verabſchiedeten ſich.

Als er ſeiner Mutter in der Garderobe den Abendmantel überlegte, ſah er zufällig noch einmal zurück. Mr. Kovaleski ſaß noch in derſelben Stellung auf ſeinem Stuhl, rauchte eine Zigarette und ſah nach der gegenüberliegenden Wand.

Draußen wartete ein Automobil.

„Du begleiteſt mich noch ins Hotel?“ fragte die Mutter.

„Ja, Mama . . .“ ſagte er. Es war ihm jetzt ſchon wohler, da er dieſer Atmoſphäre entwichen war. Aber auch im Wagen wich die Befangenheit noch nicht von ihnen.

Digitized by Google

Die Mutter lehnte sich ein wenig an ihn. Es war ihm, als ob er, selbst wenn er die Augen schloß, aus dieser Berührung von Schulter zu Schulter instinktiv fühlte, daß er neben seiner Mutter saß. Und doch — als er sie einmal im Halbdunkel von der Seite ansah, glaubte er neben einer seltsamen und fremden Dame zu sein, von der er nur wußte, daß er mit ihr schmerzhaft tief verbunden war.

Vor dem Hotel hießen sie den Chauffeur warten. Er geleitete sie noch hinauf.

Wie er dann oben in ihren Zimmern am Fenster stand und in den dunklen Park der Tuilerien sah, sagte die Mutter plötzlich: „Erinnerst du dich, daß du als Kind in diesem Hotel gewohnt hast?"

Sie hatte dies so hastig und intensiv gesprochen, als ob sie über diese plötzliche Erinnerung sehr froh sei.

„Ja, Mama . . ." sagte er . . . „es ist lange her."

Da die Mutter müde war, wollte sie sich niederlegen. Er sollte sich nachher zu ihr ans Bett setzen.

Die Kammerfrau erschien, und die beiden gingen ins Schlafzimmer hinüber. Bernard schritt in einer beklommenen Stimmung im Salon auf und ab.

Als die Kammerfrau die Tür öffnete, ging er hinein.

Sie sah jetzt in den Kissen einfacher . . . mehr wie seine Mutter aus. Dieser Eindruck war ihm wie ein Trost, wenn auch ihr Teint älter und wie verwittert erschien.

Und nun sprachen sie zusammen wie zwei, die von einer langen Reise zu einer gemeinsamen Rast gekommen sind. Sie redete von Algier und London . . . er von seinen Erfahrungen aus der letzten Zeit.

Digitized by Google

Beide wußten, daß das Eigentliche, was sie quälte und bewegte, in der Tiefe und im Verborgenen blieb.

Während er noch auf und abschritt und sich in allerlei Pläne hineinredete, war sie plötzlich eingeschlafen.

Lange stand er am Fußende des Bettes und grub seinen Blick in ihr mattes und jetzt im Schlafe fast hilfloses Gesicht, auf dem so viel Widerspruchsvolles und zugleich alle Einsamkeit gezeichnet war ...

Bei diesem Anblick sah er plötzlich, wie in einer bizarren Verjüngung das Gesicht der Madame de Ch., auf dem wieder lächelnder Liebreiz und Verheißung zu leuchten schien. Vor ihrem Bilde atmete er auf wie vor einer schmerzensreichen und ungewissen Hoffnung.

Hier aber — und seine Gedanken hafteten wieder an diesen müden Lippen, die jetzt einen bekümmerten Zug angenommen hatten — bestand eine Pflicht, die er zu etwas Schönem und Hingebungsvollem ausbauen wollte, und die seiner Liebe am nächsten lag ... denn, dachte er sich, ein Mensch, der diese Sorge für seine Mutter nicht zu tragen die Lust hätte, wäre etwas unendlich Trauriges in dieser Welt.

Leise schlich er sich hinaus.

Im Salon saß die Kammerfrau auf einem Stuhl und schlief.

Unten sprang der Chauffeur vom Wagen und riß das Coupé auf.

Der regelmäßige, tapfere Rhythmus des Motors tat Bernards Nerven wohl. Er kam ihm vor wie der Pulsschlag eines starken, großen Herzens, das Kraft und Schnelligkeit und Begeisterung in die Räder und Transmissionen dieses Organismus trieb.

Digitized by Google

Er lauſchte auf der Heimfahrt dieſem ſicheren, unerbittlichen Takte ... und er wußte, daß alles, was jetzt noch in ihm ſchmerzte und brannte, mit der Zeit zur Ruhe kommen würde. Er dachte an Henriette ... an Madame de Ch. .... die ihn beide, ſo grundverſchieden ſie auch waren, durch Entzücken und Qualen, durch Glück und holden Trug, zu demſelben Ziele geführt hatten.

Und dies war nicht nur das Leben oder das Schickſal, was da gewaltet hatte, ſondern gewiß die ſchöne Klugheit dieſer Frauen, die ſicherlich wußten, daß ſo alles für ihn ... ſehr gut war. Aber er hätte jetzt beide noch einmal ſehen wollen, um die Hand einer jeden zu nehmen und ſie dankbar, leiſe und zaghaft zu küſſen. Man hätte ſich dazu wohl ein leichtes, lächelndes Wort geſagt ... wie ein Verſprechen der Erinnerung über viele Jahre hin. Und das wäre ſchließlich alles geweſen. Und dennoch ein Zeichen für etwas unvergänglich Schönes ...

Am kommenden Nachmittag — Bernard hatte an Madame de Ch. gedacht — war er mit der Mutter nach Verſailles gefahren. Sie hatten ſich im Schloß die Gemächer der Könige angeſehen und ſaßen nun auf der großen Terraſſe.

Die ſüße Trauer des Spätherbſtes lag ſchon in der Luft. Die Platanen und Edellinden im Park ſtanden in gelber ſterbender Pracht. Die Sonne lag rot und warm in den Baſſins. Auf dem Kreuz der Kanäle zogen die Gondeln wie heitere Spielzeuge in die Ferne, in den Abend hinein.

Digitized by Google

Zur Seite war ein Aquarellist, der eine Gruppe von Puten und ein paar Lauben als Hintergrund malte. Nebenan saß eine junge Dame über eine Stickerei gebeugt. Sie hob zuweilen den Kopf, und ihr Blick ging dann still und schläfrig in den gelben Wald der Gärten.

Bernard lehnte träumerisch auf seinem Stuhl neben der Mutter. Er wollte schon lange reden, aber er fand nicht das rechte Wort.

Endlich sagte er: „Mama, wir müssen jetzt beide sehr gut zueinander sein . . .“ seine Stimme klang vorsichtig und scheu.

Da schaute sie ihn an, nahm seine Hand, und als ob sie damit etwas verbürgte, wiederholte sie seine Worte.

Darauf saßen sie wieder lange still. Es war ihnen, wie in einem Einverständnisse, leichter.

Bernard sann wieder über Madame de Ch. nach. Ob sie ihren Plan geändert hatte, ob sie ausblieb? Seine Gedanken hätten sich schließlich darein gefügt.

Es ging gegen den Abend. Die Mutter sprach davon, aufzubrechen.

Endlich kam sie durch das Portal und führte Margot an der Hand. Bernard fühlte, wie die ihn noch nicht sah; aber plötzlich hatte die Kleine ihn erblickt.

Eine unheimliche Bangigkeit überfloß ihn für einen Moment.

Aber sie kam heran. Heiter, mit einem glücklichen Schimmer in dem schmalen Gesicht, wie es nicht anders zu ihrer Form paßte.

Bernard stellte die Damen einander vor.

Madame de Ch. sagte zu seiner Mutter: „Es wird

Digitized by Google

mich sehr freuen, Sie bei uns zu sehen, wenn Sie im Januar noch hier sind ... wir fahren nämlich dieser Tage bis über Weihnachten nach Cannes ..."

Mrs. Curjel antwortete: „Ich werde gerne kommen. Ich habe Ihnen außerdem zu danken für die Gastfreundschaft, die Sie meinem Sohne erwiesen ..."

„O ..." sagte Madame de Ch. und lächelte ... „wenn ich ihm irgend etwas Gutes erweisen konnte, bin ich darüber sehr glücklich gewesen ..."

Sie verneigte sich, Margot machte einen Knicks, dann stiegen die beiden langsam die große Treppe hinab und wandten sich gegen Trianon.

Die Mutter sagte: „Sie ist eine sehr schöne Frau ..."

Bernard antwortete: „O ja ..."

Er folgte ihrer schlanken Gestalt mit den Augen, bis sie im Schatten der Bäume verschwand. Dann hob er den Blick. Ganz fern ging ein Zug in der Richtung nach Saint-Germain. Der Rauch stand schneeweiß gegen den blauen Himmel. Er hielt immer noch ihre Hüften, ihren Schritt in seiner Vorstellung ... und plötzlich sah er sie — wie durch eine kuriose Gedankenverbindung — mit halbnackten Schultern aufrecht im Bett sitzen ... sah, wie ihre Augen groß und wunderlich wurden. Es war der Augenblick, ehe damals der Baron Fernand zu ihr ins Zimmer trat.

Ende

Digitized by Google

Alexander Castell

Der seltsame Kampf Drei Novellen

Geheftet 3 Mark 50 Pf., in Pappband 5 Mark,
in Halbfranz 6 Mark 50 Pf.

Die mysteriöse Tänzerin Kleine Geschichten

Geheftet 1 Mark, gebunden 1 Mark 50 Pf.,
in Leder 2 Mark 80 Pf.

Pester Lloyd, Budapest: Hier wird die Phrase von dem guten Erstlingsbuche, das bestenfalls eine „Hoffnung" erwecke, hinfällig. Die künstlerische Reife dieses ersten Werkes erreichen viele Schriftsteller überhaupt nie. Man könnte Vorbilder dieser klaren gepflegten Sprache nennen, französische und einige wenige deutsche Werke zitieren. Das wäre müßig. Ich stehe nicht an, diesen Novellenband als einen der besten der letzten Zeit zu bezeichnen.

Die Schweiz, Zürich: Ein feinerer, objektiver das Lebendige durchschauender Seelenzergleger als Castell ist kaum denkbar. Aber die Kunst ist ihm eben das Leben, und es ist ihm natürlich, daß sich die Welt in seinen Augen als Kunstwerk projiziert. . . . Und so mag man über den Inhalt seiner Novellen denken, wie man will, die Kunst ihres Autors muß man hoch einschätzen, diesen feinen Impressionismus, der bei gedämpften Mitteln von großer suggestiver Kraft ist. Das Charakteristische aber dieser Kunst wird man darin sehen, daß sie den poetisch faszinierenden Ausdruck für die raffiniertesten Daseinsformen findet und uns so etwas wie eine Philosophie der Décadence fühlen läßt.

Neue Freie Presse, Wien: . . . Es ist schwer zu sagen, ob sein merkwürdiges und interessantes Buch der Anfang oder das Ende einer literarischen Entwicklung ist.

Saale-Zeitung, Halle: Namentlich die Feinfühligkeit, die Castell auszeichnet, und die in den drei Novellen deutlicher ist denn je, verleiht dem Buche einen äußerst erfreulichen Rahmen. Die ruhige Art des Erzählens ist beileibe nicht Temperamentlosigkeit; Gründlichkeit und Abneigung vor Phrasen machen den Autor kühl und lassen die Konturen der Handlung übersichtlich und deutlich hervortreten.

Der Beobachter, Stuttgart: In diesem — Krankheitsbuche überfeinerter Menschen steckt eine große Kunst feinster, psychologischer Beobachtung, verbunden mit einem ungemeinen Form- und Farbensinn, wie er selbst vielen Malern nich zu eigen ist.

Augsburger Abendzeitung: Wie brillant jedoch diese Welt und dieser seltsame Kampf zwischen Natur und Hyperkultur in den drei Geschichten wiedergegeben ist, davon macht sich nur der einen Begriff, der sie liest und in dem Verfasser einem Künstler des Stils und Milieukenner wie Wilde begegnet. Namentlich die letzte der Novellen, die dem ganzen Buch den Titel gegeben, ist eine Perle seiner ziselierten Darstellung, seines exquisiten Stil- und Stimmungsgefühls.

Digitized by Google

Neues Wiener Tageblatt: Es ist ein verblüffendes Buch in seiner Beharrlichkeit und Reife, zumal es als Erstlingswerk vorgelegt wird.

Hamburgischer Correspondent: Sein Novellenbuch „Der seltsame Kampf" ist ein Buch für literarische Feinschmecker, für subtile Genießer, die den Reiz schillernder Farben und flüchtiger Stimmungen zu würdigen wissen. Er schildert die Welt des Luxus und der raffiniertesten Kultur . . . Den Inhalt dieser Novellen zu erzählen wäre Barbarei. Ihr Zauber besteht gerade in der seltsam vibrierenden, leicht verschleierten, spannenden und oft sprunghaften Art, in der dieser geistvollste Plauderer und gescheiteste Kopf unter den Modernen sein Thema behandelt.

Der Bund, Bern: Noch einmal müssen wir Stendhal nennen (z. B. in seinem Roman „Le rouge et le noir"). Und nicht nur die grübelnde Selbstzersetzung hat A. Castell mit ihm gemein, auch im Abdämpfen des Ausdruckes der Affekte erinnert er an dieses große Vorbild. Wer ein Buch artistisch zu lesen versteht, der darf sich von der Bekanntschaft mit den drei unter dem Titel „Der seltsame Kampf" vereinigten Novellen sehr viel versprechen. J. V. Widmann.

Wiesbadener Zeitung: Hier herrscht nicht das laute Lachen oder das verständnisvolle Lächeln; der Humor, der eine Gabe nicht des Geistes ist, sondern des Herzens, durchflutet diese Skizzen; ein wenig Wehmut erfüllt sie, wie wir sie bei Jean Paul finden . . .

Basler Nachrichten: Überhaupt scheint hier eine starke Originalität zu uns zu sprechen. Ein Schweizer, der über eine so delikate Art der Darstellung, eine so kühle, vornehm-sichere Sprache verfügt, ist schlechterdings etwas Besonderes. Die selbstverständliche Gelassenheit und beinahe trockene Distanz, mit der Alexander Castell die abseitigsten psychischen Komplikationen zu überwinden vermag, ist nicht alltäglich. Und dazu kommt eine geistvolle Ironie, deren Spott mit so wenig Bosheit und so vieler Überzeugung verbunden ist, daß sie jedenfalls auch diejenigen zum Lächeln nötigt, die sie trifft. Ich empfinde eine aufrichtige Sympathie für ein Talent, das schon in seinem ersten Buch so sicher ausgeprägte und eigenartige Form annimmt, daß man sagen kann: hier ist (in seinem Bezirk) ein Fertiger, Ganzer.

Zeitschrift für Bücherfreunde, Leipzig: Über das Erstlingsbuch des vielversprechenden Schweizers habe ich an dieser Stelle früher berichtet. Auch die vorliegende Sammlung kleinerer Novellen schildert elegant und anschaulich Charaktere und Szenen fast ausschließlich aus dem modernen Leben. Nur eine einzige, „Das Vermächtnis der Baronin von B", spielt im Zeitalter des Rokoko, von dem uns Castell, ein glücklicher Nachfahr und Erbe jenes heiter-schönen Geschlechts, ein getreues Abbild zeichnet. Die letzte Novelle, „Der hohe Tag", ist die beste. Unendlich fein und zart enthüllt sich uns ein peinliches Ereignis mit seinen tragischen Folgen. Und am Ende naht der Tod, wie die Alten ihn gebildet, ein edler Jüngling, die erloschene Fackel des Lebens zur Erde gesenkt. Der knappe, klare Stil, das sinnenfrohe Auge, die gemessene Haltung verraten den Landsmann Gottfried Kellers. Allein dieser kam aus einer alten ländlich gesinnten Patrizierstadt, Castell ist das Kind einer internationalen Weltstadt.

Albert Langen / Verlag / München

Digitized by Google

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim
Einbände von E. A. Enders, Großbuchbinderei, Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google